

C. F.

H.

M. 1729

2919.

J. A. G. Meay. B.
1821 ado

G. B. Schmiedlein

Handwörterbuch

der

Naturgeschichte

über die

drei Reiche der Natur.

nach

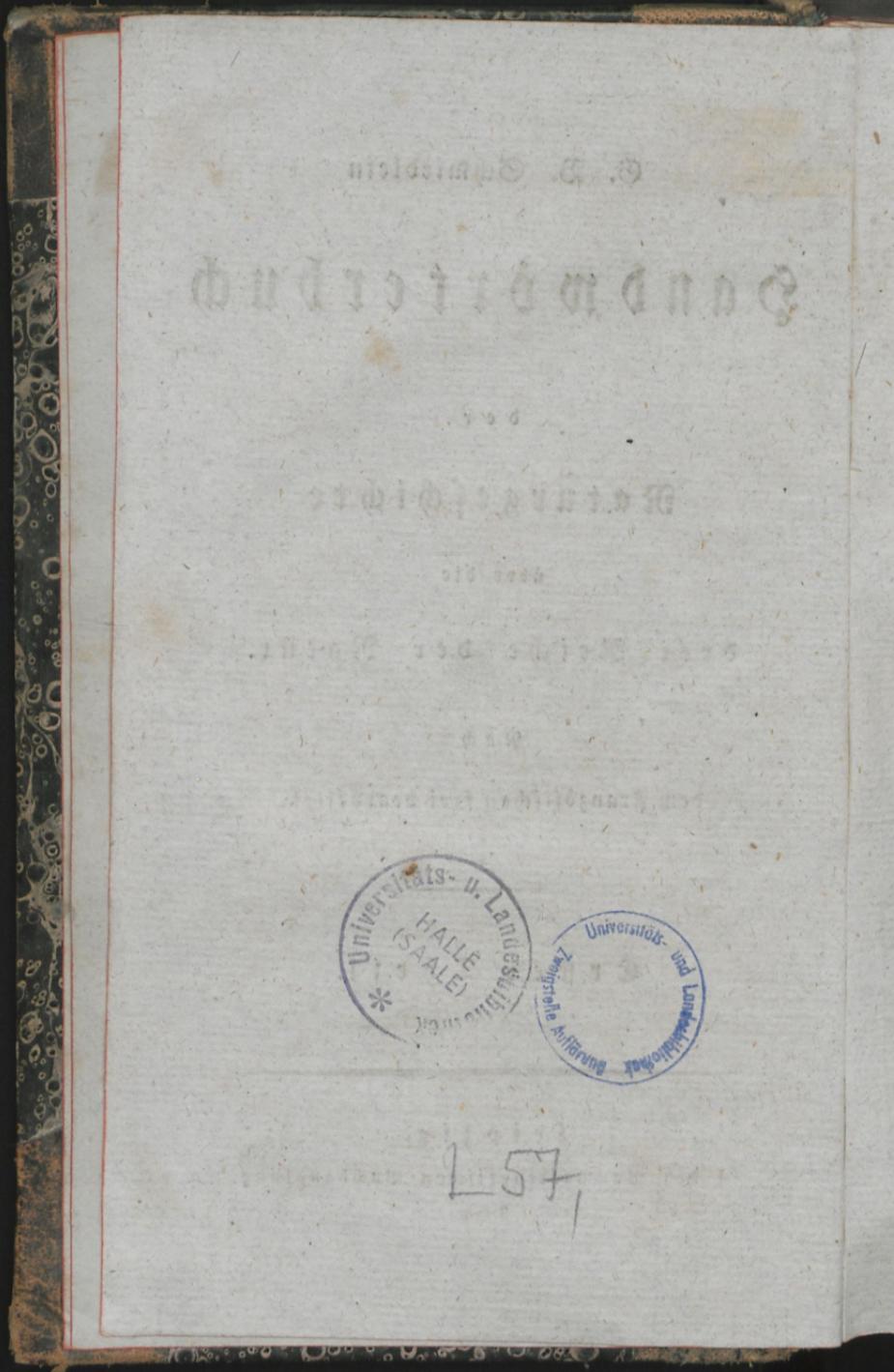
dem Französischen frei bearbeitet.

Erster Theil.

Leipzig,

in der Baumgärtnerischen Buchhandlung.

1800.



M. aleus muraena. Muraena

Ale. (*Muraena anguilla. Linn.*) Ob sich gleich dieser Fisch in allen Wässern in Europa, Indien, Grönland und selbst in Island aufhält, so ist er dennoch in der Donau und Wolga sehr selten. Er kann etliche Tage außer dem Wasser im Grase leben. Man will behaupten, er ginge sogar zuweilen auch aus dem Teiche heraus, um andere Gewässer zu suchen. Seine Jungen bringt er um die Zeit der Hundstage, und zwar aus den Eiern, die in seinem Körper entstehen, und sich daselbst entwickeln, lebendig zur Welt. Er ist von verschiedener Länge und Schwere, doch ist die gewöhnliche Länge zwanzig Zoll, und die größte steigt bis auf sechs Fuß, so wie die größte Schwere bis auf zwanzig Pfund. Seine Begattung ist noch nicht völlig bekannt; einige Fischer wollen behaupten, daß er von den Barschen, Weißfischen, Stinten oder Spieringen herstamme, weil man kleine Würmer, die in den Ohren dieses Fisches angetroffen worden sind, für junge Ale hält. Es scheint nicht, als vermehre er sich durchs Laichen, sondern in der offenen See, von da alsdenn die Brut desselben in die süßen Wasser übergeht. Es gibt Flüsse, wo die Ale zu Ende des Sommers herab, um in das Meer zu gehen, sich begeben, von da sie zu Ende des Winters wieder herauskommen. Gewöhnlich halten sie sich tagelang auf dem Grunde der Gewässer auf, und kommen nur bei herannahenden Gewittern auf die Oberfläche derselben heraus, um frische Luft zu schöpfen. Dieser Fisch hat ein sehr zähes Leben, indem sich nicht nur die zerschnittenen Stücke desselben noch

lange bewegen, sondern auch der abgelöste Kopf noch heißt. Man fängt sie in Fischreusen, oder auch im Schlamme mit dreizinkigen Gabeln, im Winter kann man ihn mit einem Bund Stroh unter dem Eise fangen. In den nördlichsten Ländern wird seine Haut zu Fensterscheiben, an andern Orten zu Niemenwerk gebraucht. Wenn er auf das Land des Nachts auf kurze Zeit aus seinem Lager geht, so nährt er sich von Schnecken und anderm Gewürme, auch von todtten Thieren.

Aalraupe. (*Gadus lota*, Linn.) Eigentlich gehört dieser Fisch nicht zur Familie der Aale, er hat aber einige Nehnlichkeit mit denselben in Absicht der Bildung des Körpers. Aufser jener Benennung führt er auch noch die Namen: Quappe, Trusche, Aalrutte, Aalsquappe. Er hat ein sonderbares Aussehen; denn der Kopf gleicht dem eines Frosches, und der übrige Theil des Leibes einem Ale. Auch in der Bewegung ist er dem Ale ähnlich. Die schlüpftige, glatte Haut ist oberwärts grau, mit schwarzen und gelblichen Flecken gesprengt, am Bauche weiß. Seine Länge beträgt wohl zwei bis drei Fuß, und die Schwere gegen zwölf Pfund. Diese großen heißen Quappenkönie. Sonst werden unsre gemeinen Quappen, die sich in schlammigten Wassern aufhalten, selten über anderthalb Pfund schwer. Man findet die Aalraupe in den Flüssen und Seen von ganz Europa, wo sie in der Tiefe unter Steinen und in Höhlen, auf vorbeischwimmende Fische lauert. Sie ist außerordentlich gefräfig, und verschlingt, außer den Thieren, deren sie mächtig werden kann, auch Schlamm, faulés Holz u. s. w. Zur Laichzeit im December und Januar kommt sie aus der Tiefe an flache Uerter hervor. Ihre Vermehrung ist unglaublich stark. Die Fischer nennen sie schlechthin den Laichfisch. Ihr Fleisch ist fett und wohlgeschmeckend, und kurz vor der Laichzeit am besten. Die große, blaurothe Leber wird der Hechtleber vorgezogen, und man peischt den lebendigen Fisch mit Nüssen, um die Leber dadurch größer zu machen. Eben so hält man die Milch desselben für sehr delikat, den Roggen aber für schädlich.

Aasfliege. (*Musca vomitoria.*) Diese Fliege ist eben so groß als die Schmeißfliege, hat aber einen dicken Hintertheil, der ganz blau ist, das Bruststück ist schwarz und sehr rauh. Sie legt ihre Eier am liebsten in faules Fleisch, und wittert dasselbe sehr weit. Durch den Geruch getäuscht fliegt sie nach der stinkenden Aaspflanze (*Stapelia variegata et hirsuta Linn.*) und läßt die Eier in die prachtvollen, aber aasigtrichtenden Blüthen derselben hineinfallen, allein die ausgekrochenen Jungen müssen diesen Frethum mit dem Leben büßen, weil sie ihre natürliche Nahrung daselbst nicht finden.

Aaskäfer. (*Silpha.*) Dieser macht ein vom Mistkäfer ganz verschiedenes Geschlecht aus, welches über neunzig Gattungen enthält, er hat wie der Mistkäfer einen ausnehmend scharfen Geruch, und mittert das Aas in einer weiten Entfernung. Bey zwei Gattungen findet sich noch der besondere Naturtrieb, daß sie todte Maulwürfe, Mäuse, Fische u. s. w. in die Erde hineinscharren; daher heißen sie auch Todtenträger. Die größere Gattung ist schwarz, und hat nur einen braunen Rand um die Flügeldecken, sie übertrifft an Größe den Mistkäfer, und führt den systematischen Namen: *Scarabaeus germanica*. Die kleinere Gattung *S. vespillo* ist bunt und ungefähr halb so groß wie die schwarze, und zeichnet sich durch zwei gelbe Querstriche auf den schwarzen Flügeldecken aus. Wenn sie ein Aas begraben wollen, so mühlen sie die Erde unter demselben weg bis es tief genug eingefunken ist, dann legen sie ihre Eier hinein, und krähen die Erde wieder darüber zu. Sechs solcher Käfer können in vier Stunden einen Maulwurf auf diese Weise wohl füllig versenken. Sie geben einen bissamähnlichen aber widerigen Geruch von sich; man findet denselben bey einem todten und in einer Schachtel aufbewahrten nach zwanzig Jahren noch eben so stark, als anfangs. Diese und die Mistkäfer werden sehr von Milben geplagt.

Aaspflanze (stinkende). (*Stapelia variegata et hirsuta. Linn.*) Diese Pflanze ist in Afrika einheimisch, sie

zeichnet sich eben sowohl durch die Schönheit ihrer großen dunkelrothen Blumen, als durch ihren unausstehlichen Geruch aus. Dieser gleicht dem verfaulten Fleische so sehr, daß selbst Schmeißfliegen und besonders Wasstiegen ihre Brut hineinlegen, die aber aus Mangel der Nahrung umkommen müssen, doch giebt es eine besondere Gattung Fliegen, die sich vom Saft dieser Pflanze eigentlich nähren, und deren Jungen bis zur Verwandlungszeit in den Blumen bleiben.

Aavora. Westindische und Afrikanische Frucht von der Größe eines Künereies, die mit mehrern andern, büschelweise in einer großen Schote auf einer Art von sehr hohem und dornigtem Palmenbaum wächst. Das Fleisch verschließt einen ziemlich harten, fast beinartigen Kern von der Größe eines Pfirsichkers, mit drei Löchern an den Seiten, und zwei kleineren neben einander. Er enthält eine schöne weiße zusammenziehende Mandel, deren Genuss wider den Durchfall sehr gut ist.

Abaca. (Manillischer Flachs oder Hanf.) Eine Art Lein oder Hanf, die auf einigen der Philippinischen Inseln wächst. Diese Pflanze ist eine Art des Indianischen Ahornbaums (*Platanus*.) Man unterscheidet die weiße und die graue. Sie wird jährlich ausgesät und auch eingearndet, und eben so, wie der gemeine Europäische Hanf, bearbeitet und gebrochen. Aus der weißen wird eine sehr feine Leinwand gemacht, die graue hingegen braucht man meistentheils zu Schiffsseilen und Stricken.

Abada. gr. Abada. Ein wildes Thier, das sich in Bengalen und auf der mittägigen Seite von Afrika in Ethiopien aufhält. Nach dem Laurentius Catelanus ward in den ältern Zeiten der Name Abada dem Naschorn (*Rhinoceros Linn.*) beygelegt. Es hat zwei Hörner, ein längeres vor der Stirne, ein kürzeres im Nacken. Das erste ist drei bis vier Fuß lang, an der Wurzel von der Stärke eines Menschenbeins,

und oben spitzig. Das zweite ist kürzer und stumpfer. Diese Hörner werden von den Negern für ein Heilmittel verschiedner Krankheiten gehalten. Die Größe dieses Thieres ist die eines zweijährigen Füllens, der Schwanz ist dem eines Ochsen gleich, jedoch nicht so lang, so wie seine pferdartige Mähne weit stärker und härter ist, als die eines Pferdes. Uebrigens gleicht es dem Pferde am Kopfe und Hals, nur daß beide flächer und kürzer sind. Die Füße haben gespaltene Klauen wie beim Hirsch, jedoch sind die Schenkel weit dicker.

A baguna. Ein Vogel in Peru und Abyssinien, der ein kurzes Horn auf dem Kopfe hat, dessen äußerstes Ende einer Bischofsmütze gleicht.

Abanga. Die citronähnliche Frucht des Palmbaums auf der Insel St. Thomas.

Abaremo = Temo. Art Acacienbaum auf den Brasilianischen Gebirgen, dessen dunkelrothe Wurzel und bittere Milde eine besondere Kraft haben soll, Geschwüre zu heilen.

Abari oder Abave. Ein großer Baum in Ethiopien, dessen Frucht wie ein Kürbis gestaltet ist.

Abave. S. Abari.

Abdelavi. Eine Egyptische Pflanze mit einer länglichen melonenartigen Frucht, die an den Seiten und bei den Spitzen schmäler und spitzer zuläuft.

Abelicea. Kretischer falscher Sandel. Ein großer Baum, der auf der Insel Kandia oder Kreta auf dem Gipfel der Berge wächst, und eine Art Sandelbaum ist, er wird im Bauwesen zu Balkenwerk gebraucht, weil er grade und groß ist. Sein Holz ist hart, roth und etwas wohlriechend, und

kommt geraspelt dem rothen Sandelholze nahe. Seine Früchte sind kleine schwarze Beeren von der Größe und Gestalt der Pfefferkörner.

A b e l m e l u c h. Eine Art Wunder- oder Kreuzbaum in Mecka, dessen Saamen heftig purgirt.

A b l a b. Ein in Egypten niedrig wachsender Stranch oder Staudengewächs, ungefähr so hoch wie der Weinstock, seine Zweige und Reste breiten sich auch eben so aus. Er trägt des Jahres zweimal, nehmlich im Frühling und Herbst, eine Art schwärzrother Bohnen, die den Blättern nach mit den Türkischen Bohnen sehr viel Aehnlichkeit haben. Die Egyptier bedienen sich ihrer zur Nahrung. Man röhnt sie auch sonst als Mittel wider den Husten und die Harnstrenge. Diese den Türkischen Bohnen ähnliche Blätter sollen ein ganzes Jahrhundert hindurch, sowohl im Sommer als im Winter beständig grünen.

A b n u s. (*Sparus aurata*. Linn.) Ein im Mittelländischen Meere und im Weltmeere zwischen Europa und Amerika sich häufig aufhaltender ehedem sehr geschätzter Raubfisch. Er ist ungefähr einen Pariser Fuß lang, sein Rücken dunkelgrün, scharf und die Seiten braun. Die Kiefer haben acht Vorderzähne, der Schwanz hat einen schwarzen Fleck. Er hat ein röthliches sehr schmackhaftes Fleisch; seine Schuppen haben einen sehr schönen goldgelben Glanz. Er ist der Feind verschiedner Fische. Man hat Abarten, welche pomeranzengelb und blau gezeichnet sind.

A b r e m o n t. Ein Fisch in der Nordsee, der sich außerordentlich stark vermehrt.

A b r e t m e t h i m. Ein Amphibium auf der Insel Java ungefähr zwey Ellen lang, es ist roth und blau gezeichnet, und hat Löwenklauen und einen Pferdeschwanz.

A b s u s. S. Egyptischer Stachelklee.

Abucataja. Ein Ostindischer Fisch, fast wie der Dor-
bütte, und von vorzüglich gutem Geschmack.

Acacaca-ca-hoatli. Eine Art Merikanischer Vö-
gel, die zum Geschlecht der Eisvögel gerechnet werden.

Acacatis. Eine Egyptische auf einer Staude wachsende
Frucht, die dem Saamen des Tamariskenholzes ähnlich ist. Un-
ter vielen andern Eigenschaften wird ihr auch besonders diese
zugeschrieben, daß sie das Gesicht stärke, und helle Augen mache.
Ihre Frucht ist in einer Schale verschlossen und hat papillion-
ähnliche Blüthen.

Acacienbaum. (falscher). (*Acacia Robinia*,
Linn.) Dieser ursprünglich aus Kanada und Virginien herstam-
mende Baum, ist von ansehnlicher Größe. In unserm Hin-
melsstrich ist er häufig und einheimisch, und macht eine beson-
dere Zierde unserer Gärten aus. Er wird von vielen für den
Egyptischen Schleendorn angegeben, weil er hin und wieder
einige Dornen trägt. Der Duft seiner Blüthen nähert sich sehr
dem der Pomeranzen- und Citronenblüthen. Man zieht eine
gelbe Farbe von diesem Baume, welche mit Alraun versezt bei
der Seidenfärberey gebraucht wird. Es kann auch, weil er dem
Wurmschlauch nicht ansgesetzt ist, zu Drechslerarbeiten gebraucht
werden. Seine schneeweissen Blüthen verschaffen den Kühen als
Futter überflüssige Milch, die von sehr gutem Geschmacke ist.
Die Wurzeln vertreten die Stelle des Süßholzes, so wie sein
Laub der Gestalt nach, viel Aehnliches mit den Blättern jenes
Strauches hat.

Acacienbaum. (ächter Egyptischer Schle-
endorn.) (*Acacia Aegyptiaca officinalis*. Linn.) Dieser
in Egypten, Arabien und Africa wachsende Baum kommt blos
in geheizten Gewächshäusern fort. Die Gewächshäuser des
Nationalgartens zu Paris enthalten zwei und zwanzig Arten

desselben. Man zieht aus den Saamenhülsen der völlig reisen und gequetschten Frucht den Acaciensaft durch langsames Einab-chen heraus. Er ist etwas zusammenziehend, herbe, aber doch nicht ganz unangenehm. Im Schatten getrocknet, fällt dieser Saft etwas schwärzlich aus. Von unreisen Früchten wird er röthlich, auch etwas gelblich. Wenn er gut seyn soll, so muß er die Dicke eines trocknen Extraks haben, schönroth von Farbe und brüchig sein. Wir bekommen ihn in Blasen in Gestalt zwölf Loth schwerer Kugeln. Von diesem Baume träufelt das Arabische Gummi, das, je nachdem es gestalter ist, auch ver-schiedene Namen führt. In großen hellen Stücken heißt es Ara-bisches Gummi, in Tropfen hingegen wurmförmiges Gummi. Diese Gummiarten werden sowohl von Aerzten ge-braucht die sauren Säfte zu versüßen, als auch von den Lactirern als unentbehrlich benutzt.

A c a c i e n b a u m oder **Gärtnerkasia**. Dieses aus der Levante herstammende Staudengewächs wird in Gewächshäu-fern erzogen, und den Winter hindurch sehr leicht erhalten, bes-sonders wenn man es zu Ende des Septembers bisweilen an die Fenster setzt, damit es einigermaßen von der Sonne erwärmt werden kann. Es erhält von seinen schönen rundlichen Blättern und wohlriechenden Blüthen ein reizendes Ansehen, und hat große weißliche Stacheln. Wird der Saame im April in Beete ausgesät, so schlägt er bald aus.

Acajou. S. **Elephantenläuse**.

Acalephe. Ein Fisch in Brasilien, der ein sehr zar-tes schmackhaftes Fleisch hat.

Acamacu. Eine Art Fliegenfänger in Brasilien.

Acapathi. Pflanze in Neuspanien, die den langen Pfesser trägt.

Acar a. Ein schöner Fisch in den Morgenländischen Gewässern, fast wie ein kleiner Barsch.

Acaraja. Ein Brasilianischer Fisch, der bei Nacht sehr hell leuchtet.

Acaramaeu. Ein sehr hellglänzender Fisch in Brasilien.

Acarapeba. Ein großer platter Fisch in Brasilien, dessen Fleisch von vorzüglicher Güte sein soll.

Acarapinima. Brasilianischer Fisch, fast wie ein kleiner Barsch.

Acaruna. Zwei verschiedene Gattungen eßbarer Fische in Brasilien.

Acaranan. Ein Seefisch, fast von der Figur und Größe des Pazello, der weiß und mit Schuppen bedeckt ist, und eine blutreinigende und urintreibende Kraft haben soll.

Acatechili. Vogelgeschlecht in Mexiko, fast wie der Europäische Grünschnabel.

Accaviac. Ein Vogel in Nigrition.

Acculiame. Hirsch in Neuspanien, der dem Europäischen sehr nahe kommt.

Achalactyli. Ein Merikanischer Wasservogel von der Größe einer Taube.

Achaoran. Eine Egyptische Pflanze, die viel Ähnlichkeit mit der Römischen Kamille hat.

Achatstein. (Achates. Linn.) Ein halb durchsichtiger, dem reinsten Kieselsteine sehr kommender Stein, der den Namen vom Achatflusse in Sicilien hat, wo er gefunden worden seyn soll. Die morgenländischen Achate stehen wegen ihrer Härte, Reinheit, Schönheit des Glanzes und ausnehmenden Feinheit in größerem Ansehen, als die abendländischen. Sie nehmen, je nachdem sie von verschiedenen metallischen Substanzen gefärbt werden, auch verschiedene Namen an, z. B. Karniol, Onyx, Sardonyx, Kazenauge, Griesstein, Chalcedon, Girasol, Opal u. s. w. Die reinsten Achate haben gar keine Farbe. Ihren Werth bestimmt die Schönheit und Seltenheit der zufälligen Spiele der Natur. Unter den Farben sind die grüne, die rosenrothe, die hochrothe und die Saphirfarbe die seltensten. Es soll Achate geben, die in ihren Bestandtheilen mitunter Pflanzen und Moose enthalten, und diese nennt man Baumachte. Man verfertigt aus ihnen Dosen, Rinne und andere Kostbarkeiten.

Achar. Mit Essig und Pfeffer eingemachte Art von ostindischen Nohre.

Achimenes. Ein Pflanze in den Wäldern von Martinique.

Achiotti. Ein dem Orangenbaum ähnlicher immergrüner Baum in Neuspanien, mit sternförmigen und weißrothen Blüthen, seine Frucht hat die Größe einer kleinen Mandel. Sein Holz giebt Feuer wie ein Feuerstein, aus seiner Rinde macht man sehr gute Stricke. Die Mahler bereiten daraus eine schöne rothe Farbe.

Ahit. Name eines Weinstocks auf Madagaskar, der im Winter reif wird.

Achlades. Eine Art wilder Bienen auf den Gebirgen von Kreta.

Achoava. Eine Egyptianische Pflanze fast wie die Ananas, von sehr guten Geschmacke.

Achourou. Eine Amerikanische Lorbeerbaumart, die man auch Indianisches Holz nennt. Blätter und Früchte sind aromatisch, erstere werden in Dekosten gebraucht.

Acicoca. Ein Peruvianisches Kraut, das man bisweilen für das berühmte Kraut von Paraguay ausgibt, dessen Eigenschaften es auch größtentheils besitzt.

Ackerklee. Diese Pflanze gedeihet am besten in loc-
kern weder zu trocknen noch zu feuchten Boden und ist ein vor-
treffliches Pferdefutter. Bei Kühen vermehrt es die Milch.
Man darf dem Vieh, das sehr begierig darauf ist, nur wenig
auf einmal geben und es nach und nach lieber davon abgewöh-
nen, weil es so vollblütig davon wird, daß manches davon er-
stickt. Vom zweiten Jahre an giebt diese Pflanze eine reichliche
Erndte. Die vor Absallung der Blüthen abgeschnitten trockne
Blätter geben einen guten grünen Thee. Man zieht auch Acker-
klee mit blau und weißer Blüthe.

Ackersalat. (*Valeriana locusta*. Linn.) Dieser findet sich auf Ackern und Feldern wild, und wird als ein an-
genehmer Wintersalat in Gärten gezogen. Man nennt ihn auch
Napünzchen, Lämmerlattich, Vielebchen u. s. w.
Er kann von der Mitte des Augustis bis zum Oktober gesäet
werden, und wenn nur die Erde locker ist, so hat er weiter keine
Wartung nöthig. Bei gesündem Wetter treibt er sogar auch im
Winter. Der Saame muß bey Zeiten abgenommen werden,
weil er leicht aussäßt.

Ackerspergel. (*Spergula arvensis*. Linn.) Diese Pflanze wächst überall in Europa auf dem schlechtesten Sandbo-
den. Die füßlangen knotigten Stengel haben mehrere Neben-

stengel, die Blätter sind sehr schmal und dünne, sie sitzen um die Knoten der Stengel in einem Kreise herum; oben an den Spitzen zeigen sich weiße Blumen, denen runde Samenkapseln, fast wie beim Flachs, folgen, worinnen ein schwarzes Samenkorn befindlich ist. Alles Vieh frisst ihn sehr gern. Die Samenkörner geben nicht nur ein vortreffliches Futter für das Ferviech, sondern auch ein gutes Brennöhl. Der Same wird in der Mitte des Aprils gesät, er nimmt mit den magersten Boden vorlieb, und wächst sehr geschwind. Man rechnet drei Meilen auf ein Feld, worauf man gewöhnlich einen Scheffel Noggen zu säen pflegt, und davon erndtet man um Iohannis gemeinlich sechs Scheffel wieder. Im Juni kann man denselben Acker noch einmal mit diesem Gewächse bestellen und die Saat im Herbst grün benutzen.

Aco. Ein wohlgeschmackender Fisch, der häufig im See Como angetroffen wird.

Acoalt. Eine lange Art Wasserschlangen im temperirten Ost- und Westindien.

Acocolin. Ein Raubvogel in Mexiko und Brasilien von der Größe einer Wachtel.

Acolalan. Ein Wanzeneschlecht auf der Insel Madagaskar, welche die Größe eines Daumens und Flügel erhält. Sie durchlöchert alles, besonders Zeuge.

Acolchi. Ein Merikanischer Vogel, fast wie eine Amsel.

Acolchichi. Ein schöner Ostindischer Vogel von der Größe eines Staars.

Acomalau. Ein kleines Inselk in Madagaskar, das Betteln, Kleider u. s. w. zerfrisst.

Acomas. Ein dicker, hoher, hart- und schwerholziger Baum in Amerika, der zum Schiffbau gebraucht wird.

Acontias. Eine Schlange in Kalabrien.

Acotot - Loquichilt. Ein dem Sperling ähnlicher Amerikanischer Seevogel.

Audia. Ein Ostindisches Insekt, das in der Nacht leuchtet und viel Ähnlichkeit mit einer Schnecke hat.

Acuise - Guarira. Eine Amerikanische Pflanze. Sie hat eine runde innwendig weiße und auswendig gelbe Wurzel. Man zieht ein Wasser aus derselben, das eine temperirende und giftwiderstehende Eigenschaft haben soll. Sie ist auch noch unter dem Namen *Zogolaurum* oder *Chipahurezit* bekannt.

Adamsfeigenbaum. S. *Bananenpisang*.

Adane. Eine Spielart der gewöhnlichen Seebarbe. Sie hat die völlige Größe derselben, lebt im Europäischen und Mittelländischen Meere, und hat weiße Rücken- und Schwanzflossen, welche schwärzlich linirt sind. Sie ist übrigens ganz weiß und mit zarten gezähnten Schuppen bedeckt. Das Fleisch soll eine blutreinigende und urintreibende Kraft besitzen.

Adolsbeerbaum. (*Sorbus domestica*. Linn.) Dieser Baum wird in den Wäldern von Frankreich angetroffen. Er kommt im Schatten sehr gut fort, und man kann daher die lichten Orte in einem Busche mit ihm verstecken. Seine reife Frucht hat einen lieblichen Geschmack. Sein Holz ist hart, so daß es auf mancherlei Art benutzt werden kann.

Abharoda. Nussbaum auf der Malabarischen Küste.

Adimām oder **Adimnām**. Ein für die Einwohner in Lybien sehr nutzbares wolltragendes Thier. Es liefert nicht nur die feinste Wolle und Käse, sondern wird auch bei kleinen Neisen zum Ziehen gebraucht.

Adipso s. Eine Art hoher aber mehretheils krummwachsender Palmbäume, die an Geruch dem Quittenbaum, und an der Frucht, die zwar angenehm riecht aber nicht eßbar ist, gleichen. Die Blätter sehen wie Myrthenblätter, und die unreife Frucht soll den Durst löschen.

Adive. S. Schakal.

Adler (königlicher). **Goldadler**. (*Falco Chrysaetos*, Linn.) Es giebt verschiedene Arten dieses Vogels. Die merkwürdigsten sind: der Adlerkönig, der weißlöpfige Adler, der königliche oder Goldadler, dessen ausgebreitete Flügel sieben Schuh vier Zoll betragen. Seine mit Federn besetzten Klauen oder Fänge schützen ihn vor der auf hohen Gebirgen herrschenden Kälte. Der königliche Adler, so wie alle Raubvögel dieser Art, verbinden mit ihrer Stärke und Wildheit ein sehr scharfes Gesicht und eine große Lebhaftigkeit. Der Adler wird vermöge seiner natürlichen Kennzeichen unter das Fallengeschlecht gerechnet; übrigens hat das ganze Adlergeschlecht vieles unter sich gemein, welches man auch bei allen Gattungen desselben antrifft, z. B. den krummen Schnabel, die eingebogenen Fänge u. s. w. Die Größe ist aber nicht bey allen einerlei. Außer den Augenliedern bemerk't man noch eine dicke Haut, die von unten an über sich ausgebreitet ist, die Augen bedekt und ihm das scharfe Gesicht erhält. Die Augenlieder stehen sehr hoch, und unter der Gegend derselben liegen die Augen in einer tiefen Höhle, sie sehen sehr helle und heiter aus, und es spielt ein feuriger Glanz mit hellgrün vermischt in ihnen, der Augenstern ist tief schwarz. Ein ausgewachsener Adler wiegt an die zwölf Pfund, die Länge vom Schnabel bis

zum äußersten Ende der Fänge beträgt über drei Fuß. Der Schnabel hat die Länge eines Zolles und ist beinahe handbreit, die Krümmung desselben hängt über den Unterkiefer herab und beläuft sich auf einen Zoll. Der Hals derselben ist schwarz. Der Schnabel ist besonders in der Mitte über zwei Finger breit, blaulich, braungesleckt und hornig. Ohnerachtet seiner großen Geilheit erreicht er doch ein sehr hohes Alter. Man behauptet, daß das Männchen das Weibchen wohl etliche zwanzigmal des Tages trete. Das Nest bauet er auf sehr hohe Felsen oder hohe Bäume, wohin auch die Weibchen ihre Eier legen, die sie daselbst ausbrüten. Ein Nest hat zuweilen sechs Fuß ins Gevierte und ist innwendig mit Thiersellen ausgelegt, darin die Jungen sehr warm liegen, es sind ihrer aber gewöhnlich nicht mehr als zwei, selten drei. Die Natur und die Mutter sorgen fleißig für ihre Nahrung, und letztere füttet sie besonders mit aller Art Fleisch und Wildpferd. Sie nähren ihre Jungen so lange bis sie fliegen können, alsdenn treiben sie dieselben erst aus dem Neste. Zum Raube und zur Jagd führen sie sie von Jugend auf an, und legen ihnen, so lange sie noch zu schwach sind, Lämmer, Widder und andre solche kleine Thiere, die noch nicht völlig tott sind, vor, damit sie selbige desto leichter abwürgen können. Sind sie kränklich, so gehen sie sehr verschonend mit ihnen um, und können sie wegen Schwäche noch keine starke Nahrung vertragen, so saugen die Alten das Blut aus ihrer Beute, behalten es etliche Minutenlang im Munde, und bringen es so erwärmt den Jungen bei. Sie geben ihnen bei zunehmenden Kräften und Wachsthumme Unterricht im Fliegen und nehmen sie mit in die Höhe, lassen sie fliegen; fallen sie, so fassen sie sie wieder auf, und das treiben sie so lange, bis sie selbst fliegen können. Hat ein Bergbewohner ein Adlernest entdeckt, so kann er sicher darauf rechnen, daß ihm der Wintervorrath nicht ausgehet. Er bewaffnet seinen Kopf mit einer Pfeilspitze aus Furcht vom Vater oder von der Mutter der jungen Adler zerrissen zu werden, wenn sie ihn überraschten. Zu dem Augenblicke, da sie abwesend sind, steigt er zu Neste, wo er

Wildvret, Enten, Hühner, Hasen, Stücken Schöps- und Ziegenfleisch findet, nimmt es herans, und läßt den Jungen nur das schlechteste liegen. Um nun länger hier von Gebrauch zu machen, so fesselt er die jungen Adler, und am Ende werden sie von den Alten, welche endlich müde werden sie länger zu erhalten, ganz verlassen. Man hat behauptet, daß der Steinadler oder der weißköpfige Adler (*Falco leucoccephalus Linn.*), obwohl eben so blutdürstig als die andern Arten, dennoch mit andern Vögeln in seiner Nachbarschaft während ihrer Legezeit gästfreundschaftlich leben; ihre Jungen füttern, sobald sie aber fliegen können, diese friedliche Gesinnung aufheben soll. Dieser Adler wird sowohl in Europa als Afrika angetroffen, besonders ist Virginien und Karolina sein Vaterland. Er ist weit beherzter als andre Raubvögel und führt das Gestügel mit außerordentlicher Schnelligkeit in einer unermesslichen Höhe davon. Sein Flug ist außerdem nicht sehr erhaben,

A d l e r (Weißgeschwänzte). Sein Vaterland ist Hudsonshay, er ist von der Größe anderer Adler, der Schnabel ist blaulich, die obre bogenförmige Kinnlade ragt über die untere hervor, ist ungefehrt das dritte Theil der obren, und ist mit einer weißgelben Haut bedeckt, worin sich die Nasenlöcher befinden. Die Stegenbogenhaut ist haselnussfarben. Zwischen dem Schnabel und den Augen sind fast ganz kahle Flecken, der Kopf und Hals sind dicht mit braunen spitzig zulaufenden Federn bedeckt. Die Federn des Rumpfes sind dunkelbraun, ausgenommen die auf dem Vordertheile desselben. Die Brust ist mit weißen spitzig nach oben zulaufenden Flecken bezeichnet, die sich auf der Mitten jeder Feder befinden. Die obren Flügelfedern haben die nehnliche Farbe. Der Schwanz hat weiße Federn, die Spitzen derselben sind schwarz oder dunkelbraun. Die Deckfedern unter dem Schwänze sind ebenfalls dunklesbraun. Die Beine sind bis zu den Fängen mit weichen röthlichbraunen Federn bedeckt. An jeder Klaue hat er vier dicke starke mit gelben Schuppen bedeckte Zehen, drei stehen vorwärts und eine hinternwärts.

Adlerfisch (Meer). (*Raja Aquila.* Linn.) Eine Art Seefisch, den Linne' in das Geschlecht der Rochen gesetzt hat. Er wohnt im Mittelländischen Meere, wo er aber nicht so groß ist als im Amerikanischen Weltmeere. Er schwimmt langsam. Oben ist er bleifarben und unten weiß, auf dem Rücken aber etwas röthlichbraun.

Adlerholz. *S. Paradiesholz.*

Adlerstein. **Klapperstein.** (*Aetites.* Linn.) Er heißt so, weil man glaubte, er würde allein in Adlernestern gefunden, man findet sie aber am meisten in Flüssen oder auf Acker. Er ist kreidenartig und eisenhaltig, bald leer, bald mit einem Kern, der in dem Innern desselben fest sitzt. In Schweden und Sachsen wird er in einigen Eisenbergwerken gefunden. Sein Bau beweist, daß er ursprünglich weich gewesen ist. Die eigentlichen Klappersteine sind von außen rauh, selten glatt aber von unterschiedlichen Farben, meistens fallen sie ins Schwarze. Sie sind selten größer als ein Pfauen- oder Aprikosenkern, und diese erste Art kommt aus Apulien, wiewohl man auch dergleichen in Ostindien antrifft. Die zweite Art, die aber nicht klappt, gleicht oft der Größe nach einer Faust. Man trifft sie mehr in Europa und selbst in verschiedenen Gegenden Deutschlands an.

Adonisfisch oder **Schläfer.** Dieser Fisch hält sich im Ocean auf, geht oft ins Trockne unter die Felsen des Seufers, schläft daselbst und erwartet die Fluth. Noch vor derselben wird er von den Fischern aufgesucht, muß aber mit großer Vorsicht gefangen werden. Seine Zähne sind außerordentlich scharf, man braucht ihn besonders zum Maßschlangen- und Seehundsfange.

Ady. Eine Art sehr hoher Palmbäume auf der St. Thomasinsel, die höher als eine Fichte ist. Den Saft sammeln
I. Theil.

die Einwohner und trinken ihn statt des Weins; sie werden leicht davon berauscht. Die Frucht essen sie gebraten, und ziehen aus derselben ein Öl, womit sie sich die Müdigkeit vertreiben. Den Kern genießen sie roh mit Maniol vermischt.

Aelster. Sie ist von Natur räuberischer und geschwätziger Art, hat einen hüpfenden Gang, wobei sie beständig den Schwanz bewegt. Sie macht auf kleinere Vögel, junge Hasen und junge Kaninchen Jagd, ist sehr geil, frisst die Eier der Amseln und Rebhühner, nistet im Gipfel der höchsten Bäume, umzäunt es mit Dornen, und lässt nur eine kleine Öffnung darin. Im Frühling legt sie jedesmal fünf bis sechs Eier. Weicht man ihr das Nest das erstmal hinweg, so hegt sie zum zweitenmal, und vertheidigt es wider Krähen und andre Raubvögel mit Geschrei bis sie sich entfernt haben. Sie lernt schwazzen und kann eben so zahm gemacht werden, als sie von Natur wild ist. Wenn sie satt ist, so hebt sie das Nebrige sorgfältig auf. Sie frisst sogar aus den Trögen der Schweine, welche sie gern auf den Rücken sehen lassen, weil sie ihnen das Ungeziefer weghassen. Ihr Fleisch ist hart und zähe, allein man kann kräftige Brühen daraus kochen.

Aeschē. S. Asche.

Aesculapschlange. Eine in Italien und auf der Insel Capri einheimische Schlange. Sie ist sehr sanftmütig, und nur dann gefährlich, wenn man sie reizt.

Affe. Nother Indianischer Schilfaffe. (*Simia rubra.* Linn.) Nach Buffon gehört dieser Affe unter die Familie der Patos; es ist dieses sein eigentlicher Name in Senegal, insgemein heißt er der rothe Affe aus Senegal oder Golam. Sein Aufenthalt sind außer Senegal auch noch andre westliche Länder in Afrika; seine Größe beträgt oft acht und zwanzig bis neun und zwanzig Zoll. Er ist boshaft, dreiste,

zärtlich und süßlich, hat einen festen Körperbau. Der Leib ist mehr ländlich, das Gesicht nicht allzuhäbslich, und das Haar schön an Farbe. Besonders glänzt sein Pelz schönroth. Er hat Beutel in den Backen und einen weißen Streif über den Augen, welcher von einem Ohr zum andern geht. Unter dem Kinnne, und rings um die Backen herum hat er langes weißes Haar, das einen schönen Bart bildet. Man erzählt von diesen Affen, daß sie vom höchsten Gipfel der Bäume herab bis an das äußerste Ende der Aeste klettern, sich reihenweise an die Küsten setzen und voller Verwunderung die ankommenden Schiffe betrachten. Sie stecken die Köpfe zusammen, als ob sie hierüber Unterredung hielten; einige thun bekannt mit den Menschen, wenigen Zweige, Aeste, Steine, auch wohl gar ihren eignen Unrat auf sie herab. Oft fordern sie die Menschen zum Kampf heraus, und wenn einige verwundet oder totgeschlagen werden, so zeigen die übrigen große Bestürzung, schreien schrecklich und springen endlich davon. Sie thun großen Schaden auf den Feldern in Senegal, besonders verwüsten sie den Hirsen. Sie kommen vierzig und mehrere mit einander, einer von ihnen bleibt auf einem nahegelegenen Baume zur Wache, sieht sich überall um, indem die Andern auf Beute ausgehen; erblickt er einen Menschen, so schreitet er aus allen Kräften, jene stichen und bringen alsdann ihren Raub in Sicherheit. Sie gehen meistens auf vier Beinen, ihr Schwanz ist nicht so lang als der Leib und Kopf zusammen.

Affe (Düks). (*Simia Nemaeus*, Linn.) Dieser ist in Cochinchina einheimisch. Er hat die große Leibesgestalt des Pavians (Maggat) (*Simia inuus*, Linn.). Am hintersten ist er eben so rauh als der Saya-jon oder Eichhorn-affe. Von den Guenans hat er den langen Schwanz und überhaupt die mehere Lehnlichkeit, und das glatte Gesicht eines gemeinen Affen. Er hält das Mittel zwischen den Guenans und dem Orang-Outang, geht gewöhnlich auf den Hintersäßen, und lebt von Bohnen und Baumknospen. Der

Affenbezoar erzeugt sich in seinem Magen und wird vorzüglich gesucht, er thut die nehmliche Wirkung als der von der Bezoarziege und Gazelle. Aus Furcht lassen sie ihn mit dem Kurath von sich, daher die Indianer auf das Suchen dieses Bezoar ausgehen und sie mit einem Prügel verfolgen. Diese Affenart hat lange Vorder- und Hinterfüße, doch sind die ersten weit länger. Der Daumen ist sehr klein, die Nägel sind krumm, ausgenommen an den Hinterfüßen, wo sie ganz glatt sind. Die Farbe der Nägel ist schwärzlich, so wie die Augenbrauen und Lefzen. Das Gesicht ist übrigens röthlichbraun. Die Ohren sind klein, unbehaart und eben so röthlichbraun wie das Gesicht. Die Schläfe, Backen und die untere Kinnlade haben ein langes weißes Haar mit einer gelblichen Mischung. Unten an der Stirne ist ein schmaler Streif, der nach jeder Seite bis an das Ohr hingehet und aus kastanienbraunen ins Dunkelfuchsrothe fallenden Haaren besteht. Gegen die Ohren zu sind diese Haare länger als in der Mitte der Stirne. Der Schwanz ist weißlich und einen Fuß und achthalb Zoll lang. Der Kopf, das Unterste der Armen und des Rückens, die Brust, der Bauch und die Seiten des Leibes haben eine grauwerlkähnliche Farbe, dennoch ist ein jedes Haar um die Wurzel weißlichgrau, und in der Länge wechselt das Schwärzliche mit Gelbgrau vier- bis fünfmal ab. Auf der Brust und dem Bauche steht das Gelbliche mehr hervor als auf dem Kopfe, Rücken und den Armen.

Affe (grüner). Ein Affe auf den Inseln des grünen Vorgebirges, in Senegal und in Mauritanien. Diese Affen leben sehr gesellschaftlich mit einander, klettern auf die höchsten Gipfel der Bäume, und springen mit außerordentlicher Behendigkeit von einem Zweige zum andern. Die Jagd derselben ist sehr leicht und ohne alle Gefahr. Sie lassen sich von den ersten Flintenschüssen nicht schrecken, und die ihnen dadurch verursachten Wunden pressen ihnen kein Geschrei aus. Nur das heftigste Feuer des Jägers ist im Stande ihnen Schrecken einzuflößen, und ihre ganz darüber ausgelassene Wuth äußert sich bloß durch Drohungen.

Affe (Schwarzässiger). Ist weiblichen Geschlechts und von sehr schönem Aussehen.

Affenbrodbaum. S. Baobab.

Affodill. S. Asphodill.

Afrikanische Frau. Ein sehr schöner Afrikanischer Vogel, der gleich den Affen dem Menschen alles nachzumachen sucht. Um ihn zu fangen nimmt man ein Gefäß mit Vogelleim, thut als wenn man etwas davon herans nähme, reibt sich die Augen, stellt das Gefäß auf die Erde und entfernt sich. Der Vogel nähert sich nun dem Gefäß, nimmt Leim heraus, und weil er das, was er gesehen hat, nachahmen will, beleimt er sich die Augen und die Füße.

Asterjungfer. S. Bastardjungfer.

Astermoose. (Algae.) Bei diesen Pflanzen, welche auch Fasergewächse heißen, machen der Stamm, die Wurzel und die Blätter nur einen Körper aus. Sie sind in einigen Stücken den wahren Moosen ähnlich, doch viel einfacher. Sie bestehen entweder aus Fäden oder einem häutigen Gewebe, oder aus einem blättrigen oder gallertartigen Wesen. Bei vielen erscheinen an den Stengeln Knöpfchen, Schilder, Bläschen, Kapseln u. s. w. welche die Fortpflanzungsgeräte vorstellen. Einige vermehren sich nach Art der Polypen durch Augen, die sich zur bestimmten Zeit vom Mutterstamme von selbst absondern und einen neuen Körper bilden. Die Kraft, nach dem Vertrocknen im Wasser wieder aufzuleben, haben sie mit den Moosen gemein, so wie auch dieses, daß sie wenig Höhe vertragen, im Frühjahr und Herbst am schönsten grünen, und in nördlichen Ländern vorzüglich stark wachsen. Sie machen auf Felsen und dünnen Hügeln die erste Grundlage der Fruchtbarkeit, denn es finden sich auf denselben zuerst solche Arten ein, die

nur wenig Nahrung bedürfen, und sie aus der Lust an sich ziehen. Wenn diese absterben und vermodern, so hinterlassen sie etwas feine Erde, worin schon die vollkommenen Moose ihre Nahrung finden. Sehr viel Astermose besitzen theils nährende, theils medicinische, theils färbende Eigenschaften.

Asterrüsselkäfer. Ein aschgraues Wasserinsekt, eine Mittelgattung zwischen der Spinne und Heuschrecke; es schwimmt auf dem Wasser und kriecht auf der Erde.

Astewurm. **Mastwurm.** **Madenwurm.**
(*Ascaris vermicularis*. Linn.) Ist von eben dem Geschlecht als der Spulwurm (*Ascaris lumbricoides*). Er ist dünne, weiß und so platt, daß man keine Ringe an ihm entdecken kann. Er hat mit den Fliegenlarven, besonders mit den Käsemaden viel Ähnliches. Diese Würmer werden höchstens einen Zoll lang, gebären lebendige Jungen, und sitzen im Mastdarm, besonders bei Kindern.

Agamemnon. Ein Tagfalter aus der Familie der Ritter. Er hat geschwänzte schwarze grüngestreifte Flügel. Sein Vaterland ist Assen.

Agami. Eine Art Virenhühner auf der Insel Kayenne.

Agaron. Ein einschaliges Muschelgeschlecht in Sene-
gal und Brasilien, das zum Geschlechte der Porzellanschnecken gehört.

Agatus. Großer Baum in Malabarien, der bei starkem Regenwetter in einem Jahre dreißig bis vierzigmal Früchte trägt.

Agaty. Sehr hoher Baum in Malabarien.

Agave (keimende). (*Agave vivipara*. Linn.) Sie hat vieles mit der ihr verwandten Amerikanischen **Agave** gemein. Ihr Stamm wird an zwanzig Fuß hoch und ist von oben herab bis zur Hälfte mit Nesten besetzt, deren jeder zur Zeit der Blüthe einen Büschel gelber Blumenn trägt. Wenn diese abfallen, so treiben ihre Stiele breite spitzige Blätter, worin sich Keime zu kommenden Pflanzen befinden, die nach vollkommener Reife sich vom Mutterstamme trennen und so wie der Same von andern Gewächsen, Wurzel schlagen und aufgehen. Diese Pflanze wird besonders in Guiana angetroffen und soll in drei Monaten ihre völlige Größe erlangen und bald hernach blühen.

Agelei, **Aglei** oder **Akelei**. Eine auf Bergen wachsende Pflanze mit gelerbten Blättern, deren Samen ein Mittel wider die Gelbsucht ist.

Agiahalid. Name eines Baumes in Egypten und Ethiopia mit einer nach Unis schmeckenden Frucht, dessen Blätter eine Wurm abtreibende Kraft haben.

Agnacat. Ein Baum in Amerika, der an Größe und Gestalt dem Birnbaum gleicht. Die Frucht gleicht ebenfalls der Birne, ist süß, hat aber einen Buttergeschmack und soll zur Liebe reizen.

Agnante. Ein Baum auf den Karibischen Inseln, dessen Blüthen mit denen des Kreuzbaums (*Vitex agnus castus*) viel Ähnliches haben und am Ende der Stengel traubensförmig gestaltet sind.

Agra. Ein wohlriechendes Holz auf der Chinesischen Insel Haynan.

Agracaramba. Ein von den Indianern sehr geschätztes Holz, das auf der Insel Haynan häufig angetroffen wird, und eine purgirende Kraft hat.

Agtstein (schwarzer). Ein schwarzer mineralischer Körper von muschlichem glasartigen Bruche und vorzüglich seinem festen aber nicht zu spröden Korne, der sich schleifen und poliren lässt. Er heißt auch Cannel- oder Candekohle, und ist so leicht, daß er auf dem Wasser schwimmt. Bei mäßiger Hitze schmilzt er mit einem unangenehmen Geruch. Im Feuer entzündet er sich, und verbreitet eine schwarze harzige Flamme. Er giebt ein Öl von sich, das ein Mittel wider die Wuth, fallende Sucht und den Schlag sein soll. Sein gerieben giebt er mit Kalkmörtel vermischt einen überaus festen Kutt; setzt man ihn in Öl auf, so erhält man einen sehr guten schwarzen Firniß. In Flandern wird er statt des Brennholzes und in England von Armen statt der Lichter gebraucht. Am meisten werden Kunstsachen daraus verfertiget.

Aguapa. Ein Baum in Westindien, dessen Schatten so gefährlich ist, daß die, welche darunter einschlafen, ausschwellen oder gar aufplatzen.

Aqua - pecaca. Eine Art Brasilianischer Wasservögel, die der Jacana ähnlich sind, nur daß sie braune Flügel und keinen Busch auf dem Kopfe haben; auf jedem Flügel sitzt ein gerades kleines Horn, womit sie sich vertheidigen.

Aguara - ponga. Eine Brasilianische Pflanze, die fast den Geruch und die Gestalt des Weilchens hat.

Aguti. Ein kleines Indianisches vierfüßiges Thier, eine Gattung des Meerschweinchens. Es hat an den Vorderfüßen vier Klauen und grunzt wie das Meerschweinchen. Man findet es häufig auf dem festen Lande von Amerika, auf den Inseln Guadeloupe, Dominique und St. Christoph. Es heißt auch das Ferkelkaniuchen. Dieses Thier hat dicke gerade in die Höhe stehende Haare, ist glänzendbraun mit roth vermischt, hier und da etwas schwarz, am Bauche aber mehr gelb-

lich. Der Kopf hat die Größe eines großen Mattenkopfs. Ohren und Maul gleichen völlig einem Hasen. Der nackte Schwanz ist nicht länger als ein Zoll und die Füße sind fünfzehig und wie bei einem Schweine gespalten. Es frisst wie das Eichhörnchen mit den Vorderpfoten und lebt von Früchten, Blättern, Mandiocwurzeln und Datteln. Mit der Vorsichtigkeit des Fuchses verbirgt es, wenn es satt ist, seine Lebensmittel, um sie im Nothfalle wiederzufinden. Es hat ein sehr leises Gehör und ist sehr fürchtsam, und flüchtet sich bei dem geringsten Schalle oder Pfeisen, steht aber sogleich mit spitzenden Ohren wieder still, um sich umzusehen was vorgeht. Die Negern jagen es blos mit einem Stocken und einem kleinen Hunde; verkriecht es sich aber in einem hohlen Baume, so machen sie ein Feuer von Stroh oder Mohr, wovon der Rauch es sogleich heraus treibt und um so leichter erhascht werden kann. Wird es zornig, so erhebt es die Rückenhaare steif in die Höhe und wirft mit den Hinterfüßen die Erde weit von sich. Es kann auf flachem Felde stark laufen, sobald es aber ins allzuhohe Gras oder Schilf kommt, wird es müde, und ist alsdenn leicht zu fangen. Dieses Thier hat auch äußerst scharfe Zähne, die Neger bedienen sich derselben als Lancetten um sich bei Feierlichkeiten die Haut damit aufzuschälichen. Weil seine Vorderfüße gegen die Hinterfüße sehr kurz sind, so überschlagen sie sich sehr leicht wenn sie einen Berg herunter verfolgt werden. Das Weib bauet sein Nest unter der Erde und trägt Moos hinein; seine Jungen setzt es zu dreienmalen, je zwei und zwei auf einmal, darin ab. Sein Fleisch soll sehr schmackhaft sein.

A g u t i = g u e p a. Schilf oder Nohr in Südamerika. Die Indianer finden an der Wurzel ein bewährtes Mittel bei Verwundungen von vergifteten Pfeilen.

A g u t i = t r e v a. Baum auf den Marianeninseln, der eine große Frucht in einer röthlichen Schale trägt. Die darin enthaltenen Samenkörner gleichen den Granatkernen, sind fast durchsichtig und haben einen angenehmen süßen Geschmack.

Ahahatka. Eine Frucht, die im nördlichen und östlichen Theile Europens und Asiens von den Einwohnern in Kamtschatka meistens statt des Zuckers gebraucht wird.

Ahate de daumho - rachi. Ein Baum von mittlerer Größe in Ostindien und auf den Philippinischen Inseln.

Ahetula. Die Ceilanische Viper.

Ahornbaum. (*Acer pseudoplatanus*. Linn.) Man findet diesen Baum auf schattenreichen, lockern, etwas feuchten und nährhaften Boden. Die Rinde ist glatt und weißlich, die Blätter sind groß, breit, und haben fünf ungleiche Einschnitte, oben sehen sie dunkelgrün, unten weißgrau und wollig. Die Blüthen sind Zwitterblüthen, erscheinen im April, und hängen in traubefärbigen gelbgrünen Büscheln herab. Der gesetzte Same reift im Oktober. Man säet ihn im Herbst oder Frühling, und verpflanzt die jungen Bäume vom zehnten bis zum funfzehnten Jahre. Sie wachsen beinahe zweihundert Jahre und werden über vierhundert Jahre alt. Das Geschmeide kann sie nicht vertragen. Das Holz ist weiß, ungemein zäh, wirkt sich nicht und ist dem Wurmsteine wenig ausgesetzt. Man bedient sich dessen zu verschiedenen Nollen, Walzen u. s. w. Man kann auch einen süßen, nutzaren Saft von diesem Baume erhalten, woraus man durch die Gärung ein geistiges Getränk und durchs Einkochen einen groben Zucker erlangt. Diese letztere Benutzungsart ist aus Nordamerika, denn in Pennsylvania wächst eine Ahornart Zuckerahorn (*Acer saccharinum*) wovon Zucker bereitet wird. Er ist zwar groß, braun und weich, aber gesünder, zergeht nicht so leicht im Wasser und süßet mehr als der gewöhnliche. Unter mehreren Arten des Ahorns zeichnet sich der Negundoahorn (*Acer negundo*) durch seinen überaus schnellen Wuchs aus. Er ist in Virginien einheimisch, treibt in einem Jahre sieben bis acht Fuß hohe Schüsse. Außerdem sind noch die Lenne (*Acer platanoides*) und der Masholder

(*Acer campestre*) bei uns als einheimisch bekannt. Die Blätter der ersten sind etwas kleiner als die des Ahorn, und haben einen scharfen milchigen Saft. In Aussehen der Blüthen unterscheiden sich beide Arten sehr wenig vom Ahorn. Das Holz ist hart und zähe aber nicht so fein wie das Ahornholz, und wird meistens zu Buschholz benutzt. Der Mastholder wächst gern strauchartig. Die Rinde ist rissig und gelbbraun; das Holz kommt dem Ahornbaum gleich.

A h o v a i. Brasilianischer Baum, dessen harte hellklingende Schale sich die Wilden statt eines Glöckchens bedienen.

A h o v a l. Ein Brasilianischer immer grünender Baum, der, wenn man hinein schneidet oder hauet, einen unerträglichen Geruch von sich gibt. Seine dreieckige Frucht ist von der Größe einer Kastanie, die Wilden machen allerlei Sierrathen davon. Wegen des ab hässlichen Gestandes, den er auch noch gefällt beibehält, kann er nicht einmal als Brennholz benutzt werden, obschon sein Stamm sehr stark und dick ist. Der Kern ist ganz giftig.

A h u. Vierfüßiges Thier in Persien, welches Buffon in die Klasse der wilden Ziegen oder Gazellen setzt.

A hu et otolt. Mexicanischer Vogel von der Größe eines Staars, an Schwanz und Flügeln blau, übrigens grau.

Agul oder Alhagi. Ein Persischer Baum, aus dessen Blättern und Zweigen bei großer Hitze ein purgirendes Manna abtränkt.

A i. S. Faulthier.

Ajaja. Brasilianischer Vogel von der Größe einer Gans, dessen Fleisch wohl schmeckend ist.

Ajaroba. Brasilianische Art Nochen.

Aigeis. Ein Edelstein, den man an mehrern Orten der mittägigen Küste von Afrika findet. Er ist grünlichblau, hart und ohne Glanz, dient den Ißinesern, einer dässigen Volkshorde in Guinea, statt der Münze; sie spalten ihn in kleine Stücke, die sie in der Mitte durchbohren, anreihen und in den Bart der Könige und Vornehmsten zur Zierde einschieben.

Aigrette. (*Ardea garzetta. Linn.*) Eine Art weißer Vogel, fast von der Größe der Reiher, umgekehrt ein Pfund schwer, und etwa zwei und zwanzig Zoll lang. Er hält sich meistens an den Ufern der Flüsse auf. Der Rücken und die Seitentheile der Flügel haben sehr weiße feine Federn, welche thuer bezahlt und zu Reiherfederbüschchen verbraucht werden. Er lebt in Ostindien in warmen und gemäßigten Gegenden vom Raube der Fische. Linnee und Betton rechnen diesen Vogel unter das Reihergeschlecht. Auf dem Kämme hat er zwei fünf Zoll lange Federn.

Aimir. Baum auf den Philippinischen Inseln, dessen Frucht traubensförmig, sehr saftig und wohlschmeckend ist.

Aimorrus oder Hemorrhous. Afrikanische Schlange, die sich zwischen Felsenritzen aufhält. Sie ist sandfarbig, drei Spannen lang, hat einen sehr dünnen Schwanz und funkelnnde Augen.

Ajol. Eine Gattung der schönsten und schmackhaftesten Seefische, die bei Marseille und Antibes gefangen werden, und sich meistens zwischen den Klippen aufhalten.

Ajouroub. Art Amerikanischer Papageien, welche gröner sind als die gewöhnlichen; sie haben auf dem Kopf himmelblaue Federn.

Ajubatipita oder Ajabutipita. Brasilianischer Strauch, der eine schwarze mandelähnliche Frucht trägt, woraus ein gliederstärkendes Oehl gepreßt wird.

Ajuratibira. Brasilianischer Strauch mit einer rothen Frucht.

Ajurucatinga. Art Brasilianischer Papageien von der Größe eines jungen Huhns.

Ajurucurau. Ein prächtig grüner Brasilianischer Papagei mit einem kleinen Federbusche auf dem Schnabel nahe am Kopfe.

Ajurucureua. Brasilianischer Papagei, der einen Federbusch auf dem Schnabel hat, wie der Ajurucurau, nur daß er eine andere Farbe hat.

Ajurupura. Brasilianischer Papagei von der Größe einer Taube.

Akamas. Ein großer hoher und schwarzholziger Baum in Amerika, der zum Schiffbau sehr brauchbar ist.

Akkalakas. Ein Insekt auf den Amerikanischen Inseln unter dem heißen Erdstriche, anfangs so groß wie eine Ameise, nachher wie ein Käfer.

Akoïn. Ein aschgraues sehr behendes vierfüßiges Thier, von der Größe und Gestalt eines Hammels, hält sich an den Grenzen von Podolien und in den Feldern von Neiska, in der Tartarei auf. Männchen und Weibchen haben spitze Hörner, womit sie öfters den Pferden den Wanst aufreissen. Die Türken machen aus diesen Hörnern Messerschäfte, Säbelgriffe u. s. w.

Akouchy. Ein vierfüßiges Thier in Guiana und andern Südamerikanischen Ländern. Es soll vom Aguti darin unterschieden sein, daß es Haare im Schwanz hat.

Alabaster. (*Alabastrum*. Linn.) Die Naturforscher sind über die Beschaffenheit des Alabasters nicht einig. Die Untersuchungen der Scheidekünstler beweisen, daß man zwey Arten desselben unterscheiden muß, nehmlich den kalkartigen und den gypsumartigen (*Alabastrites*, *Alabastrit*.) Der kalkartige Alabaster unterscheidet sich von dem Marmor, zu dem er ehedem von einigen Naturforschern gerechnet ward, blos durch seine grössere Durchsichtigkeit, Weichheit und Lockerheit, hat auch noch überdies seine kleinere schimmendere Theile als jener; er läßt sich zwar poliren, erhält aber niemals den Glanz des Marmors. Die mehresten alten Bildsäulen, Aschenkrüge und Gefäße sind aus dieser Materie gearbeitet. Es ist diese Alabasterart eine Gattung von Tropfstein, von kalkartigem Spath, der sich vermittelst einer natürlichen Durchfehlung gebildet hat. Der Beweis davon ist, daß diese Art niemals roh mit Scheidewasser aufgähret, ob sie wohl öfters mit demselben brauset. Wird sie kalcinirt und mit Salmiak abgerieben, so treibt ihr dieses einen Geruch aus, vermischt man sie mit Wasser, so wird sie nicht hart, sondern verhält sich dabei wie ein Kalkstein. Die specielle Schwere dieses Alabasters in Verhältniß mit Wasser, ist nach Muschenbroek wie 1,872 : 1000, hingegen das Verhältniß des wahren Marmors wie 2,700 : 1000. Er ist von sehr verschiedenen Farben, gewöhnlich ist er weißrothlich gesteckt und auch weiß, bisweilen blaulich. Der gypsumartige Alabaster, der oben erwähnte Alabastrit der Naturforscher, ist, ob er schon erstern ziemlich gleich zu seyn scheint, dennoch von ganz verschiedener Beschaffenheit. Er ist gypsumartiger, undurchsichtiger, etwas härter und dichter, läßt sich auch durch keine Säuren auflösen. Der glasartige Alabaster, dessen Wirklichkeit noch zweifelhaft ist, ist vielleicht nur ein Tropfstein von glasartigem Spath. Der Morgenländische Alabaster (*Alabastrum*

candicans, maculis nigris) gehört zu den seltenen Arten, und wird seiner Härte wegen am meisten geschätzt. Man erhält sehr schöne Stücke aus Spanien, die bisweilen wie der Onyx folirte Streifen haben.

A lacaron. Giftiges Insekt in Nigritien, das die Größe eines Krebses, Krebscheeren und einen Skorpionstachel hat. Die Reisenden schützen sich davor durch Anzündung eines Feuers.

Alaguay. (*Aloeës americana major muricata*.) **Ju-**
discher **Hanf**. Diese große Aloe ist eine der merkwürdigsten. Die Indianer ziehen aus der zweiten Rinde derselben eine Art dicker röthlicher Leinewand, deren starke Fäden nicht gewebt sind, so wie der Einschlag und Aufschlag unserer Leinewand, sondern ordentlich auf einander gelegt und geleimt. Aus den Fasern der Blätter machen sie eine Art Papier und sehr festen Zwirn, woraus sie Segel, Hangmatken, Tauwerk und dergleichen verfertigen. Die Fäden anderer Arten Aloen geben Materialien zu Strümpfen, Handschuhen, auch sogar zu Spießen.

Alamatou. Eine auf der Insel Madagaskar befindliche Pflaumen sorte. Man unterscheidet deren zwei Arten. Eine hat den Geschmack unserer Pflaumen. Die andere Alamatou issais hat in Ansehung des Geschmacks Ähnlichkeit mit der Feige, und ist im Übermaß genossen, schädlich. Beide haben Kerne so groß als ein Apfelferkeln.

Aland. (*Cyprinus jeses*.) Dieser kleine Flussfisch wird im März und April zur Laichzeit, welche nur wenige Tage dauert, häufig gefangen. Er hält sich da am liebsten auf, wo ein schneller Wasserzug ist, z. B. bey Mühlen, und vermehrt sich außerordentlich. Zuweilen fängt man ihn zwey Fuß lang und gegen acht Pfund schwer. Sein Fleisch locht sich gelblich. Er soll sich, wenn man ihn in ein Gefäß Wasser thut, länger als irgend ein anderer Fisch halten.

A landblecke. (*Cyprinus bipunctatus.*) Ein kleines buntes Fischchen, vier bis fünf Zoll lang, kommt nur in schnellfließenden Wassern mit kiesigtem Grunde fort, und kann daher wegen seiner starken Vermehrung zur Nahrung der Forellen gebraucht werden. Es wird unter andern in der Weser in großer Menge gefangen, und ungeachtet seiner Kleinheit und vielen Gräten dennoch gern gegessen.

Alant. (*Enula.*) Ist in Deutschland einheimisch, wird als Dekolt bey Hautausschlägen und als ein Mittel wider die Schaspoeken gebraucht.

Alaouata. Art Affen auf der Insel Cayenne.

Alaqueca. Ein Stein in Ostindien, der die Kraft haben soll das Blut zu stillen. Er wird in kleinen Stücken gefunden.

Alatern. Ein immergrüner Strand, dessen grünliches Holz zur Ebenestenarbeit gebraucht wird.

Alaun (gemeiner). (*Alumen commune Schist.* Linn.) Dieses Salz besteht aus Vitriolsäure und einem thonigen Grundstoffe. Der natürliche oder gediegene gut kristallisierte Alaun ist sehr selten. Der Alaun, der einen gewöhnlichen Handlungsortikel der Specereihändler ausmacht, und besonders zum Färben gebraucht wird, ist durch Kunst nachgemacht. Man zieht ihn durch Auflösung oder Ausdünnung aus Erde oder Steinen, die ihn enthalten. Unter den letztern ist besonders der Gallmeistein und der schwarze Schieferstein, dergleichen man in Sachsen bey Saalfeld findet, und im Voigtlände bey Plauen aus einer Erde getroft wird, der beste. Man läßt die Steine kalciniren, legt sie übereinander, besprengt sie mit Wasser, und wenn sie Salz angelegt haben, so läßt man sie in Wasser zergehen und verdunsten. Die sich bildenden Kristallen

sind der Alann. Die Färber tauchen ihre Zeuge in Alannwasser, damit sie die Farbe desto besser annehmen, die Farben werden selbst dadurch lebhafster. Bey der Läuterung des Zuckers wird er auch gebraucht. Man thut ihn in den Brandwein oder Weingeist, in dem man Thiere aufbewahrt, um die Lebhaftigkeit ihrer Farben zu erhalten. Trocken legt man ihn in die Vogel- und Insektensammlungen, um sie vor dem Wurmstich zu bewahren.

Alaun (Feder=). (*Alumen plumosum.* Linn.)

Unter diesem Namen unterscheidet man zwei verschiedene Substanzen. Der wahre Federalaun, den man aber selten acht und leicht nirgends als auf der Insel Maltha und in der Schwedischen Lapmark findet, ist ein im Wasser auflöslicher Salzstoff von einem zusammenziehenden Geschmack, der durch das Anschleifen die Gestalt einer Feder erhält. Diese Art hat fast alle Merkmale des wahren Alauns, und man muß ihn von dem Federweiß, welches unter dem Namen Alumen plumosum verkauft wird, eigentlich aber ein falscher Asbest ist, wohl unterscheiden. Seine Kristallisirung hat er dem mineralischen Alaunwasser zu verdanken. Außer der Insel Maltha, wird er auch in den unterirdischen Höhlen der Levante gefunden.

Alaun (Felsen oder Stein), auch Eisalaun. (*Alumen vitrioli arg. saturatum.* Linn.) Diesen Namen hat er theils wegen seiner Gestalt, theils aber auch deswegen, weil er aus felsigsten Feuersteinen gezogen wird. Sein unterscheidender Charakter besteht in einem hellröhlichen Auge, worin viel Eisenvitriol enthalten ist. Er ist übrigens die unreinste Art, und wird, wenn er ganz weiß und durchsichtig ist, (Denn er ist nicht jederzeit röhlich) Eisalaun genannt. Er hat einen süßlichen, oder vielmehr sauer stark zusammenziehenden Geschmack. Er schließt, wenn er im Wasser aufgelöst, abgeraucht und stehen gelassen wird, in sechseckige halbdurchsichtige Kristalle an, die, wenn sie trocken über das Feuer kommen, zuerst

in ein dünnes Wasser zerstießen, aber bald Kochen, in einen Schaum ausschwellen, stark aufblättern, viel Wasser ausdunsten, und einen leichten schneeweissen und schwammigten Klumpen zurück lassen, der bei starkem Feuer einen starken sauren Geist, wie Vitriol oder abgebrannter Schwefel, von sich giebt. Nichts bleibt dann übrig, als eine weiße leichte Erde, von der Art einer Mergelerde. Seine specifische Schwere ist 1,714 : 1000, daher vierzehn mal so viel Wasser, als er schwer ist, zu seiner Auflösung erforderlich wird.

Albatross oder **Albatros**. Ist ein großer Wasservogel zwischen den Wendekreisen und dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Albicore. Ein den Makrelen ähnlicher Fisch, der aber größer ist.

Albo. Eine Gattung Weißfische, die man gegen den Frühling fängt. Sie haben einen spitzigen Kopf und größere Augen als die Weißfische, die man Alblei nennt. Die Flossen sind schwarz, das Fleisch zäh und von keinem guten Geschmack.

Alcatrace. Art brauner Seemöwen an den Arabischen Küsten und auf den Indianischen und Brasilianischen Gewässern, von der Größe einer Gans. Ihr Fleisch soll giftig seyn.

Alcaviac. Vogel in Senegal, der sich in Reisfeldern anhält, und daselbst viel Schaden verursacht. Sein Gefieder ist wie Sammet anzufühlen.

Alchata. Die Engeltraube, eine Art kleiner wilder Tauben in der Gegend von Montpellier, auf den Pyrenäischen Gebirgen, und in Syrien und Arabien; sie gleicht an Farbe den Nebkündern.

Ale o. Art kleiner Hunde, die bei den Indianern sehr beliebt sind.

Alcona. Ein knotiger Strauch, woraus die Araber ehedem ihre Spiese machten. Das Holz dieses Strauchs soll in der Arzneykunde den Dienst des Franzosenholzes verrichten.

Ale ore. Eine Art Stein mit kleinen silberfarbigen Flecken.

Alcyoniten. Eine Art Fungiten oder Schwammsteine von sehr verschiedenen Gestalten.

Aldabha. Ein zottiges vierfüßiges Thier in Syrien. Es ist ein Mittelthier zwischen Hund und Wolf, und nähert sich vom Aas.

Aldrovanda. Eine Pflanze, die in Ansehung ihrer kleinen Schläuche viele Ähnlichkeit mit der Utricularia, und den Namen von dem Bononischen Naturforscher Aldrovandi hat.

Aleandris. Ein gewisser Fisch, der im Nil gefangen werden soll.

Alerze. Ein großer Baum in Chili, der oft zwölf Klaftern in Umfang hat. Sein Holz soll im Ansange roth seyn, mit der Zeit aber dem Nussbaumholze ähnlich werden.

Al et. Ein Fisch, der ein weiches aber nicht sehr schmackhaftes Fleisch hat. Es giebt deren einige von funfzig bis sechzig Pfund.

Alikondenbaum. Ein ungemein dicker und auf der mittägigen Küste von Afrika sehr gemeiner Baum. Er trägt eine der Kokosnuss ähnliche, aber unschmaakhafte Frucht, jedoch

bereiten im Fall der Noth die Neger eine Art Brod daraus. Aus der Rinde wird eine Art Hanf gemacht, woraus sich schöne Leinewand verfertigen läßt.

Alo. Eine Art Mexikanischer Papageien, die auch sonst Quacamaya heißen.

Aloe. (*Aloes vulgaris*. Linn.) Die Aloen sind in Ansehung ihrer Formen und Gestalten sehr von einander unterschieden, und stammen alle aus warmen Ländern her. Einige sind baumartig, hoch und schön gewachsen, blühen nur alle fünfzig oder hundert Jahre einmal, tragen aber die größten und aufsehnlichsten Blüthen. Die Blätter enthalten vielen Saft, der aber nicht bitter ist. Andere sind dagegen nur ganz kleine Stauden. Mit den ersten umzäunen die Amerikaner ihre Wecker, mit den großen Blättern decken sie ihre Dächer, die Stiele und Fasern der Blätter gebrauchen sie zu Fäden, weil sie sehr zäh und biegsam sind. Die Stacheln dienen ihnen statt der Nägel und Bohrer. Die andern Arten geben heilsame Säfte. Aus einigen ziehet man einen bittern erwärmenden, die Verdauung ungemein befördernden, Saft, der denen zu empfehlen ist, die ihren Magen mit Speisen zu überladen pflegen. Unter mehreren Arten dieses Safts z. B. die Sukotrinische Aloe, von der Insel Sukotera (*Aloë foliis spinosis dentatis, superne planis, maculatis*), die Leberaloe (*Aloë hepatica*) und die Nasaloe (*Aloë caballina*) ist die Sukotrinische die beste. Sie tränfelt aus der Wurzel der Aloe mit Ananasblättern, wenn man die Blätter derselben abschneidet, zerstößt, und fünf und zwanzig Tage lang in ein längliches Geschirre legt, da sich denn ein beträchtlicher Schaum erhebt, der abgeschöpft wird. Hierauf wird mit einer Schale der obere Theil des Safts so lange hinweggenommen, bis man eine Verschiedenheit des Safts wahrnimmt. Das oberste ist gemeinlich das reinste, und wird abgeschöpft und getrocknet. Es bleibt alsdenn ein etwas dunkler und trüber Saft übrig, der langsam abgegossen und einge-

trocknet wird, und die Leberaloe giebt. Endlich wird aus dem zurück bleibenden dicken Saft die dritte Art, die Nothaloe gemacht, deren Gebrauch sich bloß auf die Pferde einschränkt. Ihre Blüthe ist meistens röhrig und unten bauchig, oben enger, besteht aus einem Blättchen, welches sechs Abschnitte hat, und ist ohne Blumenkelch ganz bloß, fast wie ein Hyacinthenlopf. In Deutschland kommt die Frucht selten oder niemals zur Reife. Es ist lächerlich, wenn man glaubt, daß es eine Art Aloe gäbe, die nur alle hundert Jahre mit dem Geräusche eines Pistolenabfeuers blüht. Man braucht die Aloe zur Einhalsierung der Leichname. Dieser bekannte sehr bittere Saft dient den Menschen, wenn er nicht zu stark gegeben wird, als Arznei, hingegen Hunden, Füchsen auch vielen Vögeln ist er, wenn sie davon fressen, tödlich.

Aloteenpflanze. Ein immer grünender Strauch, dessen grünliches Holz zur Ebenistearbeit gebraucht wird.

Alouchi. Ein wohlriechendes Gummi, welches aus dem weißen Zimmethaume fließt. Auf Madagaskar heißt es; Litemanghits.

Alpam. Eine Indianische Pflanze, die an sandichten Orten wächst. Ihr Saft soll sehr heilsam wider das Schlangengift und alle Geschwüre sein.

Alphanet. Ein gewisser Raubvogel, der aus Tunis gebracht wird, und sich zur Haasenjagd und Rebhühnerbeize absrichten läßt.

Alphoreche. Ein Ostindischer Fisch von der Größe eines Knochen, und mit einer festen Haut, mit welcher die Indianerinnen ihre Brüste decken.

Alpranken oder steigender Nachschatten. (*Solanum dulcamara*). Er wächst an feuchten Orten und hat

holzige Ranken, womit er sich um nebenstehende Gewächse schlägt; findet er diese nicht, so kriechen die Ranken auf dem Boden fort, wurzeln an, und gehen sogar ins Wasser und schlagen im Grunde Wurzeln. Die Rinde ist ansangs grün, hernach aschgrau und endlich schwarzgrün. Die Blätter sind dunkelgrün, eisförmig, am Rande eckig und ausgesäumt, die untern herzförmig, die obern dreiteilig. Vom Julius bis zum August sieht man violettblaue Blumentrauben an besondern Nebenstengeln. Im September reisen die eirunden rothen Beeren, welche viele Samenkörner enthalten. Man pflanzt ihn durch diese oder durch die Ableger und Stielreißer fort. Er dient besonders zur Befestigung der Dämme und Ufer. Das gelbliche zähe Holz hat eine starke Markdöhre und kann zu kleinen Reisen und Bändern gebraucht werden. Die Rinde schmeckt, wenn man sie kaut, ansangs bitter, hernach aber immer süßer, deshalb heißt er auch Bittersüß. Alle Theile desselben haben eine betäubende Kraft, vorzüglich die Beeren, welche wirklich giftig sind. Die Wurzeln und Stengel wirken zwar gelinder; werden sie aber frisch, oder in starken Portionen genossen, so erregen sie doch Schwundel, Erbrechen und Verzückungen, da hingegen ein schwacher Aufguss von den Stengeln sehr heilsam ist. Die Wirkung davon ist eine gelinde Absführung der unreinen Säfte durch den Urin und Stuhlgang. Man empfiehlt diese Arznei wider rheumatische Krankheiten, Gelbsucht, Hautausschlag, Scharbock; auch wegen ihrer den Auswurf befördernden und zugleich stärkenden Kraft wider die Schwindsucht.

Auraunkraut. (*Atropa mandragora.* Linn.)

Diese Pflanze wächst in Italienischen und Spanischen Wäldern, sie ist narkotisch, und äußerlich gebraucht, ein auflösendes Mittel. Ihre Wurzeln haben bisweilen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Schenkeln eines erwachsenen Menschen. Man steckt Gersten- oder Haberlörner hinein, und legt sie wieder in die Erde. Diese Keime treiben Wurzel und verpflanzen sich in diese Pflanze. Man nimmt sie alsdenn wieder heraus, sondert diese

kleinen Wurzeln von einander ab, welche dann anssehen wie Haare. Von den Charletans werden sie dem gemeinen Volke als Wunderwerk vorgezeigt. Aus der Wurzel kommen groÙe, an beiden Enden zugespitzte, ungestielte Blätter, und zwischen diesen im Februar und März weiße oder röthliche Blumen auf kurzen Stielen hervor. Die Früchte sind gelblichgrün, von der Größe der Holzäpfel, die Samekörner sind bohnenförmig.

Alse, Alselfisch oder Else. Ein Seefisch mit weißen Flossfedern, der den Kopf außer dem Wasser trägt und einen dem Grunzen der Schweine ähnlichen Laut von sich giebt. Im Frühjahr geht er in süße Wasser, wo er sehr selt wird und einen vorzesslichen Geschmack bekommt.

Altheenstaude. Cibisch, Ibisch. (Althea officinalis). Wächst auf feuchten Boden, hat lange daumendicke Wurzeln, drei bis vier Fuß hohe rauhe Stengel mit weißlichen wollichten Blättern, welche den Pappeiplättern ähnlich sind. Die Blumen sind fleischfarben. Die Pflanze hat eine das Blut versüßende und der Entzündung widerstehende Kraft. Die Wurzel enthält einen süßlichen Schleim, aus ihrer Gallerie mit Zucker vermisch, macht man die weiße Negliße oder Lederzucker. Sie hat einen süßlichen Geschmack, man kocht sie in Wasser, wozu noch etwas Sandelholz gethan wird, und verfertigt davon eine Art Zahnbürsten.

Altincar. Eine Art Salz, dessen man sich zur Scheidung eines Metalls von seinem Erze bedient.

Altyn - asu, Eine Indianische Pflanze, die Linneu zum Geschlechte des Feigenbaums rechnet.

Aliaco. Name etlicher Wölfe, die zum Eulengeschlechte gehören.

Ama costie. Ein großer Baum in Neuspanien mit breiten, dicken, purpurfarbenen Blättern, die dem Epheu gleichen. Seine Frucht ist auch purpurfarben, feigenförmig, und enthält kleine rothe Samenkörner.

Amadodenbirne. Eine Art gelber Birne, die in Burgund einheimisch ist.

Amadurad. Ein Ostindischer Vogel von der Größe des Taunkönigs. Er nährt sich von Kanariensamen. Sein rother Schnabel ist wie der Schnabel des Stieglitzes gestaltet, und sein Gefieder mit schwarzen, braunen, gelben, rothen und weißen Federn gemischt.

Amazosque. Ein Mexikanischer Vogel von der Größe einer Turteltaube, mit rotem Halse, gespaltenen Sporen, weißen und schwarzen Klauen, spitzigem Schnabel, schwarzen Augen, rother Iris und weißer Brust.

Am aquas. Ein ziemlich starker Baum auf dem Vorbergire der guten Hoffnung mit rothen Blüthen, worauf Schoten erfolgen, deren jede fünf bis sechs Erbsen enthält, welche einen zusammenziehenden Geschmaack haben. Aus dem Einschneide der Neste dieses Baums fließt ein gelbes glänzendes Gummi.

Amarillis. Eine Tulpenart mit drei Farben, nehmlich welktrosenroth, dunkelpurpur und weiß.

Amahcuitl. Eine Pflanze, deren Blätter den Eritonenblättern gleichen, nur daß sie spitzer und etwas wollig sind. Ihre Frucht ist von der Dicke einer Wallnuss, und enthält weiße Samenkörner.

Ambaiba. Ein hochstammiger Baum in Brasilien auf Jamaika und Surinam. Seine Rinde gleicht der Rinde

eines Feigenbaums; der weiße hohle Stamm enthält ein heilsames Mark, das die Neger auf ihre Wunden legen. Die Frucht besteht in wohlschmeckenden Mandeln.

A m b a j o. Eine Art Kakau, die bei den Negern auf der Goldküste sehr beliebt sind. Sie haben ein schönes dickes Fell, und thun daselbst gute Dienste wider Räten, Mäuse und andere schädliche Thiere.

A m b a i t i n g a. Ein Baum in Brasilien, in einigen Stücken dem Cypressenbaum, in andern dem Fichtenbaum ähnlich. Die Blätter sind so spröde und scharf, daß man damit Holz schaben kann. Der öhlische Saft dieses Baums ist eben so heilsam als der des Ambaiba (s. vorher). Seine süße wohlschmeckende Frucht ist breit, eine Hand lang und dünne.

A m b a l a m. Ein großer Indianischer Baum, der zweimal des Jahres Blüthen und Früchte trägt. Letztere sind hart, länglichrund, und wenn sie reif sind, gelb, hängen in Trauben oder Nesten, und enthalten einen Stein, den ein angenehm säuerliches Fleisch umschließt.

A m b a r e. Ein großer dicker Ostindischer Baum, der eine lieblich riechende und säuerliche Frucht von der Größe einer Nuß trägt. Sie erregt den Appetit und dämpft die Galle.

A m b e l a. Ein Ostindischer Baum, von dem es zweierlei Arten giebt. Die Frucht der ersten schmeckt wie unreife Weintrauben und wird in Salz eingelegt. Von dem Holze der zweiten und einem Zusatz von Sandelholz wird ein Dekolt bereitet, das ein Fiebermittel sein soll.

A m b e r f i s c h. **A m b e r f r e s s e r.** **A g a r e.** Ein sehr großer oft fünf und zwanzig Klafter langer Fisch im Atlantischen Meere der Afrikanischen Küste gegen über. Er scheint zum Geschlechte des Wallfisches zu gehören.

A m b e r k r a u t. Mastikraut, Kauenkraut.
(Marum.) Eine in heißen Ländern ursprünglich einheimische Pflanze, welche einen die Kästen herbeilockenden sonderbaren Geruch hat, der so auf sie wirkt, daß sie davon brüningt werden. Diese Pflanze ist zugleich ein herzstärkendes, nervenstärkendes, brechenerregendes und niesenerweckendes Arzneimittel.

A m b i s. Ein kleines schwarzhaariges vierfüßiges Thier in Kongo und Angola.

A m b i z e. Ein Fisch, oder vielmehr ein Amphibium von ungehönerer Größe in Afrika und Neuspanien, zuweilen fünfhundert Pfund schwer. Es hat Neme und Hände mit Fingern, die durch eine Schwimmhaut zusammenhängen, einen Rachen wie ein Ochse und ein sehr esbares Fleisch.

A m b i z i. Eine gewisse esbare Muschelgattung, welche die Gluth öfters auf der Insel Loanda ans Land wirft.

A m e i s e. (Formica.) Von den ausländischen bemerkten wir zuerst die Amerikanischen Zug- oder Visitenameisen (Form. cephalotes). Sie sind kastanienbraun, von der Größe einer Wespe und wohnen in künstlichen Höhlen unter der Erde wohl sechs bis acht Fuß tief. Ihr Nest füttern sie mit Baumblättern aus, und verderben dadurch das Laub ganzer Bäume. Alle drei bis vier Jahre kommen sie in unzähligen Schwärmen hervor, ziehen an bewohnte Orte, und verzehren in kurzer Zeit Mäuse, Spinnen, Käferläken und andere Insekten, verlieren sich aber in kurzer Zeit wieder. In Ostindien und in einigen Gegenen von Amerika trifft man eine kleinere Gattung Ameisen (Form. omnivora). Diese haben die besondere Eigenschaft, daß sie nie anders als in bedeckten Gängen von einem Orte zum andern gehen, weil ihnen die Sonnenhitze zuwider ist, und sie tödet. Sie zerfressen alles, was ihrem scharfen Gebisse nur nicht so hartnäckig widersteht, als Steine und Metall.

Wollen sie an einen Baum oder an eine hölzerne Säule hinan, so fressen sie unten ein Loch hinein und höhlen sich von innen einen Weg, und in wenig Stunden haben sie einen Gang von mehreren Ellen fertig. Bei dieser Arbeit werden die vordersten alle Augenblicke abgelöst und von frischen Arbeitern unterstützt. Kommen sie an eine feste Mauer, so legen sie mit außerordentlicher Geschwindigkeit von außen einen gewölbten Gang an, wozu sie Erde nehmen, die sie selbst ansuechten und wie Lehm durchkneten. Am schwersten wird es ihnen, wenn sie über einen Haufen zerstreuer Körper hinweg wollen. Hier bauen sie eine völlig runde Höhle, damit sie unten einen sichern Tritt und oben eine Bedeckung haben. Sie sind auf diese Weise in ein der Ostindischen Compagnie gehöriges Magazin gedrungen, wo sie sich vorher im internen Stockwerk über einen Haufen Gewürznußel einen dergleichen Kanal gemacht, dann die Decke durchfressen, und im zweiten Stockwerke viele tausend Stück kostbaren Indischen Stoff zeragt haben.

Ameise (weiße). (*Termes fatalis*). Sie gleicht in der Gestalt eher einer Laus, ist ungefähr einen Viertelzoll lang und höchstens so dick als ein Gerstenkorn; der Hinterleib mehr platt als rund, von Farbe schmutzigweiss, Kopf und Brust röthlichbraun. Da sie besonders Bäume und andres Holzwerk zertragen, heißen sie in Rücksicht auf jene Nehnlichkeit Holzläuse oder auch Termiten. In Ansehung der Kunstriede gleichen sie den wahren Ameisen völlig. Ihr Vaterland ist besonders der Erdstrich zwischen den beiden Wendecirkeln des südwestlichen Afrika, Neuhollland u. s. w. Sie bauen im Felde kegelförmige Wohnungen von Erde. Die Höhe derselben beträgt zehn bis zwölf Fuß, der Umsang vierzehn bis funfzehn. Solcher Pyramiden stehen oft so viele bei einander, daß man in der Ferne ein Dorf zu sehen glaubt; auch bewachsen dieselben mit Gras und werden so fest, daß sie den stärksten Ochsen tragen. Zwischen den Wohnungen befinden sich zwei bis drei Fuß hohe Bogen, Gänge u. s. w. Andere Zellen sieht man da, wo

die junge Brut verpflegt wird, andere zu den gewöhnlichen Wohnungen, andere zur Aufbewahrung des Vorraths, und noch andere für den König und die Königin, welche in der Mitte wohnen. Jede Pyramide hat einen König und eine Königin; außerdem aber eine Menge Arbeiter, diese sind größer als jene, und haben kein anderes Geschäft, als für die Sicherheit des Staats zu wachen, sie fallen daher auch sogar Menschen an. Die Königinnen, welche alle übrigen an Größe übertreffen, haben vier Flügel, die sie aber wie unsere Ameisen bald wieder verlieren. Wenn sie trächtig sind, schwollt ihr Körper so sehr an, daß er wohl zweitausendmal dicker wird als vorher, und dann legt eine binnen vier und zwanzig Stunden auf achtzigtausend Eier. Die Ameisen leben wie Bienen in Gesellschaft beisammen. Eine solche Gesellschaft besteht aus Männchen, Weibchen und Arbeitern, oder Geschlechtslosen. Die beiden erstern haben Flügel und sind größer als die letztern; doch werden die Männchen von den Weibchen an Größe übertroffen. Bei einigen Gattungen findet man die Männchen selten in den Ameisenhaufen selbst; sie schwärmen zur Begattungszeit in der Lust, paaren sich wie diese im Fluge und sterben bald darauf. Auch sieht man in dieser Zeit die Weibchen herumfliegen. Diese Ameisenschwärme bilden bisweilen in der Lust eine Menge sich auf und nieder bewegender Säulen. Nach der Begattung kehren die Weibchen zu ihrer Gesellschaft wieder zurück, verlieren die Flügel, legen Eier und sterben. Die Arbeiter leben das ganze Jahr hindurch und sorgen für die Erziehung der Nachkommenschaft. Der medicinische Nutzen der Ameisen besteht in einer sauren Feuchtigkeit, die man durch die Destillation erhält und einem scharfen Weinig gleich kommt. Man nennt sie Ameisensäure. Sie ist so scharf, daß ein lebender Frosch in einem Ameisenhaufen stirbt, wenn ihn gleich die Ameisen noch nicht angerührt haben. Auch wird ein nervenstärkender Spiritus von ihnen bereitet, auch liefern sie ein Oehl von medicinischem Nutzen.

Ameisenbär. Ameisenfresser. (Myrmecophaga.) Sein Vaterland ist Südamerika. Eine Gattung (*M. jubata*) ist so groß als ein mittelmäßiger Hund, die andre (*M. didactyla*) wie ein Einhörnchen und fast eben von der Farbe. Sie haben eine Nüßelförmige Schnauze, kleine Zähne, eine längliche runde Zunge die sie in den Ameisenhaufen stecken, und worauf sich die Ameisen versammeln. Wegen des zähen Schleims womit sie überzogen ist können sie nicht wieder herunter. Ihre starken, gekrümmten und spitzigen Klauen dienen ihnen die Ameisenhaufen aufzuscharren und zugleich zu ihrer Vertheidigung. Sie lassen sich auch zahm machen. Ihr Fleisch ist essbar, und das Fell wird zu Pelzen gebracht.

Amelpodi. So heißen vielerlei Arten eines Indianischen Baumes, dessen Wurzeln sehr heilsam wider das Schlangengift und Geschwülste sein soll.

Americima. Eine Art Eideren in Brasilien. Die Portugiesen halten sie für giftig. Sie ist ungefähr drei Zoll lang und hat einen weißen Schwanz.

Amerikanische Schotendorn. Diese Pflanze wird ihres vielfachen Nutzens wegen von einigen sehr empfohlen. Sie wächst häufig in Nordamerika, und verdient wegen ihres schnellen Wuchses und guten Holzes auch bei uns angebaut zu werden, zumal in Gegenden, wo keine Gebirgswaldungen sind, wo das Klima mild und von Sturmwinden frei, der Boden gut, frisch und locker ist. Der Wuchs ist so schnell, daß wenn der Baum abgehauen ist, die Schößlinge in drei Jahren schon wieder zu Weinpäfeln, und in zehn Jahren zu Brennholz taugen. Das Holz ist schwer, fest, und heizt sehr gut.

Amerikanische Sumpfnymphae. (Libellula puella, Linn.) Gehört zu den Wasserjungfern, lebt in Surinam, ist einen halben Zoll lang und von verschiedener Farbe, sie hält sich an Sümpfen auf.

Amethyst. (*Silex quarzum amethystus.* Linn.) wird zu den gefärbten Quarzkristallen gezählt, und findet sich am häufigsten in kristallinischer Gestalt, bisweilen auch kieselförmig. Die Farbe ist violettblau, oft ins Braune und Grüne übergehend. Im Feuer verliert sie sich. Es gibt orientalische und occidentalische. Die letztern sind nur etwas härter als Kristall, werden auch von der Seite angegrissen; die erstern aber kommen an Härte dem Rubin nahe, und stoßen in viel höherm Werth. Von den occidentalischen, die in ziemlich große Stücke brechen, versiertigt man allerlei Gefäße, Dosen, Stockknöpfe u. s. w. Eine Abänderung mit hochrothen Punkten und Streifen heißt *Hazar amethyst.* Diese Streifen, welche feinen Haaren ähnlich sehen, sollen von eingesprengtem Braunstein herrühren, so wie die Farbe des Amethystes überhaupt von Eisentheilen. Er wird häufig in Achatsugeln angetroffen, z. B. im Zweibrüderischen, in der Grasschaft Glaz u. s. w.

Amey. Eine aromatische Pflanze, deren Blümen in Dolden stehen und einen kleinen rundlichen Samen tragen, der wie Kämmel schmeckt und unter den Thierlat genommen wird.

Amilot. Indianischer Fisch ungefähr einen Zoll dick und neun Zoll lang, mit weißen gestreuten Schuppen und sechs Flossen, nebstlich zwei auf den Rücken, zwei unter dem Bauche und einer auf jeder Seite des Bauchs. Man hält ihn für eine gesunde Speise.

Aminte. Eine Nelkensorte, die an Farben der Tulpe gleicht, welche *Amarillis* heißt. S. vorher.]

Ammobate. Eine schöngefärbte Schlangengattung in Guinea; ihr Biß verursacht heftige Entzündung im ganzen Körper, die mit einem heftigen Durst verbunden ist.

Ammodytschla ge. (*Coluber ammodytes.* Linn.) Diese etwa eine Elle lange Schlange wird in Morgen-

Täudern, in Lybien, am grünen Vorgebirge, um Konstantinopel und in den Illyrischen Berggegenden angetroffen. In Epern heißt sie auch *A spic*, deutsch nennt man sie den Sandkriecher. Einige von ihnen sind sand- oder erdfarben mit schwarzen Flecken, andere schwarz, weiß und gelb getiegert. Sie hat hundert zwei und vierzig Bauchschilder, und zwei und dreißig Paar Schwanzschuppen. An der Spitze des Maules und auf der Nase hat sie einen fleischichten Auswuchs, oder eine erhabene Warze, daher sie diesen Namen hat. Ihr Biß ist wegen des heftigen Giftes tödtlich. Die Bewohner der Gegenden, wo sie sich aufhält, bedienen sich der Mittel dagegen, die man wider den Biß der Vipern braucht.

A mmonia f. Dieser verbrechte Saft besteht aus gelbslichten, theils auch weißen dichten Körnern, hat einen scharfen bittern und harzichten Geschmack und einen starken Knoblauch ähnlichen Geruch. Er stießt aus einer umbellenartigen Pflanze in Lybien, und wird in großen Stücken, worinnen viel weiße Körner sind, aus Ostindien gebracht. Neuerlich ist es ein auflösendes Mittel der Honiggeschwülste, Knollen am Halse, Glied schwämme u. s. w. Seine zerreißende Kraft ist ein gutes Heilmittel bei Engbrüstigkeit, Milzbeschwerungen u. s. w.

A mm onshörnlein oder Am moniten. Diese gegrabnen Muscheln findet man von verschiedener Größe. Bei einigen beträgt der Durchmesser fünf Fuß, andre sind hingegen so klein, daß man sie nur durch ein Vergrößerungsglas sehen kann. In Bretagne, Burgund, Caen, Guienne sind sie in solcher Menge, daß sie mit zum Straßen- und Chausseebau gebracht werden. Sie sind so, wie wir sie sehen, nichts als die Kerne der Muscheln und äußerlich mit einer kiesartigen Rinde versehen. Einige derselben glänzen wie Gold.

A moniken. Eine Art kleiner Hühner in Guinea, die man als ein Hausgestügel aufzieht. Sie sind noch nicht so dick wie unsre Hühner. Ihr Fleisch ist aber wohlgeschmackender.

Amorguacu. Ein Brasilianischer essbarer Fisch mit spitzigen Zähnen und eisenfarbigen Schuppen.

Amorpha. Name einer Karolinschen Pflanze.

Amor-pixum-a. Ein kostlicher Flussfisch in Brasilien und auf Jamaika.

Amortinga. Ein Brasilianischer wohlschmeckender Fisch.

Ampana. Eine zum Palmengeschlecht gehörige Indianische Pflanze.

Ampherkraut. (Lapathum.) Diese Pflanze hat eine erweichende und auflösende Kraft. Es gibt deren verschiedene Arten. Die Blätter sind fast den Begebreitblättern gleich. Sie wird gesät, wächst aber auch von selbst auf unbarem Lande.

Amphimachus. Ein Indianischer Tagfalter mit schwarzen zum Theil gezähnten Flügeln, durch welche in der Mitte ein blaues glänzendes Band geht. Auf den Hinterflügeln stehen mehrere blaue augenähnliche Flecken. Unten sind die Flügel weißgelb und am Ende aschfarben. Er gehört unter die sogenannten Nitter. Diese Benennung entsteht daher: da Linne' die ausländischen Schmetterlinge nicht so wie die inländischen beobachtet und ihnen nicht nach den Pflanzen und Orten ihres Aufenthalts passende Namen geben konnte, nannte er die Tagfalter nach den Trojanischen Helden im Homer.

Amphisilen. Eine Art Fische, welche einen schnabelförmigen Kopf und Schwanz und diese beiden Theile ein und dasselbe äußerliche Aussehen haben.

Amsaleira. Ein Ostindischer Baum von gewöhnlicher Größe, trägt eine runde Frucht, die am dicken Ende der Rinde herauswächst. Sie hat äußerlich melonenartige Rippen. Das Innwendige ist weiß und mit einem Kerne versehen, welche eingemacht werden, und einen angenehmen Geschmack haben.

Amsel. (*Turdus Merula*. Linn.) Man unterscheidet mehrere Arten dieses Vogels, die auch in der Farbe ihres Gefieders von einander abweichen. Die rothe oder Brasilianische Amsel (*T. purpureus*) und die rosenfarbne Italienische (*T. roseus*) sind die schönsten. Das Männchen lernt die Worte, die man ihm vorsagt, nachsprechen, und die ihm vorgepflanzten Stückchen nachspeisen. Es ist beinahe ganz schwarz, Schnabel und Augenkreise sind goldgelb. Das Weibchen ist braun und der Schnabel nicht ausgeschliffen. Von der nehmlichen Gattung ist die blaue Amsel. Ihr Vaterland ist China, sie hat die nehmlichen Fähigkeiten der Europäischen. Unsere Amsel baut ihr Nest ins Gebüsch höchstens fünf Fuß hoch von der Erde, worein sie vier bis fünf blauliche schwarzgesprengte Eier legt. Sie vermehrt sich nicht so häufig wie andre Vogelgattungen, weil das Männchen öfterer die Jungen tödtet. Die weiße Amsel (*T. Merula alba* Linn.) ist eine Verschiedenheit der gemeinen Amsel, hat aber übrigens alle Eigenschaften und Fähigkeiten mit dieser gemein. Man sieht sie sehr selten. Man trifft sie bisweilen in Auvergne, Savoien, Aragonien, ja selbst in Afrika.

Anableps. Ein Fisch aus der Klasse der Weichflossfederfische, er unterscheidet sich vom Geschlechte der Meerschlangen hauptsächlich dadurch, daß seine Ohrendeckel nur aus sechs, bei jenen aber aus zehn Beinchen bestehen. Zu äußerst am Rücken hat er nur eine einzige Flossfeder.

Anaca. Eine sehr schöne Papageiengattung in Brasilien.

I. Theil.

D

Anacalipe. Ein raupenähnliches Insekt in Madagaskar, ist fünf bis sechs Zoll lang, ist dünne und platt, hat eine sehr harte Haut und einen eben so heftigen Gift wie der Skorpion. Es erzeugt sich unter der Rinde fauler Bäume.

Anacanbes. Ein überaus kleines schlängenähnliches Insekt auf der Insel Madagaskar, das Menschen und Thieren unvermerkt in den Astern kriechen, die Eingeweide anfressen, und einen schmerzhaften Tod verursachen soll.

Anacandia oder Anacandaja. Eine überaus dicke lange blaßblaue Schlange auf der Insel Ceylon und in Ostindien. Sie schlingt sich um den Hals der Ochsen, Büffel u. s. w. würgt sie und saugt ihnen das Blut aus.

Anacok. Eine Art Egyptischer und Amerikanischer Bohnen.

Anacolappa. Eine Malabarische Pflanze, deren mit etwas Pfeffer vermischter Saft ein Mittel wider die fallende Sucht, und das einzige Gegengift wider den Biß der so genannten Hutschlange sein soll.

Anacomptis. Ein Baum in Madagaskar, der eine braune weißgraugespeckte Frucht trägt, die etwas länger und nicht so dick als ein Finger ist. Sie giebt eine Art füher Milch, welche die Kuhmilch gerinnen macht. Die Blätter gleichen den Birnbaumblättern.

Anaconti. Name eines Baums auf der Insel Madagaskar, dessen ohngefähr einen Finger lange Frucht einen die Milch gerinnen machenden Saft enthält. Seine Blätter gleichen dem Pfefferbaum.

Anadara. Eine zweischichtige Muschel oder Doublette, die zum Geschlechte der Kammmuscheln gehört. Man trifft sie in Ostindien, Jamaika, und in den Afrikanischen Gewässern.

Anamallu oder Anamullu. Ein Brasilianischer Strauch, der seine Frucht in Schoten trägt.

Ananas (gemeine). (*Bromelia Ananas*. Linn.) Die Frucht dieser Pflanze vereinigt alles was Wohlgeschmack heißt in sich. Sie wurde in Europa erst nach der Entdeckung von Amerika bekannt. Ihr Vaterland ist Brasilien und Mexiko, von da man sie nach Indien verpflanzte. Ihre Erziehung glückte nach mancherlei mißlungenen Versuchen erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Europa. Sie kann nur in Treibhäusern und Lohbeeten mit Mühe gezogen werden. Die Pflanze selbst besteht aus einem runden mit wenig Wurzeln versehenen Knoten, welcher rings umher zwei bis drei Fuß lange schmale trockne zugespitzte Blätter hervortreibt, deren Rand mit weichen Stacheln besetzt ist. In der Mitte derselben steigt ein dicker, fleischiger, über zwei Fuß hoher Stengel empor, woran ebenfalls einige Blätter sitzen. Oben am Gipfel des Stengels bildet sich ein warziger Knollen. Aus jeder Warze desselben kommt ein kleines blaues Blümchen hervor, und an der Spitze dieses Knollens entsteht ein Busch von Blättern, welche denen, die am Stiele sitzen ähnlich, aber kleiner und zarter als diese sind. Wenn die Blümchen verwelken, so findet man unter denselben den Samen in kleinen Höhlen, und nun entwickelt sich der Knollen zu einer länglichrunden schuppigen Frucht. Anfangs ist sie grün; bei einigen Spielarten behält sie diese grüne Farbe beständig, bei andern wird sie zur Zeit der Reife gelblich, röthlich u. s. w. In Ansehung der Größe und der Form ist sie sich nicht allemal gleich, bald ist sie oval, bald rund, bald kegelförmig, und steigt von der Größe eines Apfels bis zum Umfang einer zweifündigen Melone. Für die besten Sorten hält man die weiße und die rothe Ananas. Man muß sie in der völligen Reife genießen, denn den eigenthümlichen kostbaren Geschmack behält sie nur wenige Tage. Bei aller Annehmlichkeit besitzt sie eine gewisse Scharfe, die den häufigern Gebrauch derselben schädlich macht, sie greift zuweilen das Zahnsfleisch so sehr an, daß es blutet. Man

ist sie gewöhnlich roh, in Scheiben geschnitten, auch wohl mit Zucker. Der ausgepreste und gegobrne Saft giebt einen sehr delikaten Wein. Jede Pflanze trägt nur eine Frucht, und stirbt dann ab, treibt aber aus der Wurzel neue Schößlinge, durch welche sie fortgespantzt werden kann. Auch durch den Samen, (der bei uns aber nicht reif wird, und aus Amerika kommen muss,) und durch die an der Spitze der Frucht scheinenden Blätterkrone lässt sie sich fortpflanzen.

A napallus. Ein Ostindisches Gewächs, das den Indianischen Feigen gleichkommt. Es hat lange dünne runde Blätter, bleichgelbe Blumen und kleine zarte Stacheln.

Anatte. Eine Art aus dem Saft gewisser Beeren ausgepreste Hefen, die wie Indigo zubereitet und zur Färberei gebraucht werden.

Anavinga. Ein Malabarischer Baum, der beständig grünt. Seine Frucht kommt im Augustmonat zur Reife. Ihr Saft, in einem abgekochten Trank genommen, erregt den Schweiß, vertreibt alle bösartige Krankheiten und befördert den offenen Leib. Das im Wasser abgekochte Laub dieses Baums ist ein heilsames Mittel wider Gliederschmerzen.

Anaze. Ein pyramidenförmiger Baum auf der Insel Madagaskar. Seine Frucht enthält ein weißes Mark, das nach Weinstein schmeckt.

Anboutou. Eine Pflanze auf der Insel Madagaskar, die eine stärkende Kraft hat. Die Bewohner dieser Insel färben sich damit die Zähne, Lippen und das Zahnsieisch schwarz.

Ancornet. Ein Afrikanischer fast durchsichtiger Fisch, der nur ein Bein hat.

A n d a. Ein großer Brasilianischer Baum. Die Blüthen sind groß, hochgelb und länglich; die Blätter haben eine herzförmige Gestalt und hängen an dünnen Stielen herab. Die Frucht ist herzförmig, hat eine rauhe aschfarbige Rinde mit drei Löchern, davon eines an ihren platten Theile länglich und fast oval und einen halben Zoll lang ist. Die andern beiden sind auf den Seiten, klaffen mehr von einander und sind ungleich; es laufen einige Aderzweige von ihnen herans und verbreiten sich auf der Oberfläche der Frucht. Sie hat zwei Hülsen, die äußere ist holzartig und aschfarben, unter dieser liegt die zweite, diese ist hart und durchdrückbar, darin liegen zwei eichelähnliche Körper, welche eine heftige von oben und von unten purgirende Kraft haben.

A n d i r a. Ein Brasilianischer Baum mit aschgrauer Rinde; seine Blätter gleichen den Lorbeerblättern, sind aber kleiner. Die Blüthen sind wohlriechend, weiß oder purpurroth. Die Frucht ist eisförmig, und ihre harte Schale, (welche pulverisiert ein Wurm abführendes Mittel ist,) enthält eine Art sehr bitterer Mandeln.

A n d i r a = a c a. Eine Art gehörnter Fledermäuse in Brasilien; sie sind etwas größer als die Europäischen.

A n d i r a = g u a c h u. S. Trichternase.

A n d o r i n h a. Eine Art Amerikanischer Tauben.

A n d o r n (meißner). (*Marrubium album officiale*, Linn.) Eine bittere einen Fuß hohe Pflanze, sie hat eine weiße zästiche Wurzel; aus dieser entspringen viereckige, hohle, astige, wolltiche graue Stengel eine bis zwei Ellen hoch, an deren Gelenken oder Knoten zwei haarichte gelerbte Blätter einander gegen über stehen; sie hat weißliche Blumen, welche einen schwarzen rundlichen Samen hinterlassen. Diese

Pflanze wächst auf alten Gemauern, an den Wegen u. s. w. und blüht im Juli und August. Sie ist ein eröffnendes, brust- und Lungenreinigendes Mittel.

A n d o r n (schwarzer). (*M. nigrum*. Linn.) Hat auf einer vierzähligen schwarzen und häarichten Wurzel viele Stengel, rauhe, runde, schwarze unangenehm riechende Blätter, welche größer sind als die des weißen Andorn; sie haben alle Verstopfungen, reinigen und stärken den Magen und befördern die monatliche Reinigung; außerlich sind sie wider den tollen Hundebiss und die Feigwarzen gut. Die Blumen sind weiß, meistentheils aber purpurfarben und stehen eirkelförmig um den Stengel herum.

A n d w a l. Name eines sehr langen Fisches in der Ostsee, der zum Wallfischgeschlechte gehört.

A n g e. (*Squalus sequatina*. Linn.) Dieser See-fisch gehört in das Geschlecht der Hayffische (*Squalus*. Linn.). Er hält sich in allen Europäischen Meeren auf und gewöhnlich an Ufern im Sande, wo der das Wasser stets mit seinen Fäten bewegt; die dadurch gemachten Wellen führen ihm die kleinen Fische zu, von denen er sich nährt. Sein Fleisch ist übelriechend und zähe, die Eier haben etwas zusammenziehendes. Seine rauhe Haut dient zum Poliren des Holzes und Eisenbeins; in der Türkei macht man Chagrin daraus. Die rauhe Rückenhaut ist aschgrau gestreift, die am Bauche aber glatt und weiß. Der Körper ist platt und breit, die Seitenflossen treten weit hervor und gleichen Flügeln; manchmal stellt sich dieser Fisch aufrecht im Wasser, deswegen heißt er in England der Seemannsfisch, insgemein aber der Meerengel, auch wegen seines stumpfen Kopfes der Krötenhay; der Mund steht ganz vorn am Kopfe, und die Nasenlöcher an der Seite haben Stacheln. Oben und unten hat er drei Reihen Zähne. Die Brust- und Bauchflossen haben am Rande ebenfalls Stacheln. Er bringt auf

eimnal dreizehn und mehr Jungs zur Welt, und ist sehr gefräsig und beißend. Die, welche sechs Fuß lang sind, wiegen öfters über hundert Pfund.

Angeline. Ein Baum auf der Insel Madagaskar, dessen Blättern man in Gliederkrankheiten und Wasserbrüchen gute Wirkung zuschreibt.

Angive. Ein Baum auf der Insel Madagaskar, der eine rothe wohlschmeckende Frucht trägt, die ein Mittel wider Steinschmerzen und Harnstrenge sein soll.

Angola. Eine Art wilder Afrikanischer Kakao mit sehr gerten Haaren und einem dicken langen Schwanze.

Angolam. Ein Ostindischer etwa hundert Schuh hoher und zwölf Schuh dicker Baum; er wächst auf Gebirgen und an felsigten Orten und grünet beständig. Seine Früchte gleichen den Kirschen und halten sich sehr lange. Die Malabarischen Indianer betrachten ihn als ein Sinnbild der königlichen Würde, weil seine Blüthe die Gestalt eines königlichen Hauptschmuckes hat. Man preßt aus der Wurzel einen Saft, der die Würmer tödtet, die schleimichte und gallische Feuchtigkeit abführt und die Wassersucht heilet; gepulvert dient die Wurzel wider den Biß giftiger Thiere.

Angorabock. S. Kameelziegenbock.

Angorahund. S. Hund.

Angorakaninchen. S. Kaninchen.

Angorakäse. S. Käse.

Angsana oder Drachenblutbaum. Aus dem Einschnitte der Rinde fließt ein Saft, der sich in eine rothe

Masse verdickt, und unter dem Namen des Drachenbluts nach Europa gebracht wird.

Anguel. Eine Art Eideren in Ethiopien.

Anhima. Ein Maubasservogel in Brasilien, das Weibchen macht ihr Nest an den Stamm der Bäume. Das Männchen liebt das Weibchen so sehr, daß es sogleich nach dessen Tode nachstirbt.

Anhinga. (*Plotus anhinga.*) Ist eine Gattung aus dem Geschlechte der Schlangenhalsvögel. Ihr Fußlanger Hals ist wie eine Schlange gestaltet, mit dem sie auch solche Windungen machen. Der Anhinga lebt in Südamerika, hat etwa die Größe einer Ente und nährt sich von Fischen. Wenn er auf Beute lauert, so rollt er den langen Hals syralförmig zusammen, und schnellt dann den Kopf wie ein Pfeil gegen die Fische, die er erschnappen will. Auch in Afrika ist eine Gattung von diesem Geschlechte entdeckt worden.

Aninga. Eine Wurzel auf den Antillischen Inseln, deren man sich daselbst bei Zuckersiedereien zum Abklären des Zuckers bedient.

Aninga = iba. Ein Brasilianischer Baum, der im Wasser wächst.

Aninga = peri. Eine weißblühende Brasilianische Pflanze mit schwärzlichen Beeren. Die Blätter sind wollig, oval und riechen wie Nesseln. Pulverisiert sollen sie allerlei Geschwüre heilen.

Anis. (*Anisum. Linn.*) Diese gewürzhaften Körner befördern die Verdauung und sind daher ein vortreffliches Magenmittel. Den stillenden Weibern erwecken sie die Milch.

An einigen Orten Deutschlands thut man Anis in das Brod, und reicht es in Wirthshäusern den Fremden als Desert. Aus den Körnern bereitet man einen heilsamen Liqueur; auch ziehet man ein Öl heraus, das den Geruch und Geschmack der Pflanze hat, und ein blähungtreibendes und ein wundheilendes Mittel ist.

A n i s (Chinesischer oder Sternanis). Dieser in China, auf den Philippinischen Inseln und in der Cartarei wachsende Baum trägt eine sternförmige Frucht, die einen sehr angenehmen Geruch verbreitet. Die Morgenländer thun sie in ihren Thee, man kann durch das Kauen derselben die Verdauung befördern. Die Indianer ziehen aus ihr einen hizigen Spiritus, der den Namen Arak führet, und von den Holländern sehr geschätzt wird.

A n n a, oder der stinkende Indianische Fuchs. Ein kleines Peruvianisches Thier, etwas kleiner als eine gemeine Hausschafe. Es giebt einen so starken Gestank von sich, daß es, wenn es bei der Nacht durch die Gassen streicht, sich in einer Entfernung von hundert Schritten durch seinen Gestank verrath. Es ist sehr geschwind, zahm, nährt sich von Vogeln und Eiern. Sein abscheulicher Gestank kommt fast dem Knoblauch bei, und verursacht die heftigsten Kopfschmerzen, Erbrechen und Ohnmachten. In der List kommt es dem Fuchs gleich, übrigens ist es unschädlich.

A n n u s. Eine Peruvianische Wurzel von der Länge und Dicke eines Daumens. Die Indianer essen sie gekocht, und glauben, daß sie die Zeugungskraft zerstören.

A n o n a. Ein in Jamaika wachsender Baum mit einzelnem Lorbeerähnlichen Blättern, dreiblättriger Blume und schuppiger stachlicher weichen Frucht, worin längliche harte Samen liegen.

A n o n e i r a. Ein großer Baum in Ostindien. Seine Frucht hat die Größe einer Birne, ist auswendig roth und gelb-

lich; inwendig weiß und mit einem weichen süßen Mark angefüllt, worin einige schwarze Kerne liegen.

Anotis. Eine kleine Art Eideren, die auf den Amazischen Inseln sehr häufig gefunden wird. Bei Tage sucht sie ihre Nahrung in Häusern und Gärten, nährt sich von Kräutern und zernagt Knochen und Fischgräten, die man ihr vorwirft. Ihr Aufenthalt ist unter der Erde. Des Nachts ist ihr Geräusch weit unangenehmer als das der Schnarrheuschrecken. Wird eine von ihnen getötet, so laufen die andern alle herzu und fressen das Aas. Diese Art Eideren gewähren den Einwohnern eine ziemlich gute Speise.

Anpan. Ein großes zweischichtiges essbares Schalenthier, das eine Art der Adansonischen Schinkenmuscheln ist. Man findet sie häufig in Senegal bei den Vorgebirgen Bernart und Alar.

Anramatico. Eine Pflanze auf der Insel Madagaskar, welche zwei Ellen hoch wächst. Sie trägt an der Spitze ihrer Blätter eine Blume oder hohle Frucht.

Antamba. Dieses Raubthier hat die Größe eines Hundes, und die Gestalt eines Leopards; es hält sich gewöhnlich auf den Gebirgen der Insel Madagaskar auf, und zerreißt in der Wuth Menschen und Thiere.

Antenale. Eine Art Seewogel am Vorgebirge der guten Hoffnung. Unter ihren Federn liegen kleine Pflaumenseedern, die der feinsten Wolle gleichen und einen magenstärkenden Umschlag abgeben, welcher alle Unverdaulichkeit heben soll.

Anthillis. Diesen Namen führen mehrere Kräuter, z. B. der gelbe Hasenklee, der Erdpin u. a. welche man nachsiehe.

Antillisches Stachholz. Dieses Holz ist so zart, daß man es holländischen Käse nennt. Der Baum, der dasselbe liefert, wächst in höchstens fünf Jahren bis zur Höhe unserer Eichen. Er gewährt einen schönen Schatten. Seine Frucht, welche die Gestalt einer Flaschenkürbisfrucht, und die Größe eines Eies hat, liefert eine braune seidenartige Wolle, wovon man keinen Gebrauch macht, die aber doch wenigstens zu Matratzen tauglich wäre. Außer diesem großen Baume, der auf den Antillen wächst, sieht man auch daselbst einen kleinen stacheligen Strauch. Sein Holz, welches härter und schön gelb ist, liefert eine vortreffliche safrangelbe Farbe. Die Wilden brauchen dieses Holz auch als ein abführendes Mittel.

Anthropolithen oder menschliche Versteinerungen. Sie sind selten. Man verwechselt zuweilen versteinerte Knochen von Thieren mit denen von Menschen. Doch geht es deren, welche unverdächtige Kennzeichen haben, daß sie ebemals Menschen angehört haben. Man hat in Erzgruben, welche in der Vorzeit bearbeitet wurden, Skelette von Personen gefunden, welche durch einen Zufall verschüttet worden waren, und dieselben waren vitriolisiert oder überhaupt mineralisiert.

Antilope. (*Antilope. Linn.*) Von diesem Geschlechte der Gemsen oder Gazellen giebt es verschiedene Gattungen. Man findet sie in Ostindien und in Afrika, in der Schweiz, auf den Italienischen Alpengebirgen, wo sie gemeinschaftlich beisammen leben. Sie haben keine Vorderzähne in der oberen Kinnlade, und sind gleichsam ein Mittelgeschlecht zwischen den Hirschen und Böcken. Ihr Brüllen ist nicht allzuheftönend, sondern mehr ein Zischen. Es ist ein großes Vergnügen ganze Horden von etliche Hunderten bisweilen auf dem flachen Lande beisammen zu sehen, ob sie schon selten daselbst und in Holzungen, sondern mehrtheils auf den höchsten Bergen und auf Felsen zu finden sind. Die wenigen Arten, die man in Europa antrifft, sind daselbst mehr fremd als einheimisch. Sie laufen sehr schnell

und leicht; ihre Augen liegen tief im Kopfe und sind schwarz. Ihr Blick ist lebhaft und sanft. Bei den Indianern pflegt man daher die Augen einer schönen Frauensperson mit den Augen einer Antilope zu vergleichen. Die Art diese Thiere zu jagen, ist einzig in ihrer Art. Man führt nehmlich an die Orte, wo sie hinzutreffen pflegen, ein zahmes Männchen, bei dessen Anblick wird das Mutterthier eifersüchtig, geht mit den Hörnern auf dasselbe los und in demselben Augenblide verwirren sich die Hörner in die Schlingen, welche in die Hörner des zahmen Thieres fest gemacht sind, das gefangene Thier kann sich nicht retten, und der Jäger, welcher versteckt ist, läuft hinzu und tödtet es. Es giebt auch eine Art von Antilope (*A. Gazella Linn.*), beim Büffon Algazé genannt, unter deren Nabel sich in einem Beutel der Moschus befindet. Zur Zeit ihrer Begattung wird er besonders geschäzt. Der beste ist der, welchen die Indianer auf den Felsen und in den Steinrithen sammeln, an denen das Thier, wenn der Auswuchs unter dem Nabel zur Meise kommt, und es ihm schmerzt, sich zu reiben pflegt. Die Moschusmaterie, die sich alsdenn überhäuft hat, läuft aus einer kleinen Dessaung aus, wird aber nachher wieder dicke und hart. Wird sie lebendig gefangen, so tödtet man sie sogleich, und der Jäger schneidet ihr den Beutel ab. Ist er nicht genugsam mit Moschus angefüllt, so thun sie Blut und andere Materien hinein, um ihm das Gewicht zu geben. Die Morgenländer erkennen am bloßen Geschmacke ein verschäflichte Moschusblase. Eines der sichersten Mittel hinter den Betrug zu kommen, ist, daß man einen in Knoblauchsaft getauften Faden quer hindurchziehet; verliert dieser den Geruch, so ist der Moschus nicht verschäflicht. Die Hülle in der sich der Moschus befindet, ist die Haut des Thieres selbst mit dem Felle bedekt. Das weiße Fell zeigt an, daß es Benguatischer Moschus ist, welcher in der Güte dem Congainischen weit nachsteht. Die Eigenschaften des Moschus bestehen vorzüglich darin, die erschlafsten Theile zu reizen und zu stärken.

Antimonium. S. Spiegelglas.

Aouaracu. Eine Art Krammetsvogel auf der Insel Cayenne, die nach der Beschreibung des Barrere ganz kahl sind.

Aourapalme. Ein sehr hoher Baum in Cayenne, in Senegal, in Brasilien und in Ostindien. Sein Stamm ist stachlicht. Von seinen Früchten wachsen mehrere beisammen in Büscheln und werden von einer Kapsel eingeschlossen, die aber, wenn die Früchte reifen, auffringt. Sie haben eine schöne goldgelbe Farbe und die Größe eines Hühneretzes. Ihr Fleisch ist von keinem angenehmen Geschmacke und schließt eine große Nuss in sich, welche drei Löcher hat. Die Rinde dieser Nuss ist so hart, daß man sie dreheln kann. Der in derselben liegende Kern ist weiß und sehr hart, und hat anfänglich einen lieblichen Geschmack, wenn er aber gekaut wird, so schmeckt er wie alter Käse. Aus demselben erhält man ein Oehl, welches Palmoöl heißt, gut zum Brennen dient, und woraus die Neger in Afrika und Amerika Butter bereiten. Durch Zurichtung bekommt dieses wohl schmeckende Oehl eine purgirende Kraft, daher es in unseren Apotheken aufgenommen worden ist.

Apachikoalt. Eine Ostindische und Amerikanische Schlange, die sich unter den Dächern der Häuser aufhält, und sich von Räubern, Schnecken und Vogeln nährt. Ihr Biß ist nicht giftig.

Apalachine. Eine Pflanze, die auf dem Apalachischen Gebirge in Florida wächst, und deren Blätter wie Thee schmecken.

Apalika. Ein gewisser Fisch auf der Insel Cayenne.

Apakta. Eine Art Gänse auf der Goldküste.

Apeca. Eine Art wilder Enten in Brasiliens, die grösser als die umfrigen sind.

Apedia. Eine Art sehr kurzgeschwänzter Indianischer Affen, von der Größe und Farbe des Eichhörnchen.

Apella. Eine Art kurzgeschwänzter Affen in Amerika.

Aperea. Ein viersüßiges Thier in Brasiliens, welches in einigen Stücken einem Kaninchen, in andern einer Rasse ähnlich ist. Buffon hält es mit dem Cox für einerlei.

Apfelbaum. (*Pyrus malus.* Linn.) S zwar findet man den wilden Apfelbaum, wovon es zwei Arten giebt, eine mit süßen und die andere mit saueren Früchten, in allen Gegen- den der Erde; am besten gedeiht er jedoch, und am schmackhaftesten werden seine Früchte in einem gemäßigten Klima. Seine Blüthen sind sehr schön. Seine Früchte sind erfrischend und lariren. Ob der wilde Apfel gleich wenig Saft hat, so macht man doch in der Normandie durch das Auspressen derselben Eider daraus, der anfänglich süß ist, nachher aber scharf und weinartig wird. Man zählt bereits zweihundert Varietäten von diesem Baume. Die Apfels halten sich sehr lange, einige derselben ein ganzes Jahr. Deutschland bringt vorzessliche Apfels hervor, die zum Theil, wie z. B. der Vorstorfer und Stetiner, auch im Auslande gesucht werden. Man theilt sie überhaupt in Tafeläpfel, unter welche außer den so eben genannten auch die Renette, die Kalwillen und der kleine, doch liebliche Apia- apfel gehören, und in Wirthschaftsäpfel, unter welchen sich der Herrn- der Traubens- &c- Jagdäpfel u. a. m. auszeichnen. Die Tafeläpfel werden theils roh, theils einge- macht, theils als Kompots und theils in Pasteten verspeist. Von den Wirthschaftsäpfeln, die man auch kocht und bratet, wird der Eider bereitet, ein Getränk, das desto schöner wird je besser die Apfels, und zwar nur von einer Art. Guter Eider

übertrifft mittelmäßigen Wein, berauscht man sich aber darin, so dauert die Trunkenheit länger und verursacht mehr unangenehme Empfindungen, als ein Rausch vom Wein. In England, in Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands wird er vorzüglich gut bereitet. Läßt man ihn in Gärung übergehen, so erhält man einen guten Weinessig; Eidergeist, der durch die Destillation gewonnen wird, ist herztärend und vertreibt die Melancholie. Das Holz des Apfelbaums, zumal des zahmen, ist weicher als das vom Birnbaum, und wird daher auch größtentheils zum Brennen gebraucht; doch wird das von wilden auch von Tischlern und Drechslern benutzt. Gefrorene Äpfel muß man, so wie jedes andere Obst, nicht sogleich ans Feuer bringen, sondern vielmehr in kaltes Wasser legen, wo sie nach und nach aufzuhauen ohne etwas von ihrer Güte zu verlieren. Er verdaut sich leicht, besonders wenn man Wasser darauf trinkt.

Aphrodill. Eine sehr exzitante Pflanze, welche die Zeugungskräfte reizen und das Monatliche der Weiber befördern soll. Man kennt keine Pflanze, welche eine so große Menge Wurzeln schlägt, wie diese.

Aphronitrum. S. weiße Soda.

Apinel. Ein Kraut in Amerika, welches die Indianer Cabaci nennen, und das eine die Schlangen tödende und das Zeugungsgeschäft sehr befördernde Kraft haben soll. Den Namen Apinel hat es von dem, welcher es zuerst nach Europa brachte.

Apios. Eine purgirende Pflanze auf der Insel Kambia, deren Blätter denen der Maute gleichen, und deren Wurzel die Gestalt einer Birne hat. Ihre Stengel führen eine Art von Milch bei sich. Böhmen bringt eine unähnliche Apios hervor.

Apoa. Eine Brasilianische Schlange.

Apocinum oder *Periploca*. Ein Strauch, der dem Ephen gleich hohe Stengel treibt, die sich um das, was ihnen zunächst steht, herumranken. Die Blätter stehen einander gegenüber, und sind breit und aderig. An den Spitzen der Zweige stehen die Blüthen, auf welche blasenförmige etwas krumme Kapseln folgen, in welchen sich die kleinen Samenkörner befinden. Die Blätter dieses Strauchs sollen, und zwar besonders den Hunden, Wölfen und Füchsen giftig sein. Außenlich gebraucht, sind sie ein zertheilendes Mittel.

Aponar. Ein Amerikanischer Vogel von der Größe eines Reigers.

Apoyomatlí. Eine Amerikanische Pflanze, deren Wurzel voll kleiner Körner ist, welche an der Sonne gehärtet zu Absätzen in den Nosenkränzen dienen. Ihre Blätter sind aromatisch, und die Wilden reiben sich den Leib damit. Gepulvert nehmen sie die Spanier als ein stark eröffnendes Mittel ein.

Aprikosenbaum. (*Prunus Armenica*.) Den Geschlechtsmerkmale nach gehört dieser Baum unter das Geschlecht der Pflaumenbäume. Er stammt aus Armenien, kommt aber bei uns im Freien fort. Harte Winter schaden ihm, mehr aber noch späte Frühlingsfröste, wenn er schon in der Blüthe steht. Die Früchte sind gelb und an der Sonnenseite roth. Unter den verschiedenen Arten von Apricosen, ist die Bredaische die größte, die Pfirsichenaprösse, die im Geschmack das Mittel zwischen Pfirsiche und Apricose hält, die köstlichste. Man kann den Baum durch Kerne fortpflanzen, und er trägt dann zwar kleinere aber lieblichere Früchte, als wenn er okultiert wird. Auch ist er dauerhafter. Am besten pflanzt er sich durch Abzweigen fort, indem man Zweige niederbeugt, in die Erde setzt, und sie im nächsten Jahre, wo sie schon Wurzel geschlagen haben, vom Mutterstamme abschneidet. Eine andere weniger bekannte Apricosenart ist die Apricose von St. Domingo. Aus dem

Fleische dieser Frucht macht man eine mit Gewürzen vermischt Marmelade, welche man in Pomeranzen thut. Der Gebrauch dieser Pomeranzen soll, wenn sie eingemacht und getrocknet sind, die Verdauung befördern.

Aquacate. Ein Baum in Neuspanien, dessen Blätter viel Ähnlichkeit mit den Blättern des Pomeranzenbaums haben. Die Blüten sind klein und weißgelb. Die Frucht ist eisförmig, hat einen angenehmen Geschmack, und ist von schwarzer und grünlicher Farbe.

Aquamari oder Beryll. Dieser meergrüne Edelstein wird vom Kupfer gefärbt. Die orientalischen finden sich am Ufer des Euphrats am Fuße des Berges Taurus. Sie sind härter, schöner und nehmen eine feinere Politur an. Die occidentalischen werden in Böhmen, im Sachsischen Erzgebirge und in andern Gegenden Deutschlands gefunden. Seine Farbe nimmt mancherlei Schattierungen an, so daß man himmelblaue und auch honiggelbe Aquamarine trifft. Die letztern heißen Goldaquamarine. Färbt man Kristalle, die vorher in Fluß gebracht worden sind, mit calcinirtem Kupfer und Sulfur, so erhält man sehr schöne unächte Aquamarine.

Aquaqua. Eine Art Brasilianischer Kröten, die sehr schön und prächtig gezeichnet sind.

Aquaquaquan. Die ganz runde Brasilianische Kröte, sie ist fett, groß und ganz rund.

Aquiqui. Eine Art großer Affen in Brasilien, von den Wilden der Affenkönig genannt, er schreit so bestig, und macht so viel Bewegungen dabei, daß ihm der Schaum aus dem Munde läuft.

Arabisches Bergharz. Ist ein Gemisch von mineralischem und vegetabilischem Pech.

1. Theil.

G

Arabisches Gummi. S. Acacienvaum
(ähter).

Arabischer Sandarak. S. Wachholder.

Arabischer Stochas. S. Stochas.

Arabo. Eine sehr gefährliche Schlange in Brasilien.

Arabouten. Eine Brasilianischer Baum, der das sogenannte Bresil oder Brasilienholz giebt.

Araca-miri. Ein Brasilianisches Bäumchen, dessen Frucht im März und September reif wird, biesamhaft riecht, und wie die Frucht des Erdbeerbaums schmeckt; sie wird mit Zucker eingemacht, ist zusammenziehend und erfrischend; die Blätter und Knospen werden zu einem Gesundheitsbade gebracht; die Wurzel treibt den Urin, und soll ein gutes Mittel wider die rothe Ruhr sein.

Aracadeep. Ein wohlgeschmeidender Brasilianischer Plattfisch.

Aracaranga, oder Araracanga. Der Brasilianisch bunte Papagei mit dem himmelblauen Kopfe.

Aracari. Eine Art Brasilianischer Grünspechte.

Arak. S. Reis.

Aralie. Eine Pflanze, welche eine Art der Angelik ist, und deren Blumen aus mehrern Blättern bestehen. Ihre Blätter sind in Rosengestalt geordnet. Sie trägt eine kleine Frucht, welche süß und saftreich ist. Der Araliaster ist eine

andere Pflanze, deren Blumen unter die sogenannten Hermaphroditen gehört.

Aranata. Ein Thier in Ostindien, das auf die Bäume klettert und sich von ihren Früchten nährt. Es hat die Größe eines gewöhnlichen Hundes und den langen Bart eines Bodes. Sein Geschrei ist sehr furchterlich.

Aranee. S. Silbergespinst.

Araraune. Brasilianischer Papagei mit grünem Schnabel und lila blauem Schwanz.

Aras. S. Indianischer Nabe.

Arat. Eine Art Neiger in Amerika, deren rothe Federn von den Wilden sehr hoch geschätzt werden.

Araticu. Ein Brasilianischer Baum, von welchem dreierlei Arten bekannt sind.

Aratikupana. Ein Baum in Brasilien, dessen Frucht einen angenehmen Geschmack und Geruch hat, und dessen Holz so leicht ist, daß es auf eben die Art wie das Leder gebraucht werden kann.

Aratu-pinima. Eine Art Brasilianischer Erdkrebs.

Arbenne. S. Silberfasan.

Arcam. Eine schwarz und weiße Schlange in Turkestan, deren Gift eines der tödlichsten ist.

Arek, Areka, oder Arekanuß. Ist die Frucht einer Art Palme, welche eben so Arekpalme heißt, und auf Malabar, Surate, Pegu und den andern Küsten Ostindiens

wächst. Unreif gegessen verursacht diese Frucht eine Art Trunkenheit, welche aber bald verschwindet, wenn man frisches mit ein wenig Salz vermischt Wasser darauf trinkt. Aus der Areka macht man den Cachou. S. Cachou.

Arefpalme. S. Aref.

Argali. (Das wilde Schaf). (*Ovis Ammon*. Linn.) Dieses wilde Schaf wohnt in Syberien, in den Asiatischen Steppen, in Kamtschatka, in der Barbarei, Corsika, Sardinien und auf den höchsten Griechischen Gebirgen. Es ist sehr geschwind, wild, und stößt mit den Hörnern gewaltig um sich herum, im andern Jahre hat es viele Ähnlichkeit mit einem schon erwachsenen Widder, und erreicht ein Alter von vierzehn Jahren. Das Weibchen bringt drei, gewöhnlicher zwei und nur selten drei Jungs zur Welt. Sie nähren sich von allerlei nicht zu saftigen Kräutern, und trinken wenig. Nach Gesners Meinung sollen die zahmen, von dieser Art Schafe abstammen. Dieses Schaf hat zusammengedrückte, runzliche, aneinandergehende und zusammengedrehte Hörner. Pallas beschreibt es unter dem Namen: *wildes Syberisches Schaf*, auch Argali genannt (Spic. Zool. XI. S. 3. Tab. 12.) Es hat die Größe eines kleinen Hirschthiers (*Cervus*) und im Frühjahr meistentheils eine bräunliche mit Aschgrau vermischte Farbe, im Winter aber fällt sie mehr ins Bräunlichgriesgräue. Der weiße Schwanz ist kurz und hat eine rothbraunsche Spize. Im Winter sind die Haare wohl sechs Zoll lang. Die vordern Füße sind kürzer als die hintern.

Argemone. S. Stachelmohn.

Argusschnecke. Eine Meerschnecke, die den Namen von der großen Menge ihrer Augen ähnlichen Flecken hat.

Arindrato. Ein Baum auf Madagaskar, dessen faules Holz am Feuer einen sehr angenehmen Geruch von sich giebt.

Arisarum. S. klein Aronkraut.

Armadill. S. Panzerthier.

Armenier, oder der Armenische Stein. Dieser grünblau und weißspielende Stein, welcher die Größe einer Haselnuß hat, kam chemals wirklich aus Armenien, wird aber jetzt auch in Deutschland, besonders in Tyrol, in Silbergruben gefunden. Der Mahler fertigt Vergtblau daraus, und auch in der Medicin wird er gebracht. Vom Lazurstein unterscheidet er sich dadurch, daß er aus Kalkerde besteht, welche von Kupfer durchdrungen ist, da der Lazurstein hingegen Kieselerde zum Grundstoff hat, und daß er ferner am Stahle keine Funken giebt, keine Politur annimmt, und im Feuer seine Farbe verliert. Auch hat er keine goldenen Flecken wie jener. Wenn man diese Eigenschaften kennt, so ist man gegen die Beträgerreien der Türken und Juden, die ihn oft für Lazurstein verkaufen, gesichert.

Armpolypen. Diese Art Wasserinselt ist von ganz besonderm Körperbau, hängt sich mit seinem schleimichten Schwanz fest an andere Körper an. Seine kleinen ausgebreiteten Arme, womit er sich anderer kleinen Inseln bemächtigt, haben die Gestalt einer Blume. Sein Körper ist von einem Ende zum andern so durchsichtig, daß man die wurmförmige Bewegung des Verdauungsgeschäfts beobachten kann. Wenn er etwa aus Begierde seine Arme oder seine Nebenpolypen, weil ihm diese vielleicht einen Wurm freitig machen, frisst, so speit er sie ganz lebendig und unversehrt wieder von sich. Sein Gang ist so langsam, daß er es den Tag nicht über eine Spanne bringt. Er dreht sich stets um seine Arme herum, in Gestalt eines Men-

schen, der im Laufen ein Rad schlägt. Ob man schon keine Augen an ihm sieht, so scheint er doch das Licht zu suchen. Geschlechtsunterschiede kann man an ihm nicht entdecken. Gewöhnlich kommen die Kleinen schon ganz ausgebildet aus der Oberfläche ihrer eigenen Körper hervor. Einige Zeit nach ihrer Geburt bleiben sie gleichsam mit ihrem Untertheile auf dieser Oberfläche eingepflanzt, und während daß die ersten Kinder vollends geboren werden, bringen sie schon wieder andre von der nehmlichen Art hervor, so daß der Vater schon Großvater ist, ehe er noch mit der Geburt seines Erstgeborenen völlig zu Stande ist. Was den Vater nährt, nährt auch die Kinder und die übrige ganze Familie. Alle nehmen in dem nehmlichen Augenblick die Farbe des von einem von ihnen verdauten Nahrungsmittels an. Die Kinder und Enkel trennen sich vom gemeinschaftlichen Stammie, und klammern sich so wie die Eltern an andere Körper wieder an. Bei warmer Witterung kommt der Polyp in Zeit von vier und zwanzig Stunden auf die Welt, und wird der Stammvater einer neuen Familie. Jeder kleine oder große von ihnen abgesonderte und in ein besonderes Gefäß gelegte Theil bildet wieder einen neuen vollkommenen Polypen. Kehrt man ihn wie einen Handschuh um, so gewöhnt er sich binnen vier bis fünf Tagen daran, und nährt sich vor wie nach und zeugt Junge. Betrachtet man das Fleisch eines Polypen durch das Vergrößerungsglas, so erscheint derselbe ganz mit kleinen Körnern bedeckt, die an der Substanz des Polypen anhängen und leicht abgenommen werden können. Dieses hat die Muthmaßung zu einem neuen System im Betreff dieses Thieres gegeben. Man behauptet nehmlich, daß diese Körner eben so viel kleine mit einander verbundene Thiere, und daß die Haut und die Arme nichts als nur Bedürfnisse dieser kleinen Republik wären. Auf diese scheinbare Hypothese gründet sich die thierische Existenz der Polypen und das Vermögen sich auch durch den kleinsten von seinem Körper abgesonderten Theil wieder hervorzubringen. Bisweilen wird der Polyp von einem Insekt geplagt, das sich in ungehenerer

Menge vermehrt und auf seine Kosten lebt. Oft muß er unter der Menge dieser Art Glöhe erliegen.

A r m u s. Ein Brasilianischer Fisch, dessen Leib sehr buntfarbig ist.

A r n a l t e. Ein Ostindischer Baum ohne Früchte, welcher einen Citronengeruch und Blätter hat, die den Weidenblättern ähnlich sind. Man bedient sich desselben bei Herstellung aromatischer Salben.

A r o l e. Eine Fichtenart auf den Alpen.

A r o n. (Aram). Von diesem merkwürdigen Pflanzengeschlechte gibt es mehrere Gattungen, welche wegen ihrer essbaren Wurzeln in südlichen Ländern häufig gezogen werden. Der Bau ihrer Blume ist vor allen andern Gewächsen sehr ausgehend. Zwischen den unten am Blumenboden liegenden Fruchtknoten befinden sich die Staubbeutel ohne Fäden oder Träger, gleichsam angeheftet. Der Egyptische Aron (Aram colocasia) wächst in Egypten, im Orient und in Italien an feuchten Plätzen wild. Die Wurzel ist ein großer Knollen, aus welchem schildförmige, eirunde, geschweifte Blätter hervorkommen. Diese haben etliche Fuß im Umfange, und ruhen auf langen dicken Stielen, welche aber nicht an das Ende, sondern an die untere Seite der Blätter angesetzt sind, und also von denselben ganz umgeben werden. So bleibt die Pflanze mehrere Jahre ohne zu blühen, und wenn die Zeit der Blüthe kommt, so schwollt der untere Theil des Blattstiels an, öffnet sich der Länge nach, und treibt aus dieser Spalte gewöhnlich drei Blumen hervor. Sie hat also keine besondern Blumenstiel. Man zieht sie der Seltenheit wegen auch in Deutschland; allein in Arabien und Ostindien wird sie als ein nutzbares Wurzelgewächs sehr stark gebauet, und ist daselbst eine der gemeinsten Speisen. Die Schärfe, welche das ganze Geschlecht dieser Pflanze besitzt,

findet sich bei dieser Art in weit geringerem Grade, und wird durch die Zubereitung vollends ganz unmerklich. In Amerika wachsen ebenfalls verschiedene Gattungen wild, die von den Einwohnern zur Nahrung mit großem Fleiß gezogen werden, dabin gehört der eßbare Aron (*Arum esculentum*), wovon man sowohl die Blätter als auch die Wurzeln essen kann, und der Virginische Aron (*Arum virginicum*). Dieser letztere wächst in sumpfigen Gegenden, und wird von den Schweinen besonders aufgesucht. Die Wurzeln haben oft die Dicke eines Schenkels, und brennen heftig auf der Zunge, wenn man sie roh kaut; sie werden aber in Gruben über dem Feuer geröstet, und dann sollen sie sehr angenehm schmecken. Arme trocknen sie an der Sonne, mahlen sie und backen Brod davon. In Südamerika findet man den baumartigen Aron (*Arum arborescens*), der einen sieben Fuß hohen grünen Stamm mit pfeilförmigen Blättern am Gipfel bildet. Seine Schärfe ist so groß, daß Herren ihre Sklaven nicht besser zu züchtigen wissen, als wenn sie ihnen einen Stengel davon in den Mund legen. Doch wird auch von diesem die Wurzel gegessen, nachdem sie etliche mal mit Kochendem Wasser abgebrüht worden ist. Eine andere Amerikanische Gattung (*Arum seguinum*) hält man für giftig, weil sie bei der geringsten Berührung Geschwulst und Krämpfe verursacht. Man bedient sich derselben zur Bereitung einer scharfen Lauge, welche bei der Reinigung des Zuckers gebraucht wird. Auch in Deutschland wählt an fetten schattichten Orten, hinter den Zäunen u. s. w. eine Gattung dieses Geschlechts, welche unter dem Namen Pfaffenbütteln bekannt ist. Ihre knollige Wurzel ist fingerdick, weiß, rundlich, mit Fasern besetzt, und voll eines milchigen Safts. Die fast dreieckigen Blätter stehen auf sehr langen Stielen, sind stark geadernt, und zuweilen weiß und schwarz gescheckt, daher diese Pflanze auch gefleckter Aron (*Arum maculatum*) heißt. Im Mai entsteht zwischen den Blättern die Blumenscheide mit einem keilförmigen Kolben, und am Ende des Junius findet man rothe saftige Beeren, worin runde Samenkörner liegen. Die

Wurzel besitzt auch eine große Schärfe, und wird deshalb als ein blasenziehendes Mittel gebraucht. Getrocknet verliert sie viel von dieser Schärfe, und dient alsdann innerlich wider Schwäche und Verschleimung des Magens und der Brust in mancherlei Zubereitungen.

Aroug heum. Ein in Virginien sehr gemeines Thier, das viel Ähnlichkeit mit einem Wilder haben, sich aber auf Bäumen wie ein Eichhörnchen aufhalten soll. Sein Fell ist ein vorzügliches Pelzwerk, und bei den Engländern so sehr geschätzt, daß es auch ein beträchtlicher Handlungszweig dieser Nation mit den Wilden in Virginien geworden ist.

Arouniara. Ein sehr schöner blunter Vogel in Brasilien von der Größe einer Taube.

Arrouma, oder Siebtkraut. Die Amerikanischen Wilden versetzen aus den Stengeln dieser Pflanze, die sich leicht spalten läßt, sehr niedliche Korbmascherarbeiten, und unter andern kleine buntfarbige Brodkörbe (Bakallia) genannt, von verschiedenen Gestalten.

Ar sch fuß. Art Däucher, der sich mehrtheils in Seen aufhält, sich von Krebsen und kleinen Fischen nährt, und nur selten aus dem Wasser kommt. Sein Fleisch hat einen fischähnlichen Geschmack.

Ar sen ik. (Arsenicum). Ist erst in neuern Zeiten, und da man einen König daraus erhalten kann, mit Recht unter die Metalle, oder vielmehr Halbmétalle, versetzt worden. Man findet ihn theils gediegen in blättriger Gestalt (Fliegenstein, Fliegengift), wo er eine blaulichgraue Farbe hat, oder als Kies, oder auch endlich mit Schwefel vererzt. Beträgt der Schwefel den fünften Theil, so sieht die Mischung schön roth (Rubinschwefel, Realgar), beträgt er nur den zehnten,

so sieht sie gelb (Auripigment). Beide Arten führen den gemeinschaftlichen Namen Rauschgelb. Man gewinnt den Arsenik auch aus andern, besonders aus Kobalterzen, und dann zeigt er sich als ein weißer metallischer Kalk, welcher im Feuer sehr flüchtig, in allen Säuren, ja sogar im Wasser auflösbar ist, einen Knoblauchsgeruch und süßlichen Geschmack hat, als eines der heftigsten Gifte wirkt, und sich eben dadurch von andern metallischen Kalken unterscheidet. Tritt Phlogiston zum Arsenikkalk, so erhält man den Arsenitkönig, der von bläulicher Farbe, schwer und zu spröde ist, als daß er sich unter dem Hammer strecken ließ. Der Arsenit vereinigt sich fast mit allen Metallen, er macht sie aber zugleich spröde, benimmt ihnen ihre Dehnbarkeit, und färbt die farbigen Metalle weiß. Man hat daher z. B. weißes Tombac, Weißkupfer, welches lebhafte falsche Münzer oft benutzt haben. Er theilt strengflüssigen Metallen seine Schmelzbarkeit mit, und wird daher gebraucht, die Platina in Fluß zu bringen. Er erleichtert, so wie der Vorar, das Schmelzen der Metalle, und macht sie reiner und weißer. Nimmt man aber zuviel davon, so werden sie in der Lust dunkel. Beide Arten des Rauschgelbs sind gute Farben, ja der Arsenikkalk selbst wird gebraucht die Lebhaftigkeit der Farben zu erhöhen, doch soll er dann die Zeuge zerfressen. Man braucht ihn auch als ein Mittel wider das Fieber, Krebsschäden und die Hüneraugen, doch muß dies mit der größten Behutsamkeit geschehen, weil er sich leicht mit dem Phlogiston, das er aus andern Körpern herauszieht und sie zerstört, zu vereinigen pflegt, und dann sehr schädlich wird. Die Folgen bei dem, der Arsenik zu sich genommen hat, sind unnambarer Schmerz in den zerrissenen Eingeweiden, heftiges Erbrechen, kalter Schweiß, Verzückungen und endlich der Tod, wenn nicht sogleich Gegenmittel gebraucht werden. Am besten braucht man besänftigende Mittel, Milch, Öl, in sich verschluckende alkalinische Stoffe. Er wird auch als Mäusegift benutzt; die andern Anwendungen seiner Unzähligkeit entheben die Menschheit. Der meiste verläufliche Arsenit kommt aus Sachsen, wo man ihn jedoch nicht absichtlich

gräbt, sondern bei der Bearbeitung des Kobalts, der meistens damit mineralisiert ist, durch Sublimation gewinnt.

Arsenikalische Erde. Sie fühlt sich fettig an. Der Dampf, welcher von ihr über dem Feuer emporsteigt, hat einen Knoblauchgeruch und färbt das Kupfer weiß.

Arterien. Sind die Zweige der großen Schlagader.
S. Herz.

Artischocken. (*Cynara*). Ein Gartengewächs, das aus der Levante über Italien zu uns gekommen ist. Es treibt aus der Wurzel lange weißlichgrüne Blätter, aus deren Mitte sich ein hoher, von außen wolliger, inwendig sehr markanter Stengel erhebt. Dieser treibt sodann Nebenstengel, die sich in große stachlichte Köpfe endigen, aus denen sich die Blüthen entwickeln. Man unterscheidet die *gemeine*, von deren Nebenarten die glatte bei uns die gewöhnlichste ist, und die *Kardenartischocke*. Von der ersten benutzt man zu Speisen die Köpfe und besonders den untern weißen Theil noch ehe sie blühen, von der letztern die zarten Stengel und Ribben der Blätter, welche man, wenn man sie einige Wochen mit Pferdemist bedeckt, weiß bleichen kann. Man zieht sie aus Samen und Wurzelschößlingen. Das letztere ist sicherer. Vor den Mäusen, die diesem Gewächse sehr nachstreben, sichert man es durch umgepflanzte Moorrüben. Man behauptet, die Wurzel der Artischocke in Wein gekocht, treibt durch die Urinwege alle üble Gerüche aus dem Körper.

Artsche. S. *Hänfling*.

Arvan. Eine Art Schnecken, die in das Geschlechte der Schraubenschnecken gehört. Sie wird häufig am sandigen Ufer des grünen Vorgebirges gefunden.

Arumaria. Eine Art Heuschrecken oder Grashüpfer auf der Insel Guyenne. Wer sie berührt, bekommt in allen Gliedern ein Zittern.

Arwcharis. Ein vierfüßiges Thier in Ethiopia, welches sehr schnell, wie ein Rehbock gestaltet ist, und nur ein Horn hat.

Asand (wohlriechender). S. Benzoe.

Asand (stinkender). S. Teufelsdrack.

Asbest. Steinflachs, Erdflachs, Amiant. Ein faseriger schwarzgrüner Stein, der sich fadenweise von einander reißen lässt. Der beste kommt aus Asien. Der Italienische ist kurz und zerbrechlich. Die ehemalig berühmte unverbrannte Leinwand der Alten wurde aus diesem Stein verfertigt. Man kann auch eine Art unverbranntes Papier daraus verfertigen, das nach jedesmaligem Gebrauch durchs Feuer wieder gereinigt wird. Es wird auch jetzt eine Art Nachtlichter daraus verfertigt.

Ascalabos. Eine Art sehr schöner Amerikanischer Eideren. Sie nähert sich den Menschen ganz ungeschont, und scheint dieselben mit Wohlgefallen zu betrachten.

Asche (Aesche). (Salmo thymallus. Linn.) Dieser Flussfisch, den die neuern Naturforscher auch unter dem Namen Meerschatten, Seerabe oder Seekrähe als einen Seefisch beschreiben, welcher am häufigsten im Toskanischen Meere sich aufhalten soll, rechnet Linne' in die Familie der Halbforen mit kleinen kaum sichtbaren Zähnen, breitem Leibe und breiten Schuppen und von mittlerer Größe. Er hält sich mehrentheils in gebirgigen, fasten, reinen und reisenden Europäischen Flüssen mit sandigen und steinigen Böden auf, schwimmt

sehr schnell, und wächst geschwind zu einer Länge von zwei Fuß. Er lebt von Wasserinsekten, Käfern und andern kleinen Fischen, und geht besonders dem Rogen der Lachse nach. Im April und Mai legt das Weibchen ihre Eier von der Größe einer Erbse auf den Boden der Gewässer an die Steine, die öfters eine Beute der Wasservögel werden, daher diese Fische auch nicht allzuhäufig gefunden werden. Ihr Fleisch ist vortrefflich, und wird auf vielerlei Art zugerichtet. Auf dem Rücken sind diese Fische dunkelgrün, an den Seiten bläulich mit bräunlichen Schattenstrichen. Sie haben lange Oberlippenscheiden und drei und zwanzig Gräten in der Rückensfalte.

A schen falz. Eine Pflanze, die in den Weidenbüscheln wächst. Ihre Stengel sind rund, stark und röthlich, die Blätter länglich, spitzig, ährenförmig und purpurroth.

A schen zieher. S. Turmalin.

A scolott. Eine Art Eideren, die sich in dem See bei Stadt Meriko aufhält, ungefähr eine Spanne lang und einen Zoll dick ist, und ein eßbares Fleisch hat, das wie Kalbsfleisch schmeckt.

A schyrum. Eine Pflanze mit kleinen Blättern und gelben Blüthen. Sie ist dem Johanniskraut ähnlich, wovon sie auch eine Art ist. Ihr Same hat, so wie der des genannten Krautes, einen harzigen Geschmack, und giebt einen rothen Saft von sich. Man röhmt die Heilkraften derselben wider das Neissen in den Lenden.

A siatische Siba. S. Belloe.

A silf liege. (Stech- oder Naubfliege). (Asilus. Linn.) Dieses Insekten geschlecht gehört unter die zweiflüglichen (Diptera). Ihre Larven halten sich in der Erde auf.

und gleichen den Maden; ihre Hauptinstinkte sind, die andern zweiflügeligen Insekten zu morden und zu fressen, und deren allzu starken Vermehrung Einhalt zu thun. Sie leben gewöhnlich in tiefen und sumpfigsten Gegenden häufig, wo sie nur bei trüben Tagen herumfliegen, oft stechen sie mit ihrem spitzigen Rüssel das Vieh. Zugleich saugen sie mit diesem Rüssel das Blut aus vorgemachter Wunde; man findet verschiedene Arten bei uns, so wie im Auslande. Man muß sie mit Vorsicht schießen, weil ihr Stich sehr beschwerlich fällt, jedoch stechen nicht alle Arten.

A s j o g a m. Name eines Malabarischen, ungefehr funfzehn Fuß hohen Baums, dessen Blätter einen Saft von sich geben, welcher mit Kümmelpulver vermischt, ein vortreffliches Mittel wider die Kolik ist.

A s k a l a b o t e s. (*Locusta calates*. Linn.) Diese Art Amerikanischer Eideren ist eigentlich mehr in Asien auf der Insel Ceilon zu Hause, sie ist ausnehmend schön von Farbe, himmelblau, und scheint mit Fransen besetzt zu sein, weil sie scharfe Schuppen hat. Am unteren Theile des Bauches ist sie gestreift, am hintern Theile des Kopfes und vorne am Rücken ist sie stachlich gezähnt. Sie hat einen länglichen, runden, sehr langen Schwanz. Weil sie mit den Schlangen in einem beständigen Streit ist, so heißt sie die Fechterin, die Reiterin oder Opiomachus. Sie ist den Menschen nicht sehr gefährlich, sondern nähert sich ihnen ganz freundlich, und scheint sie mit einer Art von Wohlgefallen zu betrachten.

A s k l e p i a s. S. Schwalbenkraut.

A s m o d i s c h l a n g e. (Schlangenkönig). Dieser Name wird ihr wegen ihrer Schönheit beigelegt. Sie ist unschädlich und in Asien sehr häufig anzutreffen. Sonst heißt sie auch der Schlangenfürst.

Asphalt. S. Judenharz.

Asphodill oder Affodill. Eine in Spanien, Frankreich und Italien häufig wachsende Pflanze, deren Wurzel ihre natürliche Schärfe, wenn sie in Wasser gekocht wird, verliert, und ehemals in der Medizin gebraucht wurde. Aus dem Fleische ihrer Frucht bereitet man mit Beimischung von Gersten- und Weizenmehl und ein wenig Seesalz Asphodillbrot. Obwohl dieses Brod eben nicht sonderlich schmackhaft ist, kann es doch zu Zeiten der Theurung zu einem guten Nahrungsmittel dienen.

Aspingschlange. (*Coluber aspis.* Linn.) Eigentlich weiß man nicht, welcher Art Schlangen die Alten diesen Namen beigelegt haben; wahrscheinlich aber versteht Linnaeus die Gattung von Nattern darunter, die sowohl in Deutschland als in Frankreich gefunden werden. Sie ist mit Zähnen bewaffnet, die aber nicht beweglich sind; und ihr Biß, der die Haut zwar etwas aufzisst, ist weder giftig noch tödtlich. Sie ist etwas größer als die Europäische Natter (*C. iberus*) und hat hundert und vierzig Queerschuppen und vierzig Paar Nagelschuppen unter dem Schwanz. Die von den Alten beschriebene Aspingschlange ist eine ganz verschiedene Art, und es werden in den Schriften der ältern Naturforscher deren dreierlei Gattungen gedacht; die zweite (*Aspis chlidonia*) von Apollon genannt, ist gegen eine Elle lang, und hält sich in Höhlen am Ufer des Nilusses auf. Der Biß dieser Schlange soll eben nicht schmerhaft sein, und ihr Gift sich durch alle Adern verbreiten, der erstlich eine angenehme Mattigkeit, häufiges Schluchzen, Veränderung der Gesichtsfarbe, Unempfindlichkeit, ein Erkalten aller Glieder hervorbringt, so daß der Verwundete in einen tiefen Schlaf mit starkem Herzschlag fällt, worauf denn endlich der sanfteste Tod erfolgt. Mit dieser Schlange soll sich Cleopatra umgebracht haben.

Affafotiba. S. Teufelsdrück.

Affa hu aje. Eine Pflanze im Königreich Issini, deren Frucht eine Art Pfalme, ein so starkes Alkali ist, daß die sauersten Citronen und der schärfste Weinessig vom lieblichsten Geschmack dagegen zu sein scheinen.

Affapanik. S. fliegender Eichhörnchen.

Affarabacca. Eine Pflanze, deren Blätter ehemals nur als ein heftiges Brech- und Purgiermittel bekannt waren. Es ist die nehmliche, welche man jetzt Tabak nennt.

Afa zoë. Ein Abyssinisches Kraut, welches für ein bewunderungswürdiges Verwahrungsmittel vor den Schlangen gilt. Der bloße Schatten derselben soll die Kraft haben, sie erstarren zu machen. Man glaubt, daß die Psyller, (ein altes Volk,) welches den Biß der Schlangen nicht fürchtete, Kenntnisse von diesem Kraute gehabt haben.

Assel. (Wasser-) oder Kellerwurm. (*Oniscus aquaticus*. Linn.) Dieses kleine zarte und sehr weiche Insekt hält sich sehr häufig in Löchern, sanft fließenden Bächen, Sümpfen und Gräben, auch Zugbrunnen auf. Es hängt sich an die Wurzeln der Wasserpflanzen an, und nährt sich von den Feuchtigkeiten, die es in diesen Gewässern findet. Im Weltmeere findet sich eine weit größere Art derselben. Es hat einige Aehnlichkeit mit den Krebsen, und schwimmt mit der größten Einfertigkeit. Außer dem Schwanz und Kopfe bestehen sie aus sieben Gelenken. Die zu jeder Seite befindlichen sieben Füße, der Rücken und der hintere Theil sind mit kleinen beweglichen Nezzen besetzt, die ihnen statt der Ruder dienen, und diese Nezze machen die nehmlichen Bewegungen als wie die Flügel der Vogel. Ihr Leib ist sehr dünn. An der Brust sitzen zehn bis zwölf perlensartige Bläschen wie Krebsier, die durchsichtig und ganz weiß sind; mit diesen können sie von außen das damit verrichten, was die Fische mit den innwendigen Blasen verrichten;

daher scheint es, daß dieses Insekt ein bloßes Wasserthier sei und sich nicht weiter verwandle. Die Fühlhörner sind Vorsten ähnlich, und bestehen aus drei Gelenken, von denen das vorderste über viermal länger ist als die beiden hintern und mit dem es beständig an die Seiten herumfühlt, auch ziemlich große Wasserpflanzen in Bewegung bringen kann. Nahe am Kopfe sitzen noch zwei kleine Fühlspitzen, um die Nahrung in den Mund zu bringen. Nebrigens haben sie noch Gangfüße, an denen das vorderste Gelenk wie ein Löffel breit gestaltet, und mit einer langen Klaue versehen ist, die wie ein Taschenmesser eingebogen werden kann. Die Farbe dieses Insekts ist oben braun mit weißen Flecken getigert, unten aber weiß. Das Insekt ist eine und zweidrittel Linie lang und eine halbe Linie breit. Zur Begattungszeit bemächtigt sich das hüzige Männchen mit seinen Vorderfüßen des Weibchens, das ihm nicht widerstehen kann, und auf diese Art wird es schwimmend überall mit fortgezogen, und dieses dauert so Tage lang fort. Nach Verlauf von vier bis sechs Tagen bemerkt man unter dem Bauche des Weibchens eine kleine ausgeblasene Tasche, aus der man den siebenten Tag kleine lebendige Brut austrocknen sieht, die auch sogleich herumschwimmt, und sich von dem Urathe, der aus ihrem Aster geht, nähret. Ob schon die Begattungszeit vorbei ist, so bleibt dennoch das Männchen fest am Weibchen hängen, und wendet alle Kräfte an, ihr zur Abwerfung ihrer Hülle behülflich zu sein; endlich bemerkt man unter dem Kopfe eine Dehnung, dadurch das Weibchen endlich ganz weiß hervorkommt, und ihre alte Haut auf dem Wasser schwimmend verläßt.

Affelwurm. Es gibt verschiedene Arten dieser Insekten, die sich durch ihre Größe, Gestalt und Farbe von einander unterscheiden. Einige halten sich im verfaulten Holze auf, andre in der See und in süßen Wässern, andre kriechen auf der Erde, einige leuchten in der Nacht. Eine Art derselben ist mit einem Stachel versehen, schwimmen sehr schnell auf dem Wasser, setzen sich auf die Wasserpflanzen und werden eine Beute der

Polyphen. Aus jedem abgeschnittenen und abgesonderten Theile ihres Körpers entsteht wieder nach Art der Polyphen ein neues Insekt dieser Art. Die einem ausgestreckten Blutigel ähnliche Seeasseln bauen sehr kleine künstliche Zellen. Zu Dieppe sieht man vergleichen oft nach der Fluth am Ufer des Meeres. Sie bestehen aus einer Masse vieler kleiner Trichter und aus einem spröden porösen Gewebe. Die Öffnung dieser Trichter verstopfen sie mit einem kleinen Deckel von Sande, um sich in ihren Nöthren vor aller Gefahr sichern zu können. Die Amerikanischen tragen ihre Eier unter dem Bauche. Ihr Biß ist eben so gefährlich wie der Skorpionstich. Man würde außerordentlich von diesem Insekt geplagt werden, wenn es nicht die Veute der Blindschleiche würde.

Affischer Stein. Dieser Stein, welcher seinen Namen von einem Orte im ehemaligen Trojanischen Gebiete Aiso genannt, hat, ist leicht, von scharfem Geschmack und hat eine ätzende Kraft. Man bedient sich desselben zu Särgen, welche das Fleisch der Todten eben so zerreißen, wie der ungelöschte Kalk. Auf diesem Steine bildet sich eine Art Blume oder Schaum, welche die unheimlichen Eigenschaften besitzt, die der Stein selbst hat. Man hält ihn für ein verwittertes Alraunerz.

Affomanglie. Ein Thier an der Goldküste in Afrika, welches einen Kopf wie eine Maize, einen Leib wie eine Kaze, und ein Fell wie ein Tieger hat, gegen den es eine tödtliche Feindschaft haben soll.

Affutinat. Ein Same von sehr hitziger Beschaffenheit, welcher aus Surate kommt, und sowohl zu Nagouts als auch in der Medizin gebraucht wird.

Astacolithen. Heissen Versteinerungen von Krebsen.

Asteries. S. Seestern.

Astroiten. Diese steinichten Körper, welche man in den Meeren findet, sind in ihren Gestalten äußerst mannigfaltig. Man nennt sie Astroiten (Seesterne), weil sie der Form nach größten Theils mit einem Sterne Ähnlichkeit haben. Sie sind das Werk der Polypen, so wie die Korallen, s. diese Wörter. Der Gehirnastroit ist wegen seiner wurmartigen Krümmungen, welche denen im Hirnschädel ähnlich sind, einer der merkwürdigsten. Die fossilen oder gegrabenen Astroiten sind zuweilen in Marmor oder Achat verwandelt. Die letztern sind sehr selten und kostbar. Sie sind hart, der schönsten Politur fähig, und stellen die angenehmsten Zeichnungen dar. Man macht niedliche Büchschen und ander Schmuck daraus.

Astrild. Ein Vogel aus dem Finkengeschlechte auf den Canarischen Inseln, in Afrika, an dem Cap, in Senegal, in Amerika und auf Surinam.

Aka, oder Ate. S. Zimmtapfelbaum.

Atacape. Ein Thier in Brasilien, welches im Wasser und auf dem Lande lebt, noch nicht so groß als ein Wolf, aber viel grimmiger und äußerst geschwind ist.

Ataligato. Eine seltene Merikanische Schlange, die einen sehr kleinen Kopf hat; der Leib ist mit kleinen Schuppen bedeckt, purpurfarbig, und mit drei weißen Streifchen bezeichnet, welche über den Rücken hin, vom Kopf bis an den Schwanz laufen.

Athalia. (*Papilio nympho Athalia.* (*Maturna.*) Linn.) Ein Tagfalter. Die Farbe seiner Flügel ist hellocker-gelb mit schwarzbraunen Querstreifen, die durch schwarze Adern durchschnitten werden und ein Gitter bilden. Die Flügel sind mit weißen oder gelben schwärzlich gestreiften Gränzen eingefaßt.

Die untere Seite der Flügel ist blässer als die obere, und hat einen Rand von hellgelben halbmondförmigen Flecken. Über den untern Flügeln läuft noch ein breiter Streif, der von schwarzen Nederchen durchschnitten wird. Dieser Schmetterling fliezt vom Frühjahre an bis in die Mitte des Junius in Hölzern und Gebüschen herum. Die Raupe ist schwarz und stachlich. Die Puppe ist schwarz, kurz und dicke und hängt sich am Hintertheile im Freien an.

A t l e. Ein Baum, dessen Früchte in grünen Nüssen bestehen, welche den Eicheln einigermaßen ähnlich sind. In Egypten und Arabien macht man Kohlen aus seinem Holze. Seine Blätter werden in der Medicin auf verschiedene Weise gebraucht. Er wächst auch in manchen Gegenden Europens.

A t o k a l t. Eine Merikanische Spinne, die kein Gift bei sich führt und gern nahe am Wasser lebt. Ihre Gewebe, aus denen sie ihre Netze spinnt, bestehen in rothen, gelben und schwarzen Fäden. Sie spielen daher in verschiedenen Farben.

A t r a m e n t s t e i n. Ein Mineral, das wie Erz aussiehet und in Kupferminen gefunden wird. Er ist von rother, gelber, weißer und schwarzer Farbe, schmeckt wie Tinte, wovon er auch den Namen hat, und löst sich sehr leicht und fast ganz im Wasser auf. Er enthält nebst etwas Zink und Kupfer viel völlig ausgebildeten Eisenvitriol, welcher auch wirklich z. B. in Goslar, wo dieser Stein häufig anzutreffen ist, daraus gewonnen wird. Man hält ihn daher für ein fremdartiges, ehemals zum Ausfüllen der leeren Näume in den Gruben gebrauchtes Ge-stein, welches nachher von Eisenvitriol durchzogen worden sein soll. Man braucht ihn äußerlich zur Reinigung der Geschwüre und des Zahns Fleisches. Von einer Art des Atramentsteins bereiten die Türken ihr Rusma. S. dieses Wort.

A t t a l e. S. Anatte.

A ttich. (Ebulus.) Dieses Gewächs, das auch niedriger Hollunder, Sommerholder genannt wird, ist von dem gewöhnlichen Hollunder nur wenig verschieden. Es ist kleiner als jener. Der Stengel ist grasgrün, knotig, astig und voll Mark. Die Blätter sind länger und spitzer als die des Hollunders, riechen auch stärker. Auf die weißen, wie Kronen gestalteten Blüthen folgen schwarze Beeren, welche die länglichsten Samenkörner enthalten. Man braucht den Attich gegen Lendenreissen, Lähmung, Flüsse, und gegen die Wassersucht. Auch sollen von dem Geruche der noch frischen Blätter, die man in die Scheunen legt, die Kornwürmer sterben.

Attinga. Ein gewisser rundlicher Stachelfisch in Brasilien.

Attinguacu = camacu. Ein Brasilianischer Vogel.

Attraktylis. Die von den Botanikern so genannte Pflanze ist nichts anders als Karobeneditzen, oder doch wenigstens eine Art davon. S. dieses Wort.

A hel. S. Aelster.

Avaccari. Ein kleiner Baum in Ostindien, der in Aussehen der Blätter, Blüthe und Frucht mit dem Myrthenbaum übereinkommt.

Avanaze. Eine vortreffliche Frucht, die auf einem Brasilianischen Bäumchen wächst, an Größe einer Haselnuss gleicht, sehr lieblich riecht, und häufig in Zucker eingemacht wird.

Avanturinstein, oder Avanturino. Eine Art Edelstein, welcher voller goldner Punkte auf einem gelblichen, oder zinnbraunen Grunde ist. Er besteht aus Quarz

mit eingeschobenen Glimmerblättchen. Man macht ihn aus Glas und Kupferstaub, welcher im Glase wie Gold sieht, nach. Ein anderer sehr seltener und kostbarer Avanturino, welches Goldpunkte auf einem fleischfarbenen Grunde hat, und schön ins Blaue spielt, kommt aus dem weißen Meere, und besteht aus Feldspath und Glimmerblättchen.

A v a z a n e. Eine Art sehr süßer Brasilianischer Haselnüsse.

A u b e r g e , o d e r A l b e r g e . S. Herzpfirsche.

A v e l i n e . (S. Haselnuss.) Nennt man auch eine besondere, runde in eine harte Schale eingeschlossene Nußart, welche viel Ähnliches mit Mandelnuß hat.

A u e r h a h n . (Tetrao Urogallus. Linn.) Dieser Vogel hat die Größe eines Trappens, ist zwei Fuß fünf Zoll lang, und mit ausgespannten Flügeln drei Fuß zehn Zoll breit. Der Körper ist bläulichschwarz, die Flügel braun, mit zugerundetem Schwanz und weißen Achseln. Die Henne ist von unterschiedener Farbe. Er lebt in den älteren Gegenden von Europa, so wie in gebirgigen Wäldern des mitternächtlichen Asiens, auf den Nadelholzern, weil er sich von jungen Fichten und Föhrenknospen, Tannenzapfen, aber auch von Heidelbeeren nährt, er frisst aber eben so gern Körner als jene, verschluckt auch nach Art aller Hühnergattungen kleine Kieselsteine. Die Henne ist bunt, und theils in der Farbe, theils der Größe nach vom Hahne verschieden. Sie legt in ein ungekünsteltes Nest von trockenem Moose auf die platte Erde acht bis sechzehn weiße mit gelb gesprenkelte Eier, die etwas größer als die gewöhnlichen Hühnereier sind, und die sie ganz allein ohne Beihilfe des Auerhahns ausbrütet. Die Balzzeit ist im Februar und dauert bis zu Ende des März. Wenn der Hahn diesen Naturtrieb spürt, so setzt er sich mit ausgebreiteten Schwanze, herabhan-

genden Flügeln und mit ausgeblasenen Kopffedern auf einen Baum, ist alsdann fast taub und blind und lockt die Hennen mit einem besondern Schwirren oder Getreise; diese versammeln sich nun unter dem Baum, von welchem er herabspringt und sie einige Zeitlang täglich tritt. Dieses ist nun der schicklichste Zeitpunkt zur Auerhahnjagd, denn außerdem ist der Auerhahn wegen seines scharfen Gesichts und wegen seiner Wildheit schwer zu fangen. Muß die Henne um Nahrung zu holen ihr Nest verlassen, so bedeckt sie die Eier mit dürrerem Laube oder mit Moos. Dessen ungeachtet werden dennoch eine unschuliche Menge den Füchsen und Raubvögeln zur Beute, deswegen sich dieser Vogel auch nicht so häufig vermehrt. Die Mutter führt ihre Jungen, die sogleich davon laufen, zu Ameisenhaufen, um die Ameiseneier aufzulegen, die ihre Speise sind. Anfänglich sehen sie alle bunt aus, andern aber die Farbe erst nach und nach. Sie bleiben solange zusammen, bis sie der Begattungstrieb aus einander treibt. Sowohl in Ansehung der Größe, des sehr gekrümmten Schnabels, der mit Federn bedeckten Nasenlöcher und besiederten Füße, als auch einigermaßen in Ansehung der Lebensart, nähert sich der Auerhahn den Raubvögeln.

A uerochs. (Bos. Ursus. Linnae.) Dieses Thier läuft in der Wildniß frei herum, und ist noch nicht zahm gemacht worden. Die Benennung scheint entweder aus dem Griechischen abzustammen, welche einen Berg bedeutet, oder auch von Ur, welches bei den ältesten Deutschen s. v. a. waldigt, wild anzeigte. Man findet dieses Thier in Preußen, Pohlen, Litthauen und Siberien in großen Heerden. Nach den Beobachtungen des Buffon scheint es, als ob unsere zahmen Ochsen (*Bos domesticus*) aus diesem Geschlechte abstammt und unter mehrern Familien von den Naturforschern, mit dem besondern Namen *Bos bonasus* (Afrikanischer wilder Ochse), *Bos bison* (der Buckelochs) und *Zebu*, Zwergbüffel (*Bos indicus*) bezeichnet worden wären. Der Aurochs hat länglichtrunde und gekrümmte weit auseinander stehende Hörner,

die aber kürzer als die eines zahmen Ochsen sind, die Haut an der Kehle ist etwas rauh. Unwissende verwechseln ihn mit dem Buckelochsen (*Bos bison*). Er ist oft von beträchtlicher Größe und zwei und eine halbe bis drei Ellen hoch, von vordern Füßen bis auf den Rücken gemessen, und beinahe vier und eine viertel bis gegen fünf Ellen lang, von der Stirne zwischen den Hörnern bis an den Schwanz, und wiegt ein ziemliches Gewicht. Seine große Stärke sitzt vornehmlich in den breiten Schulterblättern und dem kurzen Nacken. Ist er zornig, so scheinen seine Augen Feuerstrahlen von sich zu schießen. Die Junge fühlt sich scharf an. Auf dem Kopfe und den Schultern sind die Haare nicht gleich zottig. Auf der Stirn stehen ein Büschel graue Haare, die ihm etwas über die Augen herabhängen; gemeinlich ist seine Farbe schwarzbraun, oder auch ganz schwarz. Sein Stirnknochen ist fast undurchdringlich, das Fell fest und dic. Wenn er gejagt wird, so ist er wütend. Die Jäger verstecken sich zwischen die Bäume. Wenn einer von ihnen nicht ganz getötet wird, so bringen ihn die andern selbst um, und suchen sich an den Jägern zu rächen.

Aufse. Eine Art Binsen in Indien, die an morastigen Orten wachsen, und wovon Netz und Tauwerk versiertet werden.

Augennicht. S. weißes Nicht.

Augentrost. (*Euphrasia officinalis*. Linn.) Ein kleines auf den Wiesen wachsendes Kraut mit einer Menge schwärzlicher, raucher und schlanker Stengel, kleinen sehr adri-gen, eingekerbten Blättern, weissen mit rothen und gelben Punkten bezeichneten Blüthen, und weissen Samenkörnern. Es wird als ein vorzügliches Mittel das Gesicht zu stärken, und den geschwächten Nerven neue Kraft zu geben, geschäzt; man raucht es dann etweder als Tabak, oder nimmt es zugleich mit Kellerwurmpulver ein, oder legt den Saft davon aufs Auge. Inner-

lich muß man es sehr mäßig gebrauchen; weil es sonst schlimme Folgen haben könnte.

Augias. Eine Schmetterlingsgattung in Japan.

Augites. Ein Edelstein, der mit dem Aquamarin für einerlei gehalten wird.

Avila. Name einer Art Apfel im Spanischen Amerika, welche größer ist als eine Pomeranze, und in acht oder zehn ovalen Nüssen (Steinen) weiße und bittere Kerne enthält, deren gute Dienste gegen bösartige Feuchtigkeiten und Säfte gerühmt werden. Auf eine Dosis wird nur einer oder höchstens zwei genommen. Der Apfel selbst sieht gelb, das Gewächs, welches ihn trägt, ist ephemerartig, und rankt sich um alle nahe Gegenstände.

Avocat, oder **Avoca,** oder **Avocatobaum.** Ein großer Baum, den man häufig auf der Insel San-Domingo antrifft. Die Frucht heißt ebenfalls Avocat und hat die Größe und Gestalt einer Bonchretienbirne; man genießt sie, ehe sie reif wird, mit Essig und Pfeffer, und hält sie für ein vortreffliches Mittel wider die Ruhr.

Avocette. (*Recurvirostra Avocetta. Linn.*) Außer dieser giebt es noch zwei Arten dieser Wasservögel. Das Geschlecht unterscheidet sich hauptsächlich durch die Gestalt seines Schnabels, welcher in die Höhe gekrümmt, zugespitzt ist und eine biegsame Spitze hat. Man sieht diese Vögel am südlichen Ufer in Schweden sehr häufig; sie nähren sich von Krebsen und andern Wasserinsekten, ziehen im Winter häufig nach Italien, wo sie in der Gegend um Ferrara herum sich an Gewässern und Sümpfen aufhalten. Das Weibchen legt zwei Eier. Im Winter fliegen sie an die westlichen Ufer von England, und ziehen einen oder zwei Monate hinweg, vielleicht in wärmere Gegen-

den. Der Leib ist weiß, aber über dem Kopfe, Hals und den Seiten des Rückens, so wie über den Flügeln, sind sie schwarzlich.

Aura. S. Brasilianischer Geier.

Aurikel. (*Auricula ursi*, Linn.) In manchen Gegenden auch Bärenusankel, Bärenöhrchen, ist eine sehr bekannte Blume, die einen vortrefflichen Anblick gewährt und nicht ganz ohne Geruch ist. Durch die Kultur kann man dieselbe jährlich zweimal blühen lassen. Man zieht die einfachen den vollen Aurikeln vor, und kann davon auf eine leichte Art die glücklichsten Varietäten erhalten. Die Sämlinge, welche an den Seiten herauswachsen, tragen, wenn man sie los trennt und sieht, die nehmlichen Blumen, welche die Mutterpflanze trägt. Die Blumen der Mutterpflanze gewinnen dadurch an Zusatz der Säfte und an Schönheit. Wenn man sie sät, so erhält man tausenderlei Varietäten. Man muss den Samen von den schönsten, größten und sammetartigsten wählen. Im zweiten Jahre nach der Saat genießt man das Vergnügen seiner neuen Eroberung. Ein weicher Boden, ein Ort, welcher der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist, sind der Natur der Aurikeln günstig.

Auripigment. S. gelbes Rauschgelb und Arsenit.

Aussländische Bienen. S. Bienen.

Auster. (*Ostrea edulis*, Linn.) Dieser Seesisch scheint am meisten unter allen Naturprodukten das Gepräge der Unvollkommenheit zu haben. Ohne Waffen, ohne fortgehende Bewegung ist er völlig unthätig in ein ewiges Gefängniß verschlossen, das er vermittelst eines am Obertheile der Muschel befindlichen Ligaments alle Tage regelmäßig halb öffnet, um

ein zu seiner Erhaltung nöthiges Element zu genießen. Wegen seiner unformlichen und groben Körpermasse vermag man kaum die thierische Figur und den eigentlichen Körperbau desselben zu unterscheiden. Man glaubt, daß er unter die Hermaphroditen gehört. Das Laich, das er in der Mitte des Frühlings legt, hängt sich an die Felsen und andere auf dem Grunde des Meeres befindliche Körper, und nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden ist dasselbe mit einer Art Schuppen gleichsam inkrustirt, worin wieder andere Austern verschlossen sind, und diese verlassen diesen Ort nicht eher, bis sie von Fischern weggefangen werden. Die grünen Austern, die in Paris gegessen werden, kommen gemeinlich von Dieppe. Diese grüne Farbe bekommen sie von dem Laubwerk, worin sie gepackt werden, und diese Art ist von einem besonders vorzestlichen Geschmacke. Die gewöhnlichen Austern müssen, wenn sie gut sein sollen, frisch, feuchte und weich sein. Die an der Mündung der Flüsse und in einem hellen Wasser gefangenen Austern, und besonders die, welche aus Bretagne, besonders aber von Marennes in Saintonge kommen, werden sehr geschätzt, vorzüglich wenn sie mit einer kleinen Art brauner Granzen eingefasst sind. Der Mangel an Wasser macht sie bitter, hart und unangenehm vom Geschmacke. Der Schlamm und das Meergras tödtet sie in ihrer Geburt. Der Galant (eine Ostindische Wurzel), der Muschelfisch, die Kammmuschel, der Seestern und die Krabben sind ihre gefährlichsten Feinde. In Spanien findet man Austern von einer rothen und rothgelben, in Illyrien von einer braunen und dunkelsteischfarbenen, und im rothen Meere von einer gelben Farbe. Die Austern von St. Domingo sind auch sehr schmackhaft, sie hängen sich an die Stämme der Bäume, die im Wasser stehen, wo sie von einem Taucher mit einer Art Gartennesser abgeschnitten werden. Die Austern, die sich am äußern Theile der Reste des Indianischen Feigenbaums ansetzen, sind fast ungenießbar. Ihre Schale ist durchsichtig und perlartig. Die Spanier brauchen sie birreilen statt des Glases. (S. Perl.) Die Austerschalen geben eine gute Düngung und zugleich einen

vortrefflichen Küttlalch. Ihr Hauptkennzeichen besteht in zwei Schalen.

Austerfischer. (*Haematopus ostralegus*. Linn.) Dieser Zugvogel, der sich häufig an den Küsten und westlichen Ufern von England, zu Therby und Scarborough, aber auch an Französischen, Norwegischen, Schwedischen und Italienischen Küsten aufhält, wird auch in Nord- und Südamerika gefunden. An der Größe und Farbe gleicht er einer bunten Elster, und ist die einzige Gattung dieser Art. Er nährt sich von Fischen, al-lerlei Muscheln, Seeschnecken und Uasa, das an den Strand ausgeworfen wird, besonders aber weiß er die Austern sehr geschickt auszumachen. Der ganze Vogel ist sechzehn und einen halben Zoll lang; er fliegt sehr schnell ganz nahe an der Oberfläche des Wassers hinweg, so daß er zu laufen scheint, indem er sich aufrecht auf seinen Schwanz stützt. Er zieht im Herbst, gleich andern Zugvögeln fort, und kommt im Frühling wieder, um seine Eier zu legen, deren er gewöhnlich vier bis fünf von graugrüner Farbe mit schwarzen Querstrichen legt. Seine Rückkehr aus den wärmeren Gegenden ist eine sichere Anzeige des nahen Frühlings. Einige von ihnen kommen sogar eher als die andern, um die Gegenden zu erkennen. Sie bauen kein Nest, sondern die platte Erde oder die Kaninchenhöhlen vertreten bei ihnen, nachdem sie diese daraus vertrieben haben, die Stelle der Nester. Wird das gelegte Ei von der Stelle hinweg genommen, so legen sie ein zweites und so fort nach und nach deren bis auf viere oder fünfe. Der Schnabel und die Füße dieser Meerelsterart sind roth, der Kopf, Hals, Rücken und die Spitzen der Schwung- und Nudersfedern sind gewöhnlich schwarz. An der Spitze ist der Schnabel keilförmig, übrigens zusammengedrückt, und die Füße zum Gehen eingerichtet. Den andern Schwimmvögeln zeigt er durch sein Geschrei die Ankunft ihrer Feinde an.

Autourrinde. Diese Rinde kommt aus der Levante, und wird zur Bereitung des Karmins gebraucht.

Auzuba. Ein großer Baum auf der Insel Hispaniola, welcher eine Frucht trägt, die wegen ihrer gar zu großen Süßigkeit vorher ins Wasser getaucht werden muß, um sie essbar zu machen.

Axi. Bei den Indianern der Pfeffer von Guinea.

Aris. S. Gangeshirsch.

Ayolotl. Wird sehr unvollkommen, und eben so fabelhaft als ein Fisch ohne Schuppen beschrieben, welcher sich im See von Meriko aufhalten und vier Füße wie eine Eidecke, eine Gebärmutter wie die Frauen und die monatliche Reinigung derselben haben soll. Sein Fleisch hat im Geschmack viel Ähnliches mit dem des Aals. Seine Länge ist neun bis zehn Zoll.

Ayoquen. Eine Art Merikanischer Wasservogel mit gelbem, braunem und aschfarbigem Gefieder; der schwarze und spikige Schnabel ist acht Zoll lang, der Hals hat zwei Fuß und der Schwanz fünftehalb Zoll.

Aytschnabel. (*Corvus caribaeus*. Linn.) Dieser Vogel auf den Antillischen Inseln und in Louisiana lebt an den salzigen Seen und Ufern des Meeres von Muscheln und Fischen. Er ist so groß wie eine Elster. Der artförmige erhabene Schnabel, und die Füße sind roth; am Hinterkopfe des Mannchens befindet sich eine Reihe schwärzlicher Querlinien. Die Deckfedern, der Schwanz, und das Ende des Rückens sind von oben gelb. Die Ruderfedern bläulichgrün, die kleineren Deckfedern der Flügel sind kastanienfarben, die mittleren grünlich, die größeren bläulich, (bei den Weibchen hingegen grün,) mit weißen Rändern.

Ayaca. Ein Vogel in Brasilien von einer sonderbaren Geschicklichkeit die kleinen Fische zu fangen. Seine Größe

ist wie die einer Aelster. Er hat weiße mit rothen Flecken gezeichnete Federn und einen löffelförmigen Schnabel.

Ayamaka. Name einer Art Eideren in den Wäldern der Insel Cayenne. Sie ist oft über acht Fuß lang, und ihr Fleisch wird gegessen.

Ayquantomotl. Ein schöner Merikanischer Vogel mit gelben, schwarzen und weißen Federn. Er hält sich auf den Gebirgen auf und singt ungemein schön.

Ayri. Ein Baum, der in Hinsicht auf die Blätter dem Palmbaum gleicht, dessen Stamm aber sehr stachlich ist. Sein Holz ist hart und schwarz wie Ebenholz. Die Brasilier, bei welchen er einheimisch ist, versetzen ihre Pfeile und ihre Keulen daraus.

Azala, oder Indianischer Krapp. S. Krapp.

Azarole. Ein Baum, dessen Blätter der Petersilie ähnlich sind, ob sie gleich viel größer sind. Seine traubenshähnigen Blüthen sind im Frühlinge eine Zierde der Wälder; auf sie folgen kleine runde Früchte, die den Samen enthalten, fleischig, und den Mispeln ähnlich sind. Wenn er noch wild ist, so hat sein Stamm Stacheln, doch weniger als der Hagedorn. Man trifft diesen Baum häufig in Italien und Languedoc. Er wird auch der Kleinapfelbaum genannt. Am schönsten aber sieht man ihn in Virginien. Seine Früchte locken das Flügelswilden in die Gehölze. In der Provence macht man Konfituren davon. Die weißen Azarolen werden am wenigsten gesucht.

Azazimit, Azarimit, Azazimil. Ein Stein, der in den Bergwerken des Königreichs Cananor gefunden wird, und die Eigenschaften der Siegelerde haben soll, man

hält sie für ein gutes Mittel gegen das Fieber, die Ruhr und den Schlangenbiß.

Azeacojolt. Eine Art Indianischer Füchse, die sich bei den Ameisenhaufen aufhalten und des Nachts bestehn.

Azederack. Ein ziemlich großer Baum im mittägigen Frankreich mit gesprenkten, dunkelgrünen Blättern, welche dem Eichenlaub gleichen. Seine Blüthe ist lieblich. Seine runde und bittere Frucht aber erregt nach dem Genusse Leidwehr und wird für ein Gift gehalten. Der in derselben befindliche sehr harte Kern wird zu Nosenkränzen gebraucht, daher der Azederack auch der heilige Baum genannt wird.

Azerbo. Ein wildes Pferd in Ehiopien, fast wie ein Maulsel.

Azio. Bei den Venetianern eine Art Seehunde, die auch Acontias heißen.

Azolotl. S. Arolotl.

Azonvalala. Eine Art Johannisbeeren auf der Insel Madagaskar von rother Farbe und vortrefflichem Geschmacke.

Azoufa. S. Hyâne.

B.

Baana. Eine dem Hanf ähnliche Pflanze, deren Samen einige Ostindische Nationen sehr stark gebrauchen. Sie reiben ihn mit Mohnsamen zu Pulver, und thun Arek und Zucker dazu. Der Gebrauch dieser Mischung betäubt bei ihnen alles Gefühl des Verdrusses und Unglücks, und macht ihnen einen ruhigen Schlaf. Wollen sie aber lustig sein, so vermischen sie den Baanasamen mit Bisam und Ambra.

Baaras. Eine Pflanze, welcher man wunderbare Eigenschaften beilegt, z. E. daß sie in der Nacht leuchtet, daß sie, wenn man sie angreifen will, unter die Erde flieht, daß sie denen, welche sie ohne Vorsicht berühren, tödtlich ist u. s. w. Sie soll sich in Judäa im Thal Macheron befinden.

Baardinan. Bei den Holländern ein gewisser Ostindischer Fisch, welcher violet aussieht und blau und weiß gescheckt ist.

Baarsch. (Perca. Linn.) Ein Fisch, dessen Geschlecht sich von den übrigen durch einen sägeförmigen gezähnelten Kiemendeckel und einige frachliche Flossen unterscheidet. Es soll deren über funfzig Gattungen geben, die sich größten Theils vom Raube nähren. Der Flussbaarsch (*P. fluviatilis*. Linn.) heißt auch Pärtsch, Bärtschling, ist einer der schönsten derselben. Die Goldfarbe des Rückens wird durch dunkle Querstreifen, welche nach dem Bauche zu laufen, unterbrochen. Er wird über einen Fuß lang und vier Pfund schwer, in nördlichen Ländern wird er aber noch größer. Sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend und gesund. Von seiner Haut machen die Lappländer einen Leim wie Hasenblase. Der Sandbaarsch, Sander, (Zander,) Schil, Hecht, Bärtschling, ist auf den Rücken schwarzblau mit rothen Flecken, die Seiten sind silberfarben, der Bauch ist röthlichweiss. Er wird zwei Fuß lang und darüber, und ist in manchen Gegenden etliche zwanzig Pfund schwer. Der Kaulbaarsch, Schroll, Nohwulf, Goldbaarsch, hat einen rundlichen mit Schleim überzogenen Körper und einen ziemlich dicken Kopf. Der Rücken ist schwärzlich, die Farben an den Seiten ein Gemisch von gelb, grün und braun. Er wird ohngefähr sechs bis acht Zoll lang. Im Frühjahr geht er aus großen Seen in Flüsse zur Laiche. Der Stachelbaarsch, Stichling, (*Gasterosteus* Linn.) führt blos der Ähnlichkeit wegen diesen Namen in Deutschland, macht aber eigentlich ein besonderes Geschlecht aus, das an den einzelnen Stacheln

auf dem Rücken und den Endhern den Platten (Schildern) auf dem Bauche kenntbar ist. Es giebt deren dreizehn Gattungen, die sich theils im Meere, theils in Flüssen aufhalten.

Babiroussa, oder Babiroesa. Das Ostindische wilde Schwein. Der Schweinhirsch oder das Hirschschwein.

Babylonische Weide. S. Weide.

Bachbungen. Diese Pflanze treibt fette und schwammnichte zur Erde hängende Stengel von röthlicher Farbe, dicke rundliche schwarzgrüne Blätter und blaue ährenförmige Blumen. Man unterscheidet mehrere Arten derselben, worunter die Cepaea (s. dieses Wort) kleiner als die Veronica Beccabunga Linn.) ist, übrigens aber mit ihr übereinkommt. Die Veronica anagallis L. (Wasserbungen) ist wieder eine besondere Art derselben. Alle wachsen an feuchten Orten. Der Bachbungensaft ist ein vortreffliches antikorbutisches Mittel. Salat von dieser Pflanze ist trocken und hizigen Naturen sehr zuträglich.

Bachflecklein. Gründling. Eine Art sehr schmächtiger Weißfische, die häufig in unsern Flüssen gefunden werden.

Bachstelze (gelbe). (Motacilla flava. Linn.) Dieser sechs und einen halben Zoll lange Europäische Zugvogel, hält sich am liebsten in sumpfigen Wäldern auf. Wenn er zu Anfang des Frühlings ankommt, so sieht man die weiße und die gelbe jederzeit beisammen; daraus schließt man, daß die letztere das Weibchen sei. Brust und Bauch sind gelb, die Gurgel weiß, die beiden äußern Schwanzfedern ganz weiß, die zwei folgenden weiß mit schwarzen Flecken, an der äußern Hälfte schwarz, die folgenden dunkelschwarz. Das Weibchen baut ihr Nest in die Saatfelder unter die Erde aus Wurzelsäserchen;

füttert es mit Haaren aus, und legt hier bis fünf mit Flecken bezeichnete Eier hinein. Der Vogel fliegt sehr wenig in einem Stück fort, sondern ruht oft aus; man erkennt ihn an der ununterbrochenen Bewegung des Schwanzes vor allen andern Vögeln.

Bachstelze (spanische). (*Motacilla strapuzina*. Linn.) Dieser kleine Vogel hält sich mehrentheils an Ufern auf, nährt sich von Würmern, legt fünf bis sechs Eier in kleine Haufen Steine, oder in alte Kaninchenbaue; man ist ihn, er hat aber keinen angenehmen Geschmack.

Bachusharfe. (*Baccharis*). Ein Kraut, welches auch noch den Namen: unsrer lieben Frauen Handschuh führt. Die weißlich-rothe Blume ist von angenehmen Geruch. Seine zusammenziehende Kraft macht, daß es gegen die Flüsse mit gutem Erfolg gebraucht wird.

Bachweide. S. Weide.

Bacmat. Eine Art Pferde in Podolen von ungemeiner Dauerhaftigkeit! Bachmatten.

Badas. Bei den Negern das Einhorn. Es scheint einerlei mit Abada zu sein. S. dieses Wort.

Babian. S. Anis.

Bagre. Eine Art essbarer Brasilianischer Fische, die zum Geschlechte des Welses gehören.

Bär. (*Ursus arctos*. Linn.) Ein unter den Raubthieren eigenes Geschlecht der Landthiere. Er unterscheidet sich im allgemeinen durch den plumpen zottigen Körper, ist töricht und boshaft, aber auch an Schläuglichkeit und Verschlagenheit fast dem Fuchs gleich. Sein Fell ist auf dem Rücken dichter und

Hier als am Bayche, seine zottigen Haare sind von ziemlicher Weichheit und Feinheit. Seine Zähne sind bald kegelförmig, bald haben die fünf oder sechs Backenzähne stumpfe Haken. An den Füßen hat er fünf Zehen und tritt mit dem ganzen Fuße auf. Das Weibchen hat vier Zizen, einen kurzen Schwanz und einen dicken Kopf mit einer abgestumpften Schnauze. Seine größte Leibesstärke liegt in den Schultern und Tazen, der Kopf hingegen ist der schwächste Theil. Es gibt schwarze, braune und weiße Bären, sie sind aber in Ausbildung ihrer Lebensorart, so wie nach ihrer Farbe von einander unterschieden. Der braune Bär ist unter allen der größte; seine Länge beträgt oft fünf und einen halben Fuß, er lebt in unbewohnten und waldigen Gegenden Europens und Asiens, z. B. in Pohlen, in Savoyen, auf den Alpengebirgen, in Egypten u. s. w. Er ist wild, reisend und nährt sich von andern großen Thieren. Seine Beute schlägt er mit der Tazé nieder, saugt zuerst das Blut aus, und was er von dem Fleische nicht aufzehrt, vergräbt er in die Erde, und diese Art ist öfters so reisend wie die Wölfe. Er kann auf den Hinterfüßen laufen lernen, und mit den Vorderfüßen schlägt er mit solcher Stärke um sich herum, daß er den größten Ochsen damit tödtschlagen kann. Er klettert auf die höchsten Bäume und bohlt daselbst den Honig aus den Bienenstöcken heraus. Sie gehen oft heerdenweise zu funzig bis sechzig auf Raub aus. Ihr Alter ist eben nicht bestimmt, doch sollen sie zwanzig bis dreißig Jahr alt werden. Ihre Wohnungen (Bare) sind Klüffte und Höhlen unter den Baumwurzeln; zu diesem Endzweck klettern sie auf die Bäume, deren Meiser sie abbrechen und mit Moos bedecken. Den ganzen Winter über liegen sie in Ruhe und leben vom eingetragenen Nahr. Das Weibchen trägt seine Jungen hundert und zwölf Tage, wirft aber gewöhnlich nur ein Junges, und sucht zu seiner Begattung nur ein einziges Männchen. Auf Kanada trifft man Bären, deren Haare am Körper dunkel-schwarz, die Wangen und die Kehle hingegen rostfarben und braunlich sind. Ihr Kopf ist länger und schmäler als bei dem Laubbär, sie haben viel Aehnliches mit einem Fleischerhunde,

und statt wie die Europäischen Bäre zu brünnen, heulen sie; auch führen sie eine andre Lebensart und haben einen andern Gang als jene. Dieser Bär ist sehr reisend und wild. Der ganz schwarze Bär lebt in den kältern Wüsteneien Europens und Asiens, frisst aber kein Fleisch, sondern sucht Milch, Honig und Früchte zu seiner Nahrung. Jung eingesangen, läßt er etwas von seiner ihm angeborenen Wildheit ab, und kann so zahm gemacht werden, daß er sich von seinem Führer nach der Trommel zum Tanz abrichten läßt. Wird er auf die Nase oder an die Geschlechttheile geschlagen, so geräth er in Wuth. Das Gesicht, Gehör und Gefühl sind bei allen Bären-gattungen weit stärker als bei andern Landthieren; besonders übertrifft die Feinheit seines Geruchs die andern Sinne vorzüglich. Diese Art Bäre begatten sich im Herbste, und das Männchen schlägt außer der Brunstzeit seine Wohnung in einer großen Entfernung vom Weibchen auf; findet das letzte keine ihm anständige Höhle zum Aufenthalte, so klettert es auf einen Baum, bricht Neste davon herunter, rafft sie zusammen und macht sich am Stamme eine Wohnung, woein kein Wasser dringen kann; hier setzt sie ihr Junges ab, für welches sie die bewundernswürdigste Sorgfalt trägt; sie scheut keine Gefahr um dasselbe vor jedem Anfall aufs wührendste zu vertheidigen. Wenn sich die Bären im Winter in ihren Höhlen ruhig verhalten, so ist dieser Zustand keineswegs Erstarrung wie bei den Murmelthieren, sondern die zuführenden Gefäße saugen diese Zeit über das Fett der übrigen Theile des Körpers an sich, und dieses dient ihnen alsdenn zur Nahrung. In ihrem natürlichen wilden Zustande fliehen sie nicht leicht die Menschen, ihre Dreistigkeit geht öfters so weit, daß sie ihnen nicht einmal ausweichen; wird auf sie geschossen, so gehen sie auf den Schuß los, suchen den Jäger zwischen ihre Vordertäzen zu bekommen und durch heftiges Drücken zu ersticken, reißen ihm in der Wuth das Genick auf und ziehen ihm die Haut vom Gesichte und dem Kopf herunter. Wirst man ihnen einen Stein oder einen Huth vor, so kann auf diese Art sich der Mensch ihren Verfolgungen entziehen. Auf die Bäume

zu flüchten, ist gefährlich, weil sie mit der größten Behendigkeit hinausflietern können. In Norwegen jagt man sie mit kleinen dazu abgerichteten Hunden, diese kriechen ihnen unter den Bauch und fassen sie bei den Zeugungstheilen. Ein auf diese Art gehetzter Bär lehnt sich endlich an einen Baum oder an ein Felsenstück, und bietet in dieser Lage seinem Feinde die Stirne, und nun schießt man ihn zwischen die Vorderbuche, oder in die Gegend der Ohren; fühlt er sich tödtlich verwundet, und ist ein tiefes Wasser in der Nähe, so läuft er darauf zu, nimmt einen großen Stein in die Faize und ersäuft sich. Mit weniger Gefahr verbunden ist die Bärenjagd, wenn sie ihr Winterlager nicht lange erst verlassen haben; ihre Pfoten sind alsdenn noch zart, empfindlich und weich, so daß er kaum gehen, noch weniger laufen und die Bäume erklettern kann. In Kamtschatka sind sie nicht so wilde, fallen auch die Menschen nicht leicht an, es sei denn, daß sie einen schlafend fänden. Sie haben eine besondere Vorliebe zum weiblichen Geschlechte, und beleidigen dasselbe am wenigsten. Die Kamtschatale gehen auf die Bären gewöhnlich mit einem Messer in der rechten Hand, den linken Arm mit einem Strick umwunden, die linke Hand mit einem langen zweischneidigen Stilette bewaffnet los. Das Thier stürzt sich mit offenem Machen auf dem Feind, und so wird ihm das Stilet in den Nieren hineingestochen, und durch den Schmerz gezwungen, folgen sie ihren Führern ohne allen Widerstand. Wenn sie in ihre Behausungen kommen, wird das Thier getötet, und dieses ist eine Art von Fest für die Nachbarn und Freunde, welche das Fleisch feierlichst verzehren. Das Bärenfleisch hat einen sehr süßlichen Geschmack; das von jungen Bären, und besonders die Tatzen sollen das beste sein. Im Herbst sind die Bären beinahe zehn Daumen hoch mit Fett unter der Haut bedeckt, welches geschmolzen und gewöhnlich zum Brennen gebraucht wird; das Bärenfleisch giebt auch einen Schmeer, der so gut wie der Schweineschmeer ist. Seine Haut ist in großem Werthe, es giebt in Pohlen und Litthauen Bären-

häute von fünf bis sechs Ellen in der Länge. Von sieben bis acht Fuß sind sie nicht selten.

Bär end ill, oder **Bärwurz.** (Meum). Es gibt verschiedene Arten dieser Pflanze. Die Wurzel der kultivirten wird als Küchenkraut gebracht. Man macht auch eine Art Marmelade daraus, die den Appetit der Niedergesessenden befördert. Die Wurzel dieser Pflanze hat in Ansehung ihrer Gestalt und ihres Geschmacks viel Ähnlichkeit mit dem Schierling. Die wilde Bärndill ist nicht so gut zum Essen. Es gibt auch noch eine Art ausländischer Bärndill, deren Wurzel ein Gummiharz, Panargummi (ein gelbes Gummi aus Griechenland) enthält.

Bärenklaу. (Heracleum sphondylium. Linn.) Ein auf Feld und Wiesen wachsendes Kraut, welches einen hohen, knotigen, rauhen und hohlen Stengel, und sehr breite, vielseitig zerschnittene, oben und unten mit feinen Härchen bedeckte Blätter treibt, die einige Ähnlichkeit mit den Bärenzähnen haben. Die Blume ist meistens weiß, fünfmal gespalten und lisenförmig; auf dieselbe folgt die Frucht, die aus zwei platten gestreiften Körnern besteht, welche sehr unangenehm riechen, und so wie die Wurzel einen scharfen Geschmack haben. Die Blätter erweichen und zertheilen; und werden daher zu Klüstern und Umschlägen gebracht. Der Same dient wider Engbrüstigkeit, die Wurzel vertreibt Hüneraugen und Warzen. Auch ist der Bärenklaу sehr heilsam beim Weichselkopf oder Pfla Potonika, einer Krankheit, wo das Blut durch die Haarpielen herausläuft. Die Alten färbten gelb damit. Die schön gestalteten Blätter des Bärenklaу führen, da sie zufällig an einem Stein herumwachsen, auf die Idee der Kapitälerverzierung der Korinthischen Säulenordnung.

Bärenkrebs. (Cancer Arctus. Linn.) Ein im Europäischen, Asiatischen, Afrikanischen und Amerikanischen

Weltmeere lebender Seekrebs, mit länglichem Rückenschild und Scheren ohne Finger. Wegen seines breiten und rauchhaarigen Kopfes nicht nur, sondern weil er in seiner Ruhe liegend, nach Art eines schlafenden Bären sich zusammenkrümmt, erhielt er den Namen Urs a, oder Arctos. Seine ziemlich dicken Scheren sind platt, und so lang als die zwei vorne an der Stirne sitzenden Blätter mit Gelenken, und diese aus einem bloßen Daumen und kleinen Fingern bestehenden Scheren sind seine Vertheidigungs- und Angriffswaffen; auch braucht er selbiges zu andern Bedürfnissen. Im Indischen Meer findet man vergleichene Krebse von sechs, bis sieben Zoll lang; man findet deren aber auch in dem Europäischen Weltmeer.

Bärentraube, oder Sandbeere. (*Arbustus uva ursi. Linn.*) Name einer sehr zusammenliegenden Pflanze, die unter den wärmern Himmelsstrichen Europens wächst. Ihren Namen hat sie von der Ähnlichkeit ihrer Beeren mit Trauben, und davon, daß die Bären sehr lustern darnach sein sollen. Man hat in Hinsicht auf die Heilung der Steinkrankheit und des Reisens in den Lenden große Wirkungen an dieser Pflanze bemerkt.

Bärlapp, oder Wolfsklau. (*Lycopodium clavatum. Linn.*) Diese Art Kolbenmoos wächst im ganzen Norden auf Steinen mitten auf Felsen. Man findet auch welches in den Wäldern um Paris. Die langen Stengel, *sie* wie viele Nebenstengel treiben, kriechen auf der Erde über, und sind mit vielen kleinen gelblichgrünen Blättchen besetzt, die wie Hohlsiegel über einander liegen. Der Blumenstiel endigt sich in zweihähnchen, an welchen jedoch bald Blätter erscheinen, welche in Kapseln den gelblichen Samenstand verbergen. Dieser Same, welchen ehemals der Überglauke, weil er Wunderdinge von ihm erwartete, mit dem noch üblichen Namen Hexenmehl belegte, entzündet sich, wenn man ihn durch ein Röhr blaßt, weshalb er auch vegetabilischer Schwefel genannt wird, und in

Persien und Moskau zu Feuerwerken benutzt werden soll. Wein-händler brauchen ihn zur Verbesserung der Weine, welche um-schlagen wolten, und Apotheker zum Ueberziehen der Pillen.

Bästling, oder **Fimmel.** (*Cannabis foemella*, Linn.) Der weibliche Haas.

Baggertorf. Eine Art Torf, die den Namen von einer Art holländischen Fahrzeuge bekommen hat. Er ist so weich wie Schlamm, und kann nur mit Nezen gefischt werden. Seine Lagerstätte sind Moränen, die mit offenem Wasser oder mit einer Art Moos (Masenfilz) bedeckt sind. Man findet ihn besonders in nördlichen Ländern in Sumpfen und Brüchen. Für eine der besten Sorten hält man den Holländischen; auch bei Braunschweig im Dolensee ist ein guter Baggertorf anzutreffen.

Bahel-Schulli. Ein stachlicher Strauch in Indien, von dessen Wurzel das Dekolt ein vortreffliches urintreibendes Mittel ist. Man unterscheidet zwei Arten, eine, welche an feuchten, die andere, welche an sandigen Orten wächst. Nur die erstere hat die erwähnte Kraft.

Balaniten. Sind versteinerte Seeekelchen.

Balaou. Eine sehr kostliche Art Fische, die auf der Insel Martinique sehr häufig gefunden wird. Sie sind von der Größe einer Sardelle, und man fängt sie gewöhnlich beim Schei-ne der Fackeln.

Balas. Ist der blaßrothe Rubin.

Balatas. Ein großer Baum in Amerika, der zu Bauholze tauglich ist, sich aber wegen seiner Trockenheit und seines groben Kerns sehr schwer bearbeiten lässt.

Balaustien. (*Balaustia*). Nennt man die Blüthen des wilden, und auch die der andern Granatbäume. Sie ziehen zusammen, und zwar am meisten wenn sie noch frisch sind. Die besten kommen aus der Levante.

Baldrian. (*Valeriana*). Ein Kraut, wovon es drei Hauptarten giebt. Die erste, der Gartenbaldrian (*Valeriana Phu. Linn.*), hat drei Schuh hohe Stengel, einander gegenüber stehende, eingeschnittene, flügelartige Blätter, purpurfarbne, rosenartige, fünfmal zerschnitte Blumen, auf welche ein gesiederter Same folgt, und eine runzlichte Wurzel. Sie wird in Gärten gezogen und für die beste Baldrianart gehalten. Die zweite, der wilde Baldrian (*Valeriana officinalis. Linn.*), ist der vorigen ähnlich, hat aber noch mehr ausgeschnittene Blätter, eine zaserichte, weißliche kriechende Wurzel, und wächst in Wäldern. Die dritte Art: (*Valeriana dioecia. Linn.*) kommt in Rücksicht auf Blätter, Blüthen und Wurzel mit den vorigen beiden überein, hat aber hohle dünne Stengel, und wird nur einen Schuh hoch. Sie wächst auf Wiesen und an feuchten Orten. Alle drei Arten führen viel fluchtiges Salz und ein starkes Del bei sich, treiben den Schweiß, sind herzstärkend, eröffnend, treiben die Wärmer; die Wurzel der zweiten Art ist besonders gegen das höse Weien heilsam,

Balisier. Eine Art Rohr in Amerika, mit dessen Blättern man die Häuser deckt. Der Same giebt eine schöne Purpurfarbe, die man jedoch zur Zeit noch nicht dauerhaft machen kann. Das Fleisch der Vögel, welche davon fressen, bekommt einen bittern Geschmack. In einigen Gegenden trocknet man die Samenkörner, und bedient sich ihrer dann statt des Schrots zur Jagd. Die Blätter der grössern Art branchen die Wilden statt der Servietten.

Ballatas. Ein hoher sehr dicker Baum in Amerika, der gutes Bauholz geben soll, und übrigens sehr unvollkommen beschrieben wird.

Balsamapfel. (*Momordica balsamina. Linn.*) Eine in Deutschland, England und Italien gemeine Pflanze, die in Gärten gezogen wird. Sie hat dünne Stengel, welche

sich mit den Fäden, womit sie versehen sind, an die Pfähle, die man hineinstellt, anschließen. Die Blätter mit einem lieblichen Grün, sind nur durch ihre Kleinheit von den Weidenblättern unterschieden. Auf die Blüthen, welche in der Mitte des Sommers erscheinen und weißlichgelb anzusehen, folgen die gurkenförmigen Früchte oder Apfel, die aber nur mit Schwierigkeit reif werden, von selbst auftreiben und gar kein Fleisch haben. Legt man diese Frucht in Olivenöl und lässt sie von der Hitze der Sonne oder des Destilliroens zerweichen, so liefert sie einen herrlichen Wundbalsam, welcher außer seiner Wirksamkeit bei Wunden, auch bei schweren Geburten heilsam ist.

Balsambeeren. S. *Caryobalsamum*.

Balsame. Heissen wohlriechende Harze, welche etwas flüssiger als die gewöhnlichen Harze sind.

Balsamholz. (*Xylobalsamum*). Heist auch Balsamstrauch. Dieser Strauch treibt sehr gerade dünne Zweige, aus welchen man den Balsam aus Judäa erhält. Seine Blüthen sind sehr wohlriechend. Seitdem die Türken im Besitz des gelobten Landes sind, wird dieser Strauch blos in den Gärten des Großherrn gezogen, und von Janitscharen sehr sorgfältig bewacht. S. Jüdischer Balsam. Zweige vom Balsamstrauhe oder Balsamholze werden selten zu uns gebracht, und sind sehr theuer.

Balsampappel. S. *Takamahakbaum*.

Balsamtanne. S. *Canadische Balsamtanne*.

Baltimore. Ein spechtartiger Vogel, der zum Geschlechte des Kirschvogels gehört.

Bambiaga. Ein Vogel auf der Insel Cuba, der mehr läuft als fliegt; sein Fleisch hat einen Fasanengeschmack.

Bambousrohr. (Arundo Bambos. Linn.) Eine sehr merkwürdige Art Mohr in Indien, welche baumartig wächst, so daß auf einem einzigen sehr starken Stämme eine große Menge Zweige stehen. Stamm sowohl als Zweige sind knotig und haben an den Knoten Stacheln; innwendig sind sie hohl, und bei jedem Knoten ist die Höhlung durch eine holzige Scheidewand unterbrochen, so daß sehr gute Gefäße daraus verfertigt werden können. Erst im sechzigsten Jahre erscheint die ährenförmige Blüthe, und mit ihr soll das Rohr zugleich sterben. So lange die Bambous noch jung sind, quillt aus ihren Knoten ein sehr süßer Saft hervor, welcher sich nachher verdickt und Bambouszucker, von den Persern aber Tabaxir (s. dieses Wort) genennt und von ihnen dem Golde gleich geschätzt wird. Die kleinen knotigen Bambousäste heißen Bambochen. Von den jungen Sprossen am Fuße des Stamnes bereiten die Chineser und Malabaren ein kostliches Konfett, welches sie Achiar nennen, und das von den Holländern nicht selten nach Europa gebracht wird. Das Papier worauf die Chinesen drucken, besteht aus der zarten Minde, welche das Bambousrohr umschließt. Aus den Blättern, welche an den Knoten stehen, verfertigen sie Matten. Das Holz läßt sich leicht spalten, ob es gleich sehr hart ist. Die Indianer verfertigen daraus Häuser, Fahrzeuge, Geräthschaften, Büchsen, Stangen in ihre Baldachine u. s. w. Um ihren Tabak anzuzünden, reiben sie mit unglaublicher Geschwindigkeit zwei Stücke vom Bambusholze aneinander, welches dadurch so erhitzt wird, daß ein trocknes Blatt, welches sie darüber halten, aufbrennt, ohne daß sich jedoch das Holz selbst entzündet.

Bambouszucker. S. Bambousrohr und Tabaxir.

Bambukbutter. Ist das Produkt eines Baums in Senegal. Man erhält diese Fettigkeit durch Einschnitte aus dem Stämme. Die Frucht enthält gleichfalls eine Materie,

welche die Beschaffenheit des Talgs hat. Die Neger stoßen sie klein, legen sie in warmes Wasser und ziehen die blöcken Theile heraus. Dies dient ihnen statt der Butter. Sie hat den Geschmack des Specks mit einer kleinen nicht unangenehmen Schärfe verbunden.

Bananenpisang, oder **Adamseigenbaum**. (*Musa sapientum*). Ein wahres Prachtgemäths, das eigentlich nur in dem heißen Erdstriche Asiens, Afrika's und Amerika's einheimisch ist, jetzt aber auch in andern Orten Europens in Gewächshäusern, wo man ihm die gehörige Temperatur der Luft zu geben weiß, gezogen wird. Der Bananenpisang treibt wie der gemeine Pisang einen hohen und diclen Stamm, der eigentlich nicht holzig, sondern schwamig ist. Statt der Zweige erscheinen auf demselben eine Menge zehn bis zwölf Fuß langer und zwei Fuß breiter Blätter, in deren Mitte die Früchte alle, einige hundert an der Zahl, an einem traubenförmigen Büschel beisammen sitzen. Sobald sie reif sind, stirbt der Baum ab, treibt aber an der Wurzel neue Sprößlinge hervor, die im nächsten Jahre wieder zwanzig Fuß hoch emporsteigen, und dann auch sterben. Man glaubt, der Umstand, daß der Baum keinen Samen trägt, sei eine Folge der Kultur. Der ganze Baum hat gelben Saft. Die Früchte selbst sind fleischig und von lieblichem Geschmack. In der Gestalt sind sie unsorn Gurken ähnlich. Völlig reif sollen sie, wenn sie in großer Menge genossen werden, schädlich sein. Man pfückt sie daher unreif ab, und bereitet sie auf verschiedene Weise zu. Die Bewohner von Grenada machen eine Art Brod davon. In Amerika legt man sie ins Wasser und bereitet ein süßes Getränke für die Neger daran. Aus dem Stämme gewinnt man Fasern, welche als Flachs, so wie hingegen die Blätter zum Einpacken und als Tischtücher benutzt werden. Der Büschel mit den Früchten soll die große Traube sein, welche zwei Männer zu Moses tragen mußten. Weil der Baum, wenn er seiner Früchte beraubt ist, ein Y bildet: so wagen die abergläubischen Portugiesen, die hie-

einen ein Christuskreuz erblicken, es nicht, seine Früchte zu essen.

Bandachat. Eine mit bandartigen Streifen versehene Achatart.

Bandera. Ein großer Ostindischer Fisch, der einen großen weißen Streif auf dem Kopf, und ein sehr köstliches Fleisch hat.

Bandjaspis. Eine gestreifte Jaspisart.

Bandirte Seebrasse. (*Sparus Sargus*. Linn.). Dieser Fisch hält sich im Toskanischen Meere, bei Rom und Genua herum auf. Er ist sechzehn Zoll lang; sein Körper ist mit schwarzen Bändern, neben dem Ringe mit Flecken, welche quer über denselben hinweg gehen, geziert; überdies ist er mit kleinen ins Violet schimmernden Schuppen bedeckt; auch spielen die Querstreifen mit unter ins Gold- oder Silberfarbne, die aber nach seinem Tode vergehen. Sein Fleisch ist zwar hart, aber dennoch ziemlich schmackhaft. Dieser Fisch soll eine natürliche Zuneigung zu den Ziegen haben, so daß er sich über sie herumwerfe, wenn er sie von weiten späre, oder auch nur ihren Schatten sähe, daher er auch der Gesäßbrassen genannt wird; in Italien und in Venedig heißt er Sarge.

Bandura. Eine Pflanze, die ihrem Samen und ihrer Frucht nach, dem Gentian ähnlich ist, merkwürdig aber durch eine Art Körner wird, welche sie auf ihren Blättern ansetzt, und die zur Hälfte mit einer ziemlich angenehmen Feuchtigkeit angefüllt sind.

Bandweidenspinner, die Kähe, der Sabelschwanz. (*Phalaena bombyx vinula*. Linn.) ist ein Nachtfalter und gehört unter die Schmetterlingsgattung, welche sich

bei der Verpuppung einspinnen. Man findet ihn oft von beträchtlicher Größe. Die Vorderflügel sind weißgrau mit vielen feinen schwärzlichen Linien bezeichnet. Die Hinterflügel und die untere Seite beider Flügel sind aschgrau mit dunkeln Adern. Der Kopf und Rücken sind weiß mit graulichen Haaren vermischt und mehrentheils mit sammetschwarzen hermelinartigen Flecken besetzt. Die Raupe desselben ist groß und dicke, besonders am Vordertheile und in der Mitte des Körpers; der Hintertheil nimmt allmälig ab; der letzte Ring endet sich in zwei knötige hohle Spizzen, die ihr zum Kriechen dienen und wovon sie den Namen Gabelschwanz erhalten hat. In diesen Schwanzspitzen, welche die Raupe nach Gefallen ausstrecken und einziehen kann, liegen rothe Fäden. Ihr ziemlich großer Kopf gleicht, wenn sie ihn eingezogen hat, mit dem Kinde einem Katzenkopfe. Die Farbe des Körpers ist angenehm grün, oben auf ist ein spitzer Höcker, von welchem bis an den Kopf und rückwärts über den ganzen Rücken ein veilschenblauer, bisweilen auch hochrother, brauner und schwarzer gelb eingefaschter Streif hinläuft. Wird die Raupe gereizt, so zieht sie den Kopf ein, richtet den Vorderleib in die Höhe, spreizt aus einer Drüse unter dem Kopfe einige Tropfen eines scharfen sauren Saftes, und lässt aus den Schwanzspitzen eine rothe übelriechende Feuchtigkeit laufen. Man findet diese Raupe auf allen Arten Weiden und Pappelbäumen; sie verpuppt sich an den Stämmen und Nesten der Bäume. Ihr Gespinst ist sehr mit Holzspänen durchwebt.

B a n d w u r m. (Taenia, Linn.) Ein unter den Gewürmern zahlreiches Geschlecht, das Linné in der neuesten dreizehnten Ausgabe unter die Würmer gesetzt hat. Wahrscheinlich leben die Bandwürmer blos in Thieren, und man theilt sie füglich in zwei Familien ab; nehmlich in Bandwürmer in den Därmen der Menschen, der Säugethiere, der Vogel und der Fische und in Eingeweidebandwürmer, die nicht eben in den Därmen, sondern in verschiedenen andern Eingewinden wohnen. Ihr Körper endigt sich in eine häutige mit wässriger Feuchtigkeit

erfüllte Blase, die keinen Ausleerungsgang hat; aus ihnen hat D. Bloch eine eigene Gattung, die er Blasenbandwürmer nennt, gemacht. Der Gestalt nach gleicht der Bandwurm einem breiten Bande oder Nestel. Er ist ungemein dünne, und besteht von einem Ende bis zum andern aus lauter Gelenken; das Allermerkwürdigste an ihm ist seine Länge, denn er erreicht in den Eingewinden der Menschen oft eine Länge von drei, vier, zwanzig bis hundert Ellen, und auch wohl dreihundert Ellen. Von der Entstehung des Bandwurms sagt Hasselquist (s. Neise nach Palästina, II. Th. S. 587.) folgendes: Es ist die Plage des Bandwurms in Egypten fast allgemein, besonders sind derselben die Einwohner in Kairo ausgesetzt. Man hat Frauenzimmern Stücke von diesem Wurme zu zehn bis vierzig Französischen Picken lang nach und nach abgetrieben, deren Breite wie der kleine Finger war. Fast Dreiviertheil der Einwohner dieser Stadt sind mit diesem Uebel behaftet, besonders aber, die sich dasselbst aufhaltenden Juden und der gemeine Mann, die Türken am wenigsten. Man führt hiervon die Lebensart, als die Ursache an, weil der gemeine Mann sich mit schlechten Nahrungsmitteln, Gurken, Melonen u. d. m. behelfen muß. Die Juden essen viel Süßigkeiten, eingemachte Früchte und Konfituren. Die sichersten Kennzeichen, daß jemand den Bandwurm habe, sind eine ungewöhnliche Geschwulst des Bauches, und unter diesem ein blaulicher Ring. Man nimmt einen Theil an ihm wahr, der immer feiner und dünner wird, diesen sieht man für den Kopf an, und man darf hieran nicht mehr zweifeln, denn am Kopfe des Bandwurms, womit er sich in den Därmen einsaugt, sind vier Saugmündungen und ein doppelter Hakenkranz. Andere haben sich überreden wollen, dieser Wurm sei aus mehreren Würmern zusammengesetzt, nach Beobachtungen der neuern Aerzte hat es das Ansehen, daß man Theile dieses Wormis trennen, und derselbe dessenungeachtet immer fortleben könne. Diese einzelnen Theile oder Glieder derselben, werden kürbisförmige Würmer genannt, und wachsen endlich zu ganzen Würmern an. Nach den neatesten Beobachtungen des Herrn Ber-

strand in Bern, hat der Bandwurm viel Aehnliches mit den Polypen in seiner Bauart, nur scheint er zusammengesetzter zu sein. Andry hatte auch schon bemerkt, daß der Wurm mit seinen obern vier fadenförmigen Saugmündungen, und dem hervorspringenden doppelten Halstrande fest an den Eingeweiden anhänge, und mit den Mündungen, die an den Seiten seines Körpers, besonders aber an den fadenähnlichen Enden, der Länge nach herunter vertheilt sind, den Nahrungsaft an sich ziehe. Zerreißt er nun, besonders nach seinen äußersten dünnen Theilen zu, welches sehr leichte der Fall ist, wenn er aus dem Leibe des Menschen hinweggeht, so geht dieses äußerste Ende, daran der Kopf sitzt, in den Leib zurück, und so wächst und treibt das abgerissene Stück wieder wie eine Pflanze. Man hat öfters gesehen, daß sich der Wurm wie die Polypen aus etlichen Stücken seines zerschnittenen Körpers von neuem erzeugt hat. Um sich dieses fürchterlichen Gastes zu entledigen, muß man ihn gänzlich auszutreiben suchen, hierzu hat Herrn schwand, ein Arzt in der Schweiz, durch den Zufall ein Pulver erfunden, es aber als ein Geheimniß für sich behalten; es ist olivenfarbig leicht und zart, und scheint seinen Ursprung aus dem Pflanzenreiche zu haben, und daß der aethiop mineralis, oder ein ähnliches Material ein Bestandtheil desselben sei; es schmeckt übrigens etwas salzig und riecht nach Safran. Durch dieses Mittel geht der Bandwurm gewöhnlichermaßen lebendig und meistens vollkommen ganz hinweg, allein es haben doch auch Erfahrungen berühmter Aerzte bezeugt, daß er zuweilen bei zwanzig bis achtzig Ellen abgegangen, wieder gewachsen, und endlich doch abgetrieben worden sei. Unter die neusten Erfahrungen und behutsamsten Mittel wider den Bandwurm gehören die, welche D. Hirschel angegeben hat, so wie das Wagnerische und das Schottische, aus grauerirten Englischen Zinne hauptsächlich bestehende Hausmittel.

Bangot. Eine Art von siegenden Harder.

Bangue. Ein Gewächs in Indien, besonders aber auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, welches hohe Stengel treibt, und den Blättern nach unserm Hanf ähnlich ist. Noch ähnlicher wird es ihm durch die äußere seine Rinde, welche wie Hanf gesponnen wird. Auch bereiten die Indianer aus dem Samen ein Präparat, welches ihnen Appetit, Schlaf und Heiterkeit verschafft. Sie essen die Blätter und den Samen um sich zur Liebe zu erwecken und zu stärken. Die Hottentotten bedienen sich derselben eben so wie des Tabaks.

Banistersche Pflanze. Hat ihren Namen von einem berühmten Botaniker. Auf ihre Schmetterlingsblüme folgen glatte Samenkörner, deren äußere Haut beinahe so wie der Same des Ahorns ein geflügeltes Blatt bildet.

Bankaretti. Ein Malabarischer Pappelbaum.

Bantame. Eine Art gestiefelter und sehr schwachsäugiger Hühner auf der Insel Java.

Banyanbaum. Dieser Baum gehört unter die merkwürdigsten Naturprodukte. Seine bis auf die Erde reichenden Zweige schlagen wieder von neuem Wurzel, so daß von einem einzigen Baume wieder ganze Gebüsche von andern entstehen. Seine Zweige verbreiten sich so weit umher, daß sich wohl hundert Personen vor den Sonnenstrahlen darunter schützen können. Er wird deswegen von den Indianern sehr geschätzt, und sie suchen es auf alle mögliche Art zu verhindern, daß es weder beschädigt noch umgehauen werde.

Baobab oder Affenbrodbaum. (*Adansonia digitata*. Linn.) Dieser Baum ist im Pflanzenreiche das, was der Wallfisch im Thierreiche ist. Seine ungeheure Dicke steht mit seiner Höhe in keinem Verhältnisse. Man sieht mehrere von diesen Bäumen, welche sechzig bis siebzig Fuß hoch sind,

fünfundzwanzig bis siebenundzwanzig Fuß im Durchmesser und fünf und sechzig bis acht und siebzig Fuß im Umfange haben. Dieser Baum gedeiht in einem sandigen und feuchten Boden. Seine Zweige breiten sich zuerst horizontal aus, und werden auf sechzig Fuß lang. Ihre eigene Schwere zieht sie jedoch bald zur Erde herab, so daß dieser Baum einen Raum, welcher dreihundert und sechzig, vierhundert, ja sogar vierhundert und achtzig Fuß einnimmt, bedeckt. Seine Wurzeln breiten sich hundert und fünfzig oder hundert und sechzig Fuß weit horizontal aus. Wenn sie auf Steine stoßen und davon beschädigt werden, so gerath bald der ganze Baum in Faulnis und stirbt ab. Seine Blätter sind im Schatten getrocknet und sodann gepulvert ein Vermährungsmittel gegen Urinbrennen und hitzige Fieber, Krankheiten, von welchen die Fremden in Senegal, wo dieser Baum sehr gemein ist, gewöhnlich im Herbst befallen werden. Seine malvenartigen Blüthen öffnen sich des Morgens, und fallen, wenn die Nacht einbricht, wieder zu. Seine Frucht, welche man Affenbrod nennet, schließt unter einer holzigen Rinde ein schwammiges Mark ein, das mit einem scharfen zuckersüßen Saft angefüllt ist. Man bereitet daraus zugleich mit Wasser und ein wenig Zucker ein Getränk gegen Faulsieber. Ist die Frucht verdorben, so verbrennen sie die Neger und machen, indem sie die Asche mit Palmendöhl vermischen, eine sehr gute Seife davon. Das Holz des Baums ist weich, leicht und ziemlich weiß. Indessen wächst er langsam, und man glaubt, daß Jahrhunderte vergehen, ehe ein Baobab fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser erhält, weil zweie von diesen Bäumen, welche Adanson auf der Insel Magdalena sah, und auf deren Rinde man die Jahrzahl 1500 las, nur sechs Fuß im Durchmesser hatten. Das Holz des Baobab wird zuweilen von einer Art Schimmel angegrissen, der seine Fibern erweicht, so daß der geringste Sturmwind diese ungeheure Masse umzuwerfen fähig ist. Ist ein Boab ganz verfaul, so höhlen ihn die Neger aus, und thun die Leichname derer hinein, welchen man ein ordentliches Begräbniß verweigert, worunter besonders die Musikan-

ten der Neger gehören. Die Leichname trocknen darin sehr gut aus, und werden ohne menschliche Kunst wirkliche Mumien.

Baopen. Nennen die Portugiesen gewisse Fische in Brasiliens, die an Größe und Gestalt viel Ähnliches mit dem Thonfische, aber keinen solchen guten Geschmack haben. Sie sind viel fetter, und aus dem Fette macht man eine Art Öl oder Butter.

Bar. Ein junger zum Baarschgeschlechte gehöriger Fisch.

Baranken. Eine besondere Art schwarzer und grauer Lämmerselle, die von ungebornen Lämmern kommen, da man die Schafmütter schlachtet, ehe sie lammen. Sie kommen aus der Ukraine zu uns und werden mit unter die feinen Rauchwerke gerechnet und den Fuchspelzen vorgezogen, weil sie sich nicht so wie jene abhaaren.

Barbanne. Dieser Seeisch soll die Gestalt und sein Fleisch den Geschmack des Baarsches (Perca) haben, und ihm in vielen ähnlich sein.

Barbe (Fluß-). oder **Barme.** (*Cyprinus barbus.* Linn.) Dieser sehr bekannte Fisch, von einigen auch Nothbart genannt, wird in Deutschland, Frankreich, aber auch in Persien in den reissenden Flüssen, zwischen den Steinklippen, und besonders in allen süßen Wassern gefunden. Seine Nahrung besteht in kleinen Fischen, Würmern, ja selbst in todtten Körpern, die im Wasser liegen. Er wächst sehr geschwind, und erlangt eine Länge von zwei bis fünfzehn Fuß und wiegt oft zwischen sieben bis acht Pfund. Er hat ein zähes Leben, oben ist er olivengrün mit schwärzlichen Punkten, unten silberfarbig, an jeder Seite des Mauls sind zwei Bartfasern, die zweite Finne der Rückenflossen ist auf jeder Seite gezähnt, der obere Kiefer ist etwas länger als der untere. Die Schuppen

sind von mittelmäßiger Größe. Er hat einen länglichen runden Leib, einen erhabenen im Bogen gekrümmten scharfen Rücken. Der Bauch ist flach, so daß der Fisch, wenn er darauf liegt, mit dem Munde schon den Boden berührt, der Kopf ist abhängend und der Schwanz zweispaltig. Von den kleinen und jungen Fischen ist das Fleisch nicht so schmackhaft, als von den erwachsenen. Seine Eier oder Roggen sollen im Frühjahr eine lärrende Kraft haben. Bei kalter Witterung verkriecht er sich in die Steinrinnen und Löcher am Ufer der Flüsse.

Barbirussathier. (Eberhirsch.) (*Sus barbaryssa. Linn.*) Die Indianer setzen dieses Thier wegen seiner ungewöhnlichen Bildung unter die thierischen Missgeburten, und behaupten, daß es aus zwei verschiedenen Thiergeeschlechtern entstanden sei. Man findet es in Ostindien auf den Inseln Borneo, Java, Celebes, Amboina, und andern des Indischen Weltmeeres. Es läßt sich leicht zähmen, ob es schon in ganzen Herden wild herumläuft. Sein Geruch ist äußerst fein, und es lebt von Blättern und Kräutern. Es kann gut schwimmen und untertauchen wie ein wildes Schwein. Seine Größe ist fast die eines Hirsches, der Leib ist schlank, die Füße sind hoch wie beim Hirsche, ob es schon keineswegs dessen Gestalt hat. Das Thier hat braungrauliche Haare, fast wie Watte, den Kopf und Rüssel wie ein Schwein, die Augen und Ohren sind klein und kurz, einen geringelten Schwanz wie beim Schweine, dessen Spitze flockig ist. Die Füße sind dünne und die Klauen wie beim Hirsche. Uebrigens hat es sehr starke Hauer, zwei im untern Kiefer, die weit hervorstecken und sickelförmig gegen die Augen zu gekrümmmt sind; die zwei andern im Obergiefer stecken durch das Nasenbein hindurch und sind ebenfalls nach den Augen hin gekrümmmt. Beim ersten Anblick scheint es daher vier Hörner zu haben. Es ist wild und schnell im Laufen. Nicht nur die Einwohner, sondern auch die fremden Neisenden essen das Fleisch dieses Thieres sehr gern, und es ist eben so beliebt wegen des guten Geschmacks als das Hirschfleisch. Die im Büffon (Suppl. à l'hist. nat.

Tom. III.) sich befindende Abbildung dieses Thieres ist, da sie aus zwei von Sonnerat und Pennant mitgetheilten Zeichnungen zusammengesetzt ist, noch nicht völlig richtig.

Barcallao. Stockfische, die an der Küste von Chili und an einigen andern Orten des Südmeers gefangen werden.

Barcooto, oder Baracooto. Zweierlei Arten Fische auf der Insel Tabago. Beide sind ungefähr zwei Fuß lang und haben den Mächen voller Zähne. Die eine Art hat eine weiße, und die andere eine schwarze Schnauze. Erstere ist gut zu essen; von der andern aber soll das Rückenfleisch und der Kopf giftig sein.

Bargelach. Name eines Vogels in der Tartarei, der von der Größe eines Nebenhuhns sein, und sich in den Wüsten aufzuhalten soll, wo er den ihn verfolgenden Falken zur Speise dient. Sein Flug soll sehr schnell sein. In Auszehrung der Füße soll er dem Papagei gleichen und einen Schwanzschwanz haben.

Barleria. Eine Pflanze, deren Blume aus einem einzigen Blatte besteht. Der Pistill verwandelt sich in eine längliche und vierrechte Frucht, welche runden und platten Samen enthält.

Barme. S. Barbe.

Barnfiard. Ein östindischer Wasservogel, der die Größe eines Sperlings, rothe Füße und eine weiße Brust hat, auf dem Rücken schwarz ist und sehr schnell schwimmen kann.

Baro. Ein kleiner langschwänziger Fisch, dessen Maul einem Schweinsrüssel gleicht, und den die Mohren getrocknet oder geräuchert zu essen pflegen.

Barotso. Bei den Negern auf dem Cap de Monte das Chamaleon.

Barricado. Ein Amerikanischer Fisch ungefähr einen und einen halben Fuß lang.

Basaal. Ein Indianischer Baum, der nur alle fuenfzehn Jahre Blüthen und Früchte trägt. Das Detox seiner Blätter wird gegen Krankheiten des Halses gerühmt.

Basalt. Dieses Gestein, welches von feinem Korn, mattem Bruche, schwarzer oft ins Grüne spielender Farbe, und in vielen seiner Eigenschaften der Lava ähnlich ist, findet sich zwar auch in hausenweise bei einander liegenden Kugeln und in Tafeln, meistens aber in Säulen, welche bald horizontal, bald lotrecht, bald halbmondformig liegen, bald mehr, bald weniger von einander abstehen, bald platt, bald kegelförmig zugehen, bald auch, indem die eine immer größer ist als die andere, den Orgelpfeifen gleichen. Es findet sich in manchen, besonders in den nordischen Ländern, ganz und gar nicht, desto häufiger ist es in Island, Schottland, Irland, dem südlichen Deutschland und in Italien. Sein Ursprung ist noch sehr zweifelhaft. Einige glauben, daß es durch Feuer entstanden sei, und daß die geschmolzene Masse bei einem plötzlichen Erkalten jene säulenförmige Gestalt angenommen habe. Dies wird dadurch wahrscheinlich, daß man den Basalt in der Nähe von entweder noch, oder ehemals brennenden Vulkanen antrifft. Andere wollen ihre Meinung, daß er durch Wasser entstanden sei, durch seine Lage bestätigen, indem er sich fast immer auf Kalk-, Thon- und Maceschichten findet. Die Insel Staffa, eine der Hebriden, besteht aus lauter Basaltsäulen, und dieselben bilden hier die berühmte Fingalsöhle. In Irland bilden Basaltsäulen den Niedendamm (s. dieses Wort). In Sachsen findet man im Meißnischen und Erzgebirgischen Kreise mehrere Basaltberge, besonders ist der bei Stolpen von vorzüglicher Höhe. Der Ba-

salt ist übrigens von außerordentlicher Härte, weshalb er ehemals, und auch noch jetzt zuweilen zu Statuen, Vasen u. dergl. benutzt wird. Gewöhnlicher braucht man ihn in unsren Zeiten zu Chausseen und zu Grundsteinen von Gebäuden. In den Glashütten kommt er zu der Masse, woraus dunkle Gläser und Flaschen gemacht werden. Die Goldschläger brauchen ihn zu Ambosen. Einen andern in Ethiopia gewöhnlichen thonartigen Stein nennen die Bewohner dieses Landes auch Basalt.

Basella. **Baselkraut.** Ein Küchengewächs in Guinea. Seine Frucht giebt eine rothe Farbe, welche von den Negern gebraucht wird.

Basilienkraut, oder **Basilikum.** (*Ocimum basilicum*. Linn.) Ein bei uns hinlänglich bekanntes Kraut, welches in eine Menge buschiger Zweige, und weiße ährenförmige Achselblumen treibt. Wegen seines lieblichen und starken Geruchs zieht man es in Gärten und Häusern. Vielleicht giebt es von keiner Pflanze so viel Varietäten als von dieser, die sich überhaupt dadurch unterscheiden, daß einige sehr kleine, andere hingegen große, breite gewölkte Blätter haben. Es vertreibt Blähungen, stärkt die Nerven, beförderd das Atemholen, und treibt den Urin und das Monatliche der Weiber.

Basilisk. (*Lacerta basiliscus*. Linn.) Dieses Amphibium ist eine schöne nicht giftige Eidechse, und lebt in Südamerika und im Oriente auf Bäumen. Sie wird ungefähr anderthalb Fuß lang, sieht bläulichgrau und weißgescheckt aus, hat auf dem Hinterkopfe einen Kamm, den sie aufzublähen kann; von der Kehle hängen kammartige Lappen herab, und über den Rücken läuft eine Art Flosse bis zur Hälfte des Schwanzes hin. Vermittelst der ausgespannten Haut am Kopfe und auf dem Rücken kann sie nicht nur von einem Aste zum andern springen, sondern sich auch auf der Fläche des Wassers emporhalten und schwimmen. Die Nahrung hat sie mit den übrigen Eideren gemein.

Bassoragummi. kommt aus Chelles in der Levante zu uns. Die Färber und Zuckerbäcker im mittägigen Europa brauchen es statt des Arabischen und Adragantgummi.

Bastardjungfer, Asterjungfer. (*Myrmeleon*) scheint zwar eine Gattung der Wasserjungfern (*Libellula virgo*, Linn.) zu sein; allein sie unterscheidet sich wesentlich von jener. Sie hat sechs Fressspalten, feulenförmige Fühlhörner, fliegt schwerfällig und mit einer gewissen Trägheit, ihre Flügel liegen dachförmig an dem Leib und bedecken ihn ganz. Die Farbe ist bläßgrau und nur an den Enden der Ringe oder Schuppen des Hinterleibes bemerkt man einen schmalen gelblichen Rand. Auf dem bräunlichen Kopfe und Bruststücke stehen einige gelbe Flecken. Die Flügel sind schmutzigweiß, die Oberflügel etwas größer als die Unterflügel. Von den erstern hat jeder sechs bis sieben, von den letztern jeder nur drei bis vier braune Punkte. Ob es gleich größere und kleinere Gattungen giebt, so sind doch die gemeinsten in unsern Gegenden überhaupt kleiner als die Wasserjungfern. Sie fliegen ebenfalls im Sommer auf den Wiesen auf den Insektafang aus. Die Geschlechtstheile liegen bei den Männchen und Weibchen am Hintertheile in der Gegend des Asters, und ihre Begattung hat nicht das Besondere wie bei den Wasserjungfern. Die befruchteten Weibchen legen ziemlich große Eier in trockenem Sande, am liebsten unter Fichtenhainen und Gesträuchen, wo Ameisenhaufen in der Nähe sind, und zwar an jeden Ort nur ein Ei. Aus diesem Eie kriecht eine Larve, die unter dem Namen *Ameisenlöwe* (*Myrmeleon formicarius*, Linn.) bekannt ist.

Bastardmops. (*Canis familiaris hybridus*, Linn.) Diese Art kleiner Hunde mit kurzen Haaren und spitzen Ohren, dicker Nase, die beim Buffon Roquer heißt, wird für eine Spielart des Dänischen Hundes gehalten. Man ist noch zweifelhaft, ob er vom *Canis variegatus*, Linn. (dem Harlekin und dem *Canis ericator*) dem Mops abstammt.

Er hat einen kleinen runden Kopf, hervorstehende Augen, und die spitzigen Ohren hängen halb herab.

Batan. S. Durion.

Bataten. (*Convolvulus batatus*. Linn.) Das Ge- wächs, welches diese Früchte hervorbringt, gehört zum Ge- schlechte der Winde, (*Convolvulus*) von denen einige Arten bei uns als Unkraut wachsen. Es hat kriechende, knotige Stengel, die mit den Knoten in der Erde einmachen und Knollen ansetzen. Diese sowohl als die Wurzelknollen sind länglich, von außen roth, von innen weißgelb und von angenehmen süßlichem Geschmacke, welcher dem der Maronen gleicht. In Ost-West- indien und in Australien haut man es daher in unglaublicher Menge wie bei uns die Kartoffeln. Man bereitet daraus Starke, Puder, Brod. Auch ziehen die Indianer ein geistiges Getränk, Mobby genannt, daraus. Schon baut man auch Bataten in Portugal und Spanien, in Deutschland aber hat man sie zur Zeit nur in Misibeeten ziehen können.

Baumbohnen. Sind die Früchte eines Baums von mittlerer Größe und hartem Holze, dessen Blätter, von denen immer drei und drei beisammen stehen, und welche oben glatt, unten aber bleichgrün und rauch sind, zertheilend und reinigend, und ein Mittel gegen Engbrüstigkeit sind. Auf seine gelben Blüthen folgen Schoten, welche eine Art Linsen enthalten, und auch falsche Sennesblätter hessen. Dieser Baum wächst an warmen und trockenen Orten.

Baum der Diana. S. Dianenbaum.

Baumfalke. (*Falco subbuteo*. Linn.) Ein Raub- vogel von der Größe eines Rabens ungefähr zwölf Zoll lang, der dem Bushart (*Falco buteo*. Linn.) sehr ähnlich ist; er wohnt in Europa, vorzüglich aber in Siberien, und ist ein Zug- vogel, daher er auch in Frankreich zu finden ist. Da er von Natur auf Lerchen stößt, so ward er sonst auf sie abgerichtet, sonst lebt er von Nattern und Fröschen. In Egypten ist er ganz

gemein. Seine Testikeln werden gepülvert als ein zur Hebe reizendes Mittel angepriesen, daher hat er auch den Beinamen Hippotiorchis erhalten. Dieser Vogel hat einen blauen Schnabel, auf dem Rücken ist er braunröthlich, im Nacken weiß, einen blaßgelblichen Bauch, mit länglichbraunlichen Flecken. An den Seiten der Schwungfedern sind einige schwärzliche Federn.

Baumfarn. S. Engeluß.

Baumflechte. (Lichen.) So nennt man die Schmarotzervpflanzen, z. B. die Moose, das Leberkraut, Oseille, das Lungenkraut, und sogar die, welche an den Bäumen und auf den Steinen wachsen. Alle diese Arten aber sind nicht alle gleich tauglich zur Färberei. In Schweden hat man eine Art Steinflechten entdeckt, welche eine schöne rothe oder vielmehr weichblaue Farbe geben.

Baumflette. (Certhia familiaris. Linn.) Dieser überall in Europa und dem mittägigen Asien und Amerika bekannte Vogel lebt von Puppen und Insekten, die er aus dem Moose und Baumrinde heraustraucht, an die er sich anzuhängen pflegt. Im zweiten Frühjahr baut er sich ein kleines Nest in sehr enge Baumhöhlen, darein er bis zwanzig Eier legt. Er gehört nach dem System unter alle spechtartigen Vögeln. Sein Schnabel ist etwas länger als der Kopf, etwas gebogen und zusammengepreßt. Der Leib, Rücken und Schwanz sind oben grau mit schwärzlichen und weißen Flecken gesprengt, unten hingegen ist er röthlichweiß. Der Schwanz ist lang, schmal, steif und keilförmig; seine zwölf Federn sind spitzig, werden nach außen zu immer schmäler und spitzer, und sehen graulich braun am äußern Rande hingegen etwas bläser aus. Unter dem Schwanz sieht er gelblich aus. Die Schwungfedern sind braun, und von der vierten bis zur vierzehnten steht ein in die Quere laufender weißer Flecken, am Rande sind sie weißlich

und haben rosifarbeue Streifen. Brust und Bauch sind silberfarben. Die Deckfedern sind braun und schwarz gemischt. Die Junge ist häutig, hart wie Knorpel, spitzig und gekrümmt. Die Nasenlöcher sind am Schnabel ganz grau, haben oben gegen die Wurzel desselben eine höckerige Erhöhung und stehen ganz frei. Er hat vier Klauen, wovon drei vorne und eine hinten hinaus steht, die aber länger als die vordern, und so lang als ein kleiner Finger ist; seine Füße kann er als Gangfüße gebrauchen,

Baumläufer, Baumreiter. (*Certhia maria*. Linn.) Dieser Zugvogel hat verschiedene Gattungen, wo von aber nur zweie derselben in Deutschland einheimisch sind. Einige sind etwas größer, andere etwas kleiner als die Sperlinge. Mit außerordentlicher Schnellheit klettern sie an Bäumen und Mauern und suchen Spinnen, Eier und Puppen der Insekten; ihre liebste Nahrung sind Tannenzapfenkrüner. Sie sind fast gar nicht schen, so daß man sie bisweilen mit der Hand ergreifen kann. Der gemeine Baumläufer sieht oben aschgrau und hat zinnoberrote Flügeldeckfedern; am Bauche ist er weiß. Die Schwanzfedern sind glänzend schwarz mit aschgrauer Einschaltung. Er baut sein Nest in ein vorher in einem Baume gefundenes Loch, welches er mit Erde, die er vorher aufquellt, enger macht und legt fünf bis sieben weiße mit röthlichen Punktchen gezeichnete Eier. Das Männchen steht dem Weibchen in seiner ökonomischen Einrichtung bei, und wenn die Jungen fliegen, verläßt er es wieder.

Baumwanze. *S. Wanze.*

Baumweifling, Lilienvogel, Heckenweifling. (*Papilio helic. crataegi*. Linn.) Einer der gemeinsten Schmetterlinge mit weiß und schwarzgedeckerten Flügeln, welche wenig bestäubt sind. Das Weibchen legt in der Mitte des Sommers etliche hundert gelbe Eier auf ein klümp-

chen fast kegelförmig auf die Blätter der Obstbäume und des Weiß- und Schwarzdorns. Die Raupen kriechen noch vor dem Herbst aus und machen sich gleich ein gemeinschaftliches sehr dickes Gespinst, worunter sie den Winter über gegen Frost und alles Ungemach des Wetters gesichert sind; das Blatt woran sie sitzen, befestigen sie so an den Zweig, daß es nicht abfällt. Im Frühjahr erwachen sie sehr zeitig, gehen am warmen Mittag hervor und fressen zuerst die jungen Knospen. Des Nachts und an kühlten Tagen kriechen sie sämmtlich wieder in ihr Nest. Je älter sie werden, desto mehr zerstreuen sie sich, doch halten sich wenigstens etliche gern auf einem Blatte zusammen. Gegen das Ende des Maimonats schicken sie sich zu ihrer Verwandlung an, und kriechen an Jäne und Wände, wo man ihre schwarzsprengelten Puppen häufig findet. Nach ungefähr drei Wochen kommen die weißen Schmetterlinge heraus und begatten sich. Im Juli legen die Weibchen ihre Eier, die gemeiniglich im Anfang des Augustmonats schon ausgebrütet sind. Es giebt aber auch spätere Bruten. Die Raupen sind haarig und von schwarzer, grauer und röthlicher Farbe. In manchen Jahren sieht man sie in ungeheuerer Menge.

Baumwolle. (Gossypium.) Wächst auf mehreren Pflanzen. Die feinste ist die vom Seidenwollenbaum (*Bombyx coelba*, Linn.) in Ostindien, welche von brauner Farbe, aber so schwer zu bearbeiten ist, daß die daraus verfertigten Waaren wegen abzuhöher Preise nicht gekauft werden, und diese Wolle also größten Theils zum Ausstopfen der Polster gebraucht wird. Die bei uns gewöhnliche weiße Baumwolle kommt entweder vom Baumwollenbaum (*Gossypium arbor*), oder von der Baumwollenstaude (*Gossypium herbaceum*). Ersterer ist in Amerika, und vorzüglich auf den Antillen einheimisch, und braucht wenig Kultur. Seine runden Kapseln enthalten Samenkörner, welche in Wolle eingehüllt sind. Der Steinbaumwollenbaum ist der, wo die Samenkörner, statt in der Schote zerstreut umher zu liegen, im Mittelpunkte

derselben in einen Klumpen zusammengehäuft, und mit Wolle umhüllt sind. Es ist die schönste Art von diesen Bäumen. Man zieht ihrer viel auf Martinique und auf andern Französischen Inseln. Auch wird auf den Antillen der Siamische Baumwollenbaum, oder vorhin erwähnte Seidenwollenbaum gezogen. Der Baumwollenbaum selbst wird vierzehn Fuß hoch, armsdick, hat handförmige Blätter, gelbe Blumen, und die Früchte sind von der Größe einer Walnuss. Die Baumwollenstaude ist auf den Inseln des Archipelagus, in Sicilien, Malta und in Kleinasien einheimisch. Sie dauert nur einen Sommer und muß daher im folgenden Jahre neu gesät werden. Sie wird höchstens drei Fuß hoch, hat einen dünnen Stengel, der oben viel Nebenstengel treibt und blaßgelbe Glockenblumen, die aus den Winkeln der Blätter hervorkommen. Ihre Früchte bestehen aus trockenen Schalen, die in vier Fächer getheilt sind, worin sieben Samenkörner ganz in Wolle eingehüllt liegen. Anfänglich haben sie nur die Größe einer Haselnuss, allein, wenn sie ausspringen, und die Wolle hervorquillt, so wird sie so groß wie ein Apfel. Man pflückt auch wohl die Früchte noch unreif ab, und legt sie dann an die Sonne, damit die Kapseln ausspringen. Die Pflanze liebt einen trocknen sandigen Boden und viel Sonne, daher sie sich auch nur in Treibhäusern ziehen lässt. Doch hat man Hoffnung, daß sie in den südlicheren Gegenden nach und nach im Freien fortkommen werde. Ehe die Baumwolle verfender werden kann, muß man sie erst von den Schoten und Samenkörnern reinigen, an welchen sie fest angewachsen ist. Eine nicht geringe Arbeit, zu deren Erleichterung man mehrere Maschinen erfunden hat, welche die meisten Körner zwar wegnehmen, dem Fabrikanten aber immer noch eine Nacharbeit übrig lassen. Man verschickt sie in Ballen von zwei bis dreihundert Pfund, die ungeachtet ihres Gewichts doch sehr klein sind, indem die Baumwolle wegen ihrer Elasticität sich sehr zusammendrücken lässt. Im feinen Spinnen des Baumwollengarns hat man es außerordentlich weit gebracht. Man hat schon Strümpfe gemacht, die nicht mehr als zwei Unzen wogen, und

so schön waren, daß man sie mit sechzehn und zwanzig Reichsthalern bezahlte. Man erhält auch Baumwolle von dem Käsebaum und dem Mahot. Eine Art Baumwollenspflanze ist unser Hundskohl.

Baurech. (Natron.) Ein erdhaltiges alkalisches Salz, das man für den Salpeter der Alten hält, die sich dessen zu ihren Bädern und zur Wäsche ihrer Kleider bedienten. Ehedem ist es zur Verfertigung des Glases gebraucht worden. In Egypten ist es sehr gemein, wo es aus der Erde hervorquillt. Im Winter sammelt man es in angeschlossenen Krystallen aus zwei Seen mineralischen Wassers auf. Diese Art mineralischen Salzes enthält mehr füres als flüchtiges Alali, schmelzt leicht in feuchter Luft, braucht mit Säuren auf, löst sich in einer viermal so schweren Quantität heißen Wassers auf als das Salz selbst schwer ist. Man braucht es zur Bleichung der Leinwand, zum Kupfersieden, zur Verfertigung einiger Glasarten und bei der Seifensiederei. Unter Colberts Regierung wurde es in Frankreich verboten, daher man es daselbst selten antrifft.

Baurenensf. S. Täschelkraut.

Barane. Ein Gewächs in Indien, dessen Frucht so giftigend ist, daß sie den Tod verursacht. Auch dem Schatten des Baums legt man sehr gefährliche Eigenschaften bei. Es giebt hingegen noch eine andere Art Barane, welche man für ein vortreffliches dem Gift widerstehendes Mittel hält.

Barapua. Eine schöne bunte Afrikanische Schlange, die sich von Vögeln und Fröschen nährt und auf dem Rücken mit geschobenen vierseitigen schneeweissen Schuppen bedeckt ist.

Bazuin. Ein Fisch in den Gewässern der Melanesischen Inseln.

Bazgengenge. Ein röthliches den Galläpfeln ähnliches Gewächs, das in der Türkei auf gewissen Eichläumen wächst. Die Türken brauchen es häufig sehr mit Zusatz der Cocationellen und Weinstein um eine schönrothe Farbe daraus zu machen.

Bdellium. Ein gelbes röthliches Gummi, welches ein Baum in Arabien und Persien, Bdella genannt, ausschüttet. Es wird größtentheils in länglich runden Stücken zu uns gebracht; es ist hell und durchsichtig, riecht stark, schmeckt bitter und lässt sich in alkalischen Wassern ganz, zum Theil auch in bloßem Wasser, und vorzüglich in Weingest auflösen. Man braucht es in der Medicin gegen Brustgeschwüre.

Bearfisch. Ein Meerinselt in Norwegen, das ein großer Feind von den Fischen und besonders von dem Stockfische ist.

Becune. Ein Raubfisch, der unter die Meerhechte gehört, und zehn bis zwölf Fuß lang ist; er hält sich im Flusse Gezon auf den Französischen Inseln in Amerika auf, ist sehr gefährlich und nimmt durch einen Biss ein Bein, oder die Hälfte des Bauches eines vor ihm vorbeischwimmenden Thieres mit weg, und ist eben so gefährlich als der Seehund, er hat noch einen stärkeren Körper als der Hundshay (Squ. carcharias. Linn.). Die Wilden dürfen es nicht wagen ihn mit Messerstichen anzufallen. Sein Fleisch hat den Geschmack des Hechtes, und ist, wenn er Manillenäpfel verschlungen hat, tödtlich, welches man aber leicht wahrnehmen kann, wenn die Leber etwas bitter schmeckt.

Bedeguar. S. Moosenschwamm.

Beennuß. S. Bennuß.

Beenwurzel, oder Behenwurzel. Eine Wurzel, welche in der Medicin gebraucht wird, und die wir aus Syrien erhalten. Man unterscheidet eine weiße und eine rothe Beenwurzel. Die Pflanzen, welche beide treiben, kommen in ihren langen Blättern mit einander überein, allein bei der rothen stehen sie unmittelbar über der rübenartigen Wurzel, bei der weißen aber auf Stengeln, an deren einzelnen Knoten noch vier kleinere Blätter stehen. Bei der rothen erheben sich eine Menge Stengel, wo die rothen Blüthen zwei und zwei beisammen stehen, bei der weißen stehen die Blüthen einzeln, und haben verschiedene Farben. Die weiße Beenwurzel ist füngersdick und wird häufiger als die rothe zu uns gebracht. Diese letztere erhalten wir allemal in Stücke geschnitten. Beide stärken, tödten die Würmer, stillen die Verzückungen, und kommen unter die Arzneien, welche gegen Gift und giftige Krankheiten gebraucht werden.

Beerennachat. Eine mit Beeren und Trauben gezeichnete Achatart.

Beerin. Ein assatischer Fisch.

Beeschä. Eine Malabarische Art Bamboosrohr.

Behemoth. Ein Thier von außerordentlicher Größe und Stärke, dessen im Buch Hiob Erwähnung geschiehet, und welches die Mehresten nach Bochart, für das Seepferd, Nilpferd oder den Flußhochsen halten.

Bechima. Eine gewisse Amerikanische Pflanze im Königreich Tremecen, von deren Genuss das Vieh in kurzer Zeit fett werden soll; nur muß die Pflanze noch nicht in Aehren geschossen sein.

Beid-el-Ossar. Ist der Arabische Name einer Egyptischen Pflanze, die vier oder fünf Fuß hoch wird, und

deren Blätter eine Milch von sich geben, welche ein vorzügliches Mittel bei Hautkrankheiten abgibt. Auch sind sie gut gegen gewisse Arten Geschwülste. Diese Pflanze kommt in Europa gut fort, doch trägt sie daselbst keine Frucht.

B e i l k r a u t. (Securidaca). Ein Kräutergeschlecht mit Papilion ähnlichen Blumen, welche, wie bei der Coronilla (Kronenschötchen), in einem Busche beisammen stehen. Die Samenbehälter dieser Pflanze gleichen einer zweischneidigen Art; sie wächst wild unter den wilden Böden. Die Schoten sind lang und stehen ebenfalls in einem Kreise beisammen. Man hat eine große und kleine Art desselben, sie schmeckt bitter, ist aber als Getränk gebracht gut für den Fadenwurm. Der Kicherähnliche Same wird wider den Biß der giftigen Thiere, und zur Beförderung der monatlichen Reinigung gebracht.

B e i n b r e c h , o d e r B e i n w e l l . (Osteocolla). Man hat dieses Fossil für eine spathische Verhärtung, für Tuffstein oder Inkrustation, für verkalkte oder versteinerte Knochen gehalten, indem man sich durch die lange röhrenförmige Gestalt dieser inwendig hohlen Fossilien versöhnen ließ. Allein neuern Beobachtungen zu Folge, besteht es bloß in versteinerten Wurzeln. Man hat in der Erde eine Sicht gesunden, deren Wurzeln zum Theil noch lebendig, zum Theil von Wasser, welches mit Kreide, Mergel u. s. w. geschwängert war, in Beinwell verwandelt waren. Um wahrscheinlichsten ist jedoch, daß der Beinwell nichts als Wurzelgestrüpp und Schilf ist, welche von Kalksinter oder Mergelstuss eine Minde erhalten haben, und also nicht petrificirt, sondern inkrustiert worden sind. Man findet in Sachsen, in der Pfalz und vorzüglich um Speier, viel Beinbrech. Die Heilkräfte desselben bei Beinbrüchen, wo er auf den Bruch gelegt, Knorpel erzeugen soll, sind bloß eingebildet.

B e i n b r u c h s t e i n . S. Bruchstein.

1. Theil.

3

Beinwurzel, Schwarzwurzel, Wallwurz, (*Consolida major*). Ist ein Kraut, dessen dicke, schwarze, leicht zerbrechliche Wurzel drei Schuh hohe fingersdicke rauhe Stengel treibt: Die langen, breiten, rauhen und dunkelgrünen Blätter wachsen theils aus der Wurzel, theils an den Stengeln. Die Blüthen erscheinen an den Spitzen der letztern und sind weiß oder bleithroth. Der Same ist schwarz und glänzend. Es wächst an Bächen. Man braucht es gegen Schwindsucht, Beinbrüche und besonders zu Heilung der Wunden.

Weißkohl, (*Beta cicla*) oder weißer Mangold, wird in Gärten gewöhnlich der Blätter wegen gezogen. Die weißen Wurzeln werden zur Futterung gebraucht.

Belemniten, Luchsteine, Donnersteile, Alpsteine. Sind kalkartige Fossilen, deren Ursprung ungewiss ist. Entschieden ist es nunmehr, daß es versteinerte Würmer sind, ob uns gleich die Originale fehlen. Sie gleichen der Spitze einer Lanze, und sind bisweilen an ihrer Grundfläche ein und einen halben Zoll breit und sechs Zoll lang; gemeinlich aber sind sie kleiner. Am häufigsten findet man sie in Kalkfelsgebirgen, oft aber auch in Kreidebergen, Sand- und Mergelschichten. In ihrer Nähe sind fast immer Muscheln. Oft sind sie mit Stinkstein durchzogen, oft enthalten sie Kies- oder Eisentheile, oder Zinnober. Viele von ihnen haben Scheidewände, welche von der einen ihrer Aren zur andern geben. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Finger, und weil sie der Überglauke zu Wunderluren brauchte, heißen sie auch Hexenfinger.

Bellissa. Ein Standgewächs in Ostindien, welches Beeren trägt. Die Wurzel in Wasser getocht, ist ein lühlendes Mittel bei Leberkrankheiten, sie führt die schleimichten Gechrigkeiten ab, und stillet das Bluten. Vom Saft dieser Pflanze bereitet man eine gewisse Indianische Latwerge, die man in

Bambousrbreen nach Europa bringt und ein dem Theriax ähnliches Gegengift sein soll.

Belladonna. (*Atropa-belladonna. Linn.*) Eines der allergiftigsten einheimischen Gewächse, welches röthliche vier bis sechs Fuß hohe Stengel treibt, die sich in viele Zweige theilen. Die Blätter sind eirund, ziemlich lang und unten weißlich. Die glockenförmigen Blüthen sehen schmugigroth aus. Die Beeren, die daraus entstehen, sehen schwarz, sind glänzend und gleichen den Kirschen. Sie haben einen süßlichen Geschmack und werden Wolfs- oder Tollkirschen, Tollbeeren genannt. Die Wielungen dieser Frucht sind furchterlich. Auf krampfhaftes und konvulsivisches Lachen und verschiedene Grimassen, welche Wahnsinn anzeigen, folgt bald wirkliche Maserei, und auf diese, düstre bewußtlose Dummheit und der Tod. Noch giftiger soll die Wurzel sein, welche weißlich aussieht. Die Blätter, welche von verschiedenen Thieren, z. B. Schafen, Kaninchen u. s. w. ohne Schaden gefressen werden, sind es im geringern Grade. Die besten Mittel dagegen sind Weinessig, Limoniansaft, Brechmittel. Die zerweichte Frucht giebt eine grüne Farbe, und aus dem Saft bereitet man noch in manchen Gegenden Italiens eine Pommade, deren sich die Italienischen Damen bedienen, die Haut im Gesicht weiß zu erhalten. Daher hat auch dieses Gewächs diesen Namen erhalten. In den früheren Zeiten wurde die Belladonna für eine Herensalbe gehalten, wovon diejenigen, die sich damit bestrichen, in Begeisterung, oder vielmehr in eine Art Maserei fielen. Unsre Aerzte bedienen sich derselben bei gefährlichen Krankheiten, z. B. bei Krebschäden, Fallfuß und tollen Hundsbiss, oft mit dem besten Erfolg. Doch ist große Vorsicht dabei nöthig.

Beloë, oder Beloerœ. (*Sida Asiatica*). Eine immer grünende Indianische Pflanze, deren Blätter pulverisiert, heftig-purgiren, deren Samen das nehmliche, aber auf eine weit gelindere Art bewirkt.

Belutta. Ein großer Baum in Ostindien; seine Wurzel mit frischem Ingwer klein gestoßen, ist ein stark Schweißtreibendes Mittel.

Belzebut. Eine Meerlaube oder ein langgeschwanzter Aße ohne Bart. Der Leib ist von der Größe eines Schäferhundes; das Gesicht ist roth und dunkel.

Belzot. So nennen einige den Baum, aus dessen Einschnitte das Benzoe Harz kommt.

Bemnosi. Der große Chinesische Keuschbaum.

Bempavel. Eine Art Malabarischer Aepfel.

Bena-patsja. Die Indianische Sonnenwende.

Benarî. In Languedoc eine Art Ortolan oder Fettammer.

Benediktenkraut. (*Geum urbanum* Linn. *caryophyllata*). Dieses Kraut, das sich an ungebauten Orten und in Heden findet, treibt zwei Fuß lange dünne, ästige und rauhe Stengel, längliche, dunkelgrüne sehr ausgezackte und rauhe Blätter, welche paarweise an einem Stiele stehen, und gelbe rosenförmige Blüthen, aus welchen sich sehr rauhe Köpfe bilden, die eine Menge länglicher Samenkörner, jedes an einem besondern Stiele, enthalten. Die Wurzel ist rund, garserig, und hat einen Nesselgeruch. Diese letztere wird in der Medicin gebraucht, zertheilt, verdünnt die zähnen Feuchtigkeiten, treibt den Schweiß und löst das geronnene Geblüt auf. Wenn man sie in Stücken schneidet, in ein Säckchen thut, und dann in eine Tonne Bier legt, so schützt es das Bier vor dem Sauerwerden. Der Trank, der aus der Benediktenwurzel bereitet wird, ist ein sehr gutes Wundmittel.

Benediktenwurz, oder **Nelkenwurz**. (Geum). Ein dem Steinbrech verwandtes Kräutchen mit grünen silberfarbigen auch goldfarbigen Blättern, sie sind breit, rund, dicke, wollig, ausgezackt und von einem scharfen Geschmack. Die Blüthen sind fünfsblätterig und mit rothen Pünktchen gezeichnet. Sie ist eine wundreinigende Pflanze, und wächst auf Bergen und in Hölzern, sie treibt einen grünlichen wolligen Stengel von der Höhe eines Fusses. Der Pistill wird eine zweigetheilte Frucht.

Venel. Ein Ostindisches immer grünes Gewächs, dessen in Sesamöl gekochte Wurzel daselbst zu einem Umschlag bei Kopfschmerzen und Flüssen gebraucht wird.

Bengalenkraut. Man spaltet die äußersten Theile vom Stengel dieses Krauts, und bereitet einen Tassen davon, der in Europa unter dem Namen Kräutertassen bekannt ist.

Bengalische Bohné. Eine Art citronengelbe Myrobalane, deren Gestalt durch den Stich eines Insekts verändert wird. In Indien gebraucht man sie zu einer gelben Farbe.

Bengi-Eiri, oder **Bengiri**. Eine Art von Indianischen Kreuz- oder Wunderbaum in Malabarien.

Bengling. S. Aland.

Beninganio. Eine in der Bay St. Augustin wachsende Frucht, die inwendig roth, gut zu essen und von der Gestalt einer Melone sein soll.

Bennuß, **Beennuß**. Sie ist dreieckig und mit einer dünnen, glatten, grauen oder weißen Haut überzogen, unter welcher ein blödlicher Kern von süßlichem Geschmack steht.

Der Baum, der diese Frucht hervorbringt, sieht den Tamarischen ähnlich, und wächst in Egypten. Man treibt daselbst einen großen Handel mit den Bennüssen. Durch Ausdrückung des Kerns erhält man ein Öl, das keinen Geruch hat. So wie die Frucht selbst zertheilend ist, so wird das Bennusöl (oleum balanicum) als ein Mittel wider den Ausschlag gebraucht. Das letztere hat auch die Eigenschaft, daß es den aromatischen Geist wohlriechender Blumen an sich zieht. Die Parfumeurs breiten daher in ein Haarsieb, das sie auf ein Gefäß setzen, eine ganze Lage Blumen aus, und bedecken diese mit Baumwolle, welche mit Bennusöl getränkt ist. Der durchdringende und flüchtige Blumenduft wird in seiner Ausdünstung von der getränkten Baumwolle gleichsam zurück gehalten, weil diese die unmittelbare Berührung der Luft hindert, und die aromatischen Theile der Blumen zurück hält. Drückt man das Bennusöl aus der Baumwolle heraus, so hat es den Geruch des wesentlichen pflanzlichen Öls. Aus Amerika bringt man die große Bennus, welche dicker als die vorige, aber auch viel seltner ist. Sie purgirt stark, und wird von den Wilden gegen die Kolik gebraucht.

Benzoes, oder Benzoe. Ein Harz, das von einem Baume kommt, welcher in Siam einheimisch ist, und daselbst Belsot heißt (s. dieses Wort). Der Benzoe, welchen man nicht lange am Baume läßt, ist der schönste, und wird Thränenbenzoe genannt. Der verkaufliche Benzoe sieht braun und ist niemals rein. Dieses zerbrechliche brennbares Harz ist eine Art Weihrauch von lieblichem Geruche. Man braucht ihn gegen den hartnäckigen Husten der Pferde, und bei Menschen gegen den Brand. Auch bereitet man daraus, nachdem man ihn sublimirt hat, die unter dem Namen Jungfernmilch bekannte Schminke der Damen.

Beori. Ein Asiateisches vierfüßiges Thier, das einige Ähnlichkeit mit einem Kalbe hat.

Ver. Eine Ostindische Art Brustbeerbaum.

Verbe. Eine Art Kakus auf der Goldküste, die eben so wie die Tibetkakus gezeichnet sind, und den Palmwein gerne trinken.

Verbisstrauß, Verberisstrauß, Verberisenstrauß, Sauerdorn. (*Berberis vulgaris*, Linn.) Ist ein großer Strauß, der an Stärke des Holzes andre Sträucher übertrifft, und acht bis neun Fuß hoch wird. Er ist stachlich, hat eine aschfarbne glatte Rinde, gelbes Holz, gelbe Blumen, die in Büscheln beisammen stehen, und aus denen sich längliche Beeren bilden, welche in Trauben beissamen sind; anfänglich seien sie grün, dann helroth aus, jede derselben enthält zwei Samenkörner. Diese Beeren sind fastig und sehr säuerlich, aber dabei erfrischend. Verährt man mit einer Nadel die Staubfäden, so legen sie sich auf das Pistill zurück, und oft folgen ihnen die Blätter, wobei denn das Pistill von den Staubfäden befruchtet wird. Man findet auch Verbissträucher, deren Beeren keine Samenkörner haben, doch soll dieses von dem Alter und der dadurch erfolgten Schwäche des Baums herrühren. Dieser Strauß wächst in Europa und Asien wild, und in manchen Ländern, z. B. in der Schweiz sehr häufig. Die Vögel, die die Beeren gern fressen, befördern seine Fruchtbarkeit. Man sieht ihn auch in Hegen, die wegen der gefährlichen Wunden, die seine Dornen verursachen, furchtbar sind. Wegen seines Nutzens wird er aber auch in Gärten gezogen, wo man ihn zu einem ordentlichen Baume bilden, und durch den Samen, besser aber noch durch Wurzelprossen fortpflanzen kann. Die jungen Blätter ist man als Sallat, das feste, feine und schöngelbe Holz wird zu eingelegten Arbeiten benutzt, und mit der innern Rinde färbt man gelb. Aus den Beeren preßt man den Saft, der auf Flaschen gefüllt, und statt der Ettoren zu Punsch, und statt des Essigs zu Sallat gebracht wird. In der Arzneiwissenschaft dient er als ein der Fäulniß widerstehendes fühlendes Mittel. Mit Zucker gekocht, giebt er Verbericiumuß und Verberizensyrup. Thut man

Alaun hinzu, so erhält man eine rothe Farbe. Auch macht man die Berberisbeeren in Zucker oder Essig ein.

Bergamotte. Eine Art Italienischer Citrone, die wegen ihres lieblichen Geruchs und wegen des Gebrauchs, den man von ihrer Rinde macht, das Innere der Zuckerbüchsen damit zu besetzen, bekannt ist.

Bergart, Gangart. So nennt man Steine von verschiedner Beschaffenheit, z. B. Quarze, Spath, Schiefer u. s. w., wenn sie die Metallmutter metallischer Substanzen sind.

Bergbalsam, mineralischer Balsam. (Naphtha). Eine dichte, feine, leicht entzündbare, gewöhnlich farblose, bisweilen aber braune, rothe oder grünliche stinkende Substanz. Die reinsten Art derselben ist die weiße, welche besonders in Modena und Auvergne am häufigsten gefunden wird. Bei allen damit vermischten Flüssigkeiten schwimmt sie obenauf und verbreitet einen kleinen Dunstkreis von einem flüchtigen Phlogiston um sich herum. Das durch Königsmässer aufgelöste Gold verbreitet sich durch die Naphtha auf der Oberfläche dieser Auslösung, und bleibt in diesem Zustande. Vermittelst einer akkuraten Destillation des rektifizirten Vitriolöls, das gehörig mit alkoholisirtem Weingeist versezt ist, erhält man ein der Naphtha ähnliches Oehl, welches das ätherische Öl ist. Sie wird hauptsächlich als ein sicheres Heilmittel in mancherlei äusserlichen Schäden und Wunden gerühmt, daher hat sie auch den Namen Berg- oder mineralischer Balsam.

Bergblau, Kupferblau. Dieses Mineral entsteht aus Kupfer, wenn es im Busen der Erde verwittert. Es ist leicht, zart, zerbrechlich und porös, und lässt sich nicht polieren. Seine Farbe verliert sich im Feuer. Der Staub dieses Minerals wird, nachdem er gehörig zubereitet worden, in der

Mahlerei gebraucht. Man verkauft auch ein durch Kunst hervorgebrachtes Bergblau, welches im Grunde geschmolzner Schwefel mit gepulvertem Grünspan vermischt ist. Auch mit dem natürlichen Bergblau hat die Kunst mancherlei zu schaffen, bevor es zum Mahlen tauglich ist. Das Berliner oder Preussische Blau ist kein Naturprodukt, sondern eine künstliche Zusammensetzung.

Bergbutter. Ist eine merkwürdige Abart des natürlichen Alauns, welche gelb, durchscheinend, fettig anzufühlen und glänzend ist.

Bergflachs. S. Amianth,

Bergfleisch. Man bezeichnet mit diesem Namen eine Art Amianth mit dichten, starken, zähnen und schwer von einander zu trennenden Fäden.

Berghuhn (Brasilianisches). (*Tetrao major*. Linn.) Ein achtzehn bis zwanzig Zoll langes Huhn, das sich im südlichen Amerika, besonders in den Brasilianischen Wäldern auf Cayenne und Guiana, aufhält. Es ruhet gewöhnlich auf den Nesten der Bäume zwei bis drei Fuß über dem Erdboden erhaben, und lebt von Gewürzen, Insekten, Gesämen und Früchten. Es nistet des Jahrs zweimal am Stämme der Bäume, legt zwölf bis fünfzehn Eier, welche grün, an Größe aber den Hühnereiern ähnlich sind. Bei Sonnenuntergang krähet es sehr hell. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Der Obertheil des Leibes ist weiß, die Füße gelblichbraun und der Schnabel schwarz. Auf dem Rücken und dem Schwanz hat es schwarze Flecken. Der Leib ist olivengrün. In der Landessprache heißt es Macu-cagua.

Berggrün, natürlicher Grünspan. Dieses Naturprodukt ist im Grunde Kupferoxyd. Das Wasser brachte es im Innern der Erde durch Verwitterung des Kupfers hervor. (S. Oder und Kupfer). Dahingegen man, sobald Grünspan

durch Kunst hervorgebracht werden soll, Kupferplatten dem Auszüngungen von Weintraubensämmen oder Weinessig ansetzt, oder sie auch, wie es in den großen Grünspanfabriken zu Montpellier geschieht, in Weinessig legt, worin Weintraubensämmen beständig sind. Die Säure zerstört das Kupfer und verwandelt es in Kalk. Dieser Kalk ist der Grünspan, welchen man in der Mahlerei braucht, und der bei seinen giftigen Eigenschaften doch eine angenehm grüne Farbe giebt.

Berghuhn. Ein in Italien sehr bekannter Vogel, wo nur die Regenten das Recht haben ihn zu jagen. Diejenigen, die sich in den Alpen und Pyrenäen aufhalten, sind nicht ganz weiß so wie die in den Savoyischen Gebirgen. Ihre Nahrung besteht in Körnern und Würmern. Die sich an sanddichten Orten des Meeres aufhalten, sind nicht wild; sie bauen ihr Nest in die Erde, und legen so viel Eier als die Nebenhühner. Sie haben ein sehr schmahaftes Fleisch.

Bergkork. Eine Art Amianth, die in Languedoc und auf den Pyrenäen sehr gemein ist. Der Bergkork ist porös, leicht, von lockern Gewebe, faserig und mit ganz fremdartigen Materien vermischt, so daß er beinahe verglaßt werden kann. S. auch Amianth.

Bergleder. Ebenfalls eine Art Amianth mit ganz feinen Fasern, der so wie der Bergkork und das Bergfleisch so leicht ist, daß er auf dem Wasser schwimmt.

Bergmehl. Eine Kalkart.

Bergmünze, Ackermünze, Kornmünze.
(*Melissa calamintha*: Linn.) Dieses Kraut treibt einen nicht hohen Stengel, einen Haufen Nebenstengel, runde, etwas spitzige, mit einer weißen Wolle bedeckte Blätter, und purpurfarbne röhrenförmige in zwei Lefzen getheilte Blüthen, auf

welche eine Hülse mit schwärzlichen Samenkörnern folgt. Es wächst an steinichen Orten und in den heißen Ländern am häufigsten. Man schreibt seinen Blüthen und Blättern eine große Heilkraft bei Harnstrenge, bei Kopfweh und Milzucht, bei Podagra, Flüssen, Würmern und bei der störenden monatlichen Reinigung der Weiber zu. Es gibt mehrere Arten von Bergmünze, welche alle beinahe die nehmlichen Eigenschaften haben.

Bergöl. S. Steinöl.

Bergpalme. Die Blätter dieses Amerikanischen Baums liefern einen dünnen Faden, welcher stark genug ist, um Leinwand daraus zu ververtigen. Das Fleisch seiner Frucht ist von sehr angenehmen Geschmacke.

Bergpech. S. Asphalt.

Bergpfeffer. Eine Pflanze, die man auf Anhöhen findet, und ihren Namen daher hat, weil ihr Same, nachdem er vorher grün und roth gewesen ist, schwarz und beißend scharf wird, so bald er trocknet.

Bergpolei, oder Bergpolium. Von diesem Kraute gibt es zwei Arten. Die eine treibt einen halben Fuß hohe, runde, holzige Stengel, kleine, längliche, dicke, eingekerhte, oben und unten mit einer gelben Wolle besetzte Blätter, kleine goldgelbe, wohlriechende, bitterschmeckende, rachenförmige Blüthen, die in großer Anzahl auf den Spizien der Stengel stehen, und runde Samenkörner, die in Hülsen verborgen sind. Die andere Art ist nicht wollig, hat weiße Blüthen, einen weniger starken Geruch, und ihre Stengel liegen auf der Erde herum. Jene wächst auf Bergen, diese an sandigen Wegen. Beide Arten sind in dem ehemaligen Languedoc und in der Provence häufig zu finden. Sie treiben den Urin und den Schweiß, und schaffen durch die Wege der Ausdünstung die schädlichen

Genuchtigkeiten aus dem Körper. Doch ist der gelbe Bergpfeffer noch wirksamer als der weiße.

Bergrauete, wilde Raute. Eine Art sehr wohlschmeckender Raute, die besonders in Egypten einheimisch ist.

Bergsanikel. S. rundblättriger Bergsanikel.

Bergsaturei. Eine Art Saturei, welche den Winter über dauert, sonst aber alle Eigenschaften mit den übrigen Satureiarten gemein hat.

Bergtheer. (Bitumen malta Linn.) Ist schmierig wie Theer, von Farbe braun- oder röthlich-schwarz, und hat alle wesentliche Eigenschaften des Bergöls, auch dieselbe Lagerstätte. Er wird häufig in Deutschland unter andern bei Winsen im Hannoverschen, wo man ihn seit hundert Jahren gräbt und zur Wagenschmierung braucht, gefunden. Überhaupt dient der Bergtheer, eben so wie der gemeine, zum Vertheeren der Seile, des Holzwerks, zum Kalfatern der Schiffe u. s. w. Auf der Insel Barbados, wo er häufig gefunden wird, bedient man sich desselben als ein bewährtes Mittel bei hartrückigen Hautkrankheiten und selbst bei Krebsartigen Uebeln. Im Türkenkriege 1770 bereitete ein Russischer Arzt eine Salbe von Bergtheer wider die Pest mit großem Nutzen. Zum Einbalsamiren der Leichen kann er vorzüglich benutzt werden; auch scheinen ihn die Alten dazu gebraucht zu haben. Er durchdringt die Körper leicht, und lässt sich daher nicht wohl in hölzernen Gefäßen aufbewahren.

Bergtorf. Wird bisweilen auch die Ampelitis genannt. S. dieses Wort.

Bergwachs. S. oben Asphalt und weiter unten Pyrasphalt.

Bernavi. Eine Amerikanische Pflanze, wovon die Amerikaner eine Dosis zu sich nehmen, wenn sie sich lustig machen wollen, so wie sich die Morgenländer des Opiums, und die Egyptier der Latwerge, welche sie Bers nennen, bedienen.

Bernhard, Bernhardskrebs (*Euncale*). (*Cancer Bernhardus*. Linn.) Diese im Europäischen Weltmeere sich aufhaltenden Krebskrabben gehen bisweilen auch an das Ufer auf den sandigen Boden heraus. Schon die Alten kannten eine Art dieser Krabben, die wegen ihres nackten und zarten Schwanzes, sich leere Schneckenhäuser nach ihrer Größe wählten, um ihren Hinterleib darin zu verbergen. Da man nun in den Schneckenhäusern nichts anders als Schnecken vermutet, und doch bisweilen Krebse darin antrifft, so ist der Name Krebsschnecken entstanden. Diese Bernhardskrebse kriechen oft mit dem ganzen Hinterleibe ihres Körpers in eine leere Muschelschale hinein, und hiezu wählen sie sich gemeinlich Kräusel, Trommelschrauben, Kinkhörner, Mondschnecken, Nereiten u. s. w. Hieraus folgt aber nicht, daß alle die verschiedenen Arten dieser Gattung von Krabben, auch sich ein besonderes Conchyliengeschlecht wählen müßten, so viel aber ist richtig, daß die Bernhards unter sich verschieden sind, weil eine Mondschnecke von ganz anderer Bauart als ein Buccinum ist. Es kriechen aber die Krabben nur bis an die Scheeren hinein, die sie zur Vertheidigung ganz außer denselben halten, und wählen allezeit solche Schalen, die ihnen passen; werden sie größer, so verlassen sie selbige und beziehen eine andere; hier geschieht es dann, daß sich zwei oder mehrere um eine und eben dieselbe Muschel bewerben, woraus oft ein hartnäckiges Gefecht entsteht, welches so lange währt, bis der stärkste Theil siegt, und die Muschel der Preis des Sieges wird. Dieser Krebs lebt von Fischen und Wasserinsekten. Bei dem geringsten Geräusche aber zieht er sich in seine Schale zurück. In Ermangelung der Muschelschalen, verstecken sie sich mit dem Schwanz in eine Höhlung oder Felsenrinne, bis sich eine bequeme Wohnung

für sie findet. Hängt man einen dieser Krebse, so giebt er einen schwachen Laut von sich. Seine beiden Scheren, davon bei einigen die rechte dick und groß, die Linse aber dünne und klein ist, kneipen sehr heftig, und man kann sich nicht eher loshelfen, als bis man die Schale auf glühende Kohlen legt, und dieses muß man auch thun, wenn man den Krebs aus der Schale heraus haben will. Man findet diese Krebse manchmal auf dem Lande am Ufer, wo sie sich von Blättern nähren, die Muschelschale aber eben so unentbehrlich mit sich herumzuführen müssen, als wenn sie im Wasser lebten. In Indien pflegen sie mit den Schalen oft herum zu gehen, und sie machen auf den Dächern der Strandhäuser ein starkes Gepolter und Lärmen. Aus ihrem Gett schmelzen die Einwohner an den Ostindischen und Afrikanschen Küsten ein vorzügliches Öl, das als ein Wundbalsam und als ein Mittel wider Rheumatismen sehr geschägt wird. Das Wasser, welches man in ihren Muscheln findet, heilt die durch den Saft des Manzenillenbaums auf der Oberfläche der Haut verursachten bissigen Blättern. Das Fleisch der Krebse mischen die Einwohner unter die Coconsldner, um die Fische damit zu fangen, auch hängen sie selbige, nachdem sie sie aus ihren Schalen herausgenommen haben, an Fischangeln, um die Fische damit in das Netz zu locken.

Berinstein, Agtstein. (Succinum, oder Bitumen electrum. Linn.) Dieser schöne, außerst merkwürdige Stein ist meistens von gelber Farbe, die bald heller, bald dunkler ist, selten hat er andere Farben. Er ist bald mehr, bald weniger durchsichtig, und giebt, wenn man ihn reibt oder anzündet, (dein er gehört unter die brennbaren Mineralien,) einen angenehmen Geruch von sich. Man findet ihn in Stücken von der Größe einer Linse bis zur Größe eines Menschenkopfs. Die gewöhnlichen Stücken haben die Größe und Dicke einer Faust. Er ist elektrisch, daher auch sein lateinischer Name Electrum. Seit den frühesten Zeiten findet sich der Bernstein an den Küsten des Osser, in vorzüglicher Menge aber an den Küsten des

Königreichs Preußen. Bei ruhiger See findet man wenig, selbst auf dem Boden des Meers trifft man nicht viel, allein nach einem Sturme ist er in desto grösserer Menge vorhanden, und man sucht ihn dann entweder am Strande, oder man fischt ihn im Meere. Man hat auch seit langer Zeit angefangen Bernstein aus der Erde zu graben, und die Länder, wo man ihn findet, sind Sachsen, Pommern und Preußen, in welchem letztern schon ein Bernsteinbergwerk völlig im Gange ist. Der gegrabene Bernstein hat zwar eine rauhere Oberfläche als der gefischte, welchen das Meer glatt gespült hat, allein dagegen findet man ihn auch in weit grösseren Stücken, und durch Politur kann man ihm das nehmliche schöne Ansehen geben, das jener hat. Man findet ihn im Sande oder Thon, theils in Flözen, theils in Schichten. Auch ist er oft in der Nähe von Steinöllquellen und in Torfmühren. Gewöhnlich ist edelbarziges Holz bei ihm. Schon die Lagerstätte, noch weit mehr aber der Umstand, daß man im Bernstein fliegen, oft solche, die in der Paarung begriffen sind, Spinnen, Wortenkäfer, Fichtennadeln, Moos, Sandkörner, Wassertropfen u. dergl. eingeschlossen findet, beweisen, daß der Bernstein vorher eine weiche Masse und auf der Oberfläche der Erde befunden gewesen, daß er aber als ein vegetabilisches Harz mit Wämmen durch jene großen Naturveränderungen unter die Erde versunken sei, und darunter, indem er von seinem Wesen verloren, und von dem Wesen anderer Substanzen angenommen, seine Natur so verändert habe, daß man ihn nicht füglich mehr unter die vegetabilischen Körper rechnen kann. Der Bernstein löst sich im Weingeist und Terpentin gar nicht, in Öl aber mit Mühe auf, und zwar in fetten und essentiellen Oelen, z. B. Leindl, wobei man den Bernstein, um ihm seine flüchtigen Theile zu nehmen, entweder vorher destilliren läßt, oder ihn in einem Destillirglase auf Kohlen dörrt, und dann das Öl, das man vorher durch Kohlen trockend gemacht hat, nach und nach darauf gießt; man erhält dann den bekannten sehr nützlichen Oelfirniß. Von den Alten wurde er als einer der vorzüglichsten Edelsteine geschätz, und

besonders zum Schmuck der Damen gebraucht. In China, Japan, Persien, in der Türkei ist er noch in hohem Werthe, und es werden daher jährlich eine Menge Kunstsachen aus Bernstein dahin versendet. Man verfertigt in Preussen und andern Ländern Tabaksdosen, Kästchen, Spielmarken, Knöpfe, Flöten u. s. w. davon. In Asien, wo alles Räucherwerk beliebt ist, schätzt man ihn vorzüglich seines Geruchs wegen. In Nürnberg werden Kunstsachen daraus gearbeitet. Auch wird er zum Ausstählen der Zimmer gebraucht, und in dieser Rücksicht ist das Russisch-Kaiserliche Lustschloß Zarskoe-Sel'schenswerth. In der Medizin braucht man Bernsteinspiritus, Bernsteinalz und Bernsteinöl, welches dem Stenol d ähnlich ist, als krampffstellende und der Gauklinie widerstehende Mittel. Nach der Auflösung ist der Bernstein dunkel und undurchsichtig. Man hat jetzt ein Mittel aussändig gemacht, ihm seine verlorne Durchsichtigkeit wiederzugeben, damit überzogene Naturkörper unverweichlich und kenntlich zu erhalten. Auch hat man Säulen und Wandleuchter daraus verfertigt.

Bertram. (Pyrethrum). Die Blätter dieses Krauts gleichen völlig denen der Moorrüben oder Möhren; die fleischfarbnen Blumen sind groß und den Sonnenblumen nicht unähnlich. Es wächst in großer Menge um Tunis, woher die von außen grünliche, von innen aber weiße Wurzel in Stücken zu uns gebracht wird. Diese letztere hat einen scharfen brennenden Geschmack, und zieht, wenn man sie in den Mund nimmt, den Speichel zusammen, daher heißt das Kraut auch Speichelkraut, Geiferkraut. Außerdem braucht man die Wurzel als ein Mittel wider Zahnschmerzen, Katarrh, Verstopfungen u. d. g. Es werden auch mehrere andre Wurzeln in den Apotheken unter dem Namen Bertram oder Speichelwurz verkauft, z. B. die des wilden Bertramis, welches s.

Berufskraut. S. wilder Bertram.

Beryll. S. Aquamarin.

Besamseegel. S. Galere.

Besi d' Heri. Name einer Art Birnen, welche ursprünglich aus dem Walde Heri in Bretagne gekommen sind, wo sie Besi Birnen heißen.

Besieg, oder Bestieg. Eine fettige und farbige Erde, welche den Bergleuten die Nähe von Erzgängen anzeigen.

Betel, oder Betelpfeffer. (Piper betel. Linn.) Gehört zur Familie des Pfefferstrauchs. Man zieht ihn in grossen Plantagen an Stangen. Seine Blätter gleichen den Pomeranzenblättern, enthalten einen rothen Saft, und haben einen bittern zusammenziehenden Geschmack. Die Früchte sind lang und schuppig. Man baut aber dieses Gewächs nur um seine Blätter willen, womit in Ostindien ein sehr starker Handel getrieben wird. Die Indianer machen aus diesen Blättern und andern Gewürzen ein Präparat, das sie beständig kauen, Männer, um ihren Magen zu stärken, Weiber, um sich zur Liebe zu erwecken. Kinder und Greise, Vornehme und Geringe kauen Betel, welchen sie in goldenen oder silbernen Büchsen, oder in Beuteln, wie wir unsern Tabak, bei sich führen. Der Geringe darf nicht mit dem Vornehmen sprechen, ohne vorher welchen geskaute zu haben; Freunde, die sich einander begegnen, bieten einander ihre Betelsüchsen dar, und wer dies verabsäumt, zeigt Mangel an Höflichkeit und Lebensart. Wo der Indianer geht und steht, führt er seinen Betelbeutel bei sich. Zwar giebt der Betel ihrem Atem einen angenehmen Geruch, allein er färbt auch zugleich ihre Zähne, ihre Lippen und ihren Speichel mit einem blutigen Roth, welches Fremden missfällt, und die Indianer verlieren durch seinen allzuhäufigen Genuss zuweilen schon im fünf und zwanzigsten Jahre die Zähne.

Bêtes rouges de la Martinique. Unter diesen Namen versteht man eine Art kleiner leuchtender

I. Theil.

R

Inseln, denen man in den Gehölzen und Savannea der Amerikanischen Inseln ausgesetzt ist. Sie sind nicht dicker als eine Nadelspitze, und ganze Flächen sind mit selbigen bedeckt. Sie fallen Menschen und Thiere an, hängen sich an die Haut, und verursachen durch ihren Biß ein höchst beschwerliches Jucken und eine Entzündung, woraus, wenn man kraut, öfters gefährliche Geschwüre entstehen können. Die Thiere reißen sich, um sich ihrer zu entledigen, an den Baumstämmen und Felsenwänden. Brandwein, so wie Citronensaft in Wasser, sind die besten Mittel gegen den Biß dieser Inselten.

Betonienkraut, Betonik. Dieses Kraut treibt aus der sehr zarteren Wurzel längliche, breite, am Rande gelerbte Blätter, einen und einen halben Fuß lange vier-eckige, etwas rauhe Stengel, welche keine Zweige oder Nebenstengel haben, ährenförmige, fast purpurrothe Blüthen, und längliche Samenkörner, die in Hülsen stecken. Es wächst auf Wiesen, in Gärten und im Holze, wo es feucht und schattig ist, und hat, so lange es grün ist, einen lieblichen Geruch, und berauscht auch. Man unterscheidet an den längern oder kürzern Ähren, zwei verschiedene Arten Betonienkraut. Es ist ein gutes Bundmittel, und kommt auch unter das Riespulver.

Bettwanze. S. Wanze.

Betylus. Ein bei den Alten berühmter Stein, dem sie wunderbare Kräfte zuschrieben, z. B. daß er den, der ihn bei sich trage, sieghast mache, und ihm die Gabe der Weissagung verleihe.

Beutelkrebs. (Cancer latro. Linn.) Wird von Einigen zur Familie des Bernhard oder Bernhardkrebses (s. vorher) gerechnet, ob er gleich nicht wie die andern in Schneckenhäusern wohnt. Er ist einer der größten des ganzen Geschlechts, und hat einen Beutel unter dem Schwanz, worin eine schme-

lige Materie enthalten ist, die man für einen Leckerbissen hält. Man findet ihn vorzüglich in Indien. Bei Tage ruht er in Höhlen, des Nachts aber steigt er auf die Kokusbäume, kneipt die Nüsse ab, begiebt sich dann wieder herunter, und öffnet diese so außerordentlich harten Nüsse mit seinen starken Scheeren.

B e u t e l m e i s e , P e n d u l i n , R e m i s . (Parus pendulinus. Linn.) Wird vorzüglich in Südeuropa angetroffen. Die unterscheidende Farbe am Kopfe, an den Flügeln und am Schwanz ist roth und schwarzbraun. Ihr Nest webt sie aus Wolle, Hanf und dergleichen sehr fest, und hängt es an einen dünnen Zweig, wie einen Beutel auf, wodurch die Jungen vor Raubvögeln und andern Thieren gesichert werden. An einigen Orten, z. B. in Polen, Russland und in Italien sammelt man diese Nester, und verkauft sie als ein wirksames Mittel wider böse Hälse.

B e u t e l h i e r . (Didelphis.) Ein in Ostindien und vorzüglich in Südamerika sich aufhaltendes vierfüßiges Thierge schlecht. Das Weibchen einiger Gattungen derselben, besonders die Beutelratte (Didelphis marsupialis, Linn.) ist von der Größe eines Marders, hat am Bauche einen länglichen Beutel mit einer Öffnung, welchen sie vermittelst besonderer Muskeln verschließen und aufmachen kann. Dieser Beutel ist innwendig mit weichen Haaren ausgefüttert, und bedeckt die Stelle des Bauches, wo die Brüste sitzen. Ihre Jungen bringen sie sehr klein und unreif zur Welt, stecken sie aber sogleich in den Beutel, wo sie sich an die Zitzen fest ansaugen, und so lange daran hängen bleiben, bis sie wie eine reife Frucht von selbst absfallen. Sobald sie zum zweitenmale geboren haben, vertrocknen die Zitzen, und lösen sich vom Bauche der Mutter ab, daß man nach etlichen Tagen keine Spur mehr sieht, wo sie gefressen haben. Nach einer neuen Befruchtung bilden sich auch wieder neue Zitzen, obgleich nicht immer an den nehmlichen Stellen. So lange die Jungen noch bei der Mutter sind, bleibt

ihnen dieser Beutel ein sicherer Zufluchtsort, denn bei entstehender Gefahr, nimmt sie die Mutter sogleich darin auf und rettet sich und ihre Jungen durch die Flucht.

Beyapura. Ein Seefisch, der mit dem Portugiesischen Stör viel Ähnlichkeit hat. Er wird in dem Brasilianischen Meere gefangen, ist zwei bis drei Fuß lang, und von sehr gutem Geschmacke.

**Beyfuß, Beyfußwermuth, St. Jo-
hannisgürtel.** (*Artemisia vulgaris. Linn.*) Ein be-
kanntes Kraut, welches ausgezackte, gespaltene, unterwärts
filzige Blätter, drei bis vier Fuß hohe Stengel und trauben-
weise sitzende Blüthen hat. Es giebt deren zwei Spielarten,
wovon die eine grössere rothe, die andere kleinere weiße Blü-
then hat. Der Beyfuß wächst an ungebauten Orten, doch wird
er auch in Gärten gezogen. In der Medizin, wo er ein öffnendes und auflösendes Mittel ist, wird er dessen ungeachtet sehr
wenig gebraucht, allein die Chineser bereiten aus dem Filze der
Blätter, indem sie ihn in Kegel bilden, ihre berühmte Mora
ein Mittel gegen Gift und rheumatische Krankheiten. Auf den
leidenden Theil wird Mora gelegt und angezündet, und damit
so lange fortgefahren, bis die Krankheit vorüber ist. Ob nun
gleich die Mora, ohne grosse Schmerzen zu erregen, abbrennt,
so muss man doch die Bertheilung der Krankheitsmaterie nicht
sowohl ihr, als der Wärme zuschreiben.

Beyfußlaus. Hält sich auf dem Beyfuße auf.
Sowohl die Fühlhörner als die Füsse, Glieder und Anhänge
sind schwarz, der Leib schwärzlich, der Rücken aschgrau, auf
der Mitte desselben sitzt noch ein großer brauner Fleck. Der
Schwanz läuft sehr spitzig zu.

Bezoarstein. Ist eine olivengrüne Art Stein, oder
vielmehr eine Verhärtung von der Größe eines Haselnuss und

von einem sehr lieblichen Geruch, welche man in den Eingeweiden des Bezoarbocks in Asien findet. Er ist blättrig, und enthält in der Mitte einen sehr harten Kern, oft aber auch statt desselben Haare, Holz, Stroh &c. um welches sich das übrige angelegt hat. Dergleichen Verhärtungen findet man bei mehrern auch inländischen Thieren, und zwar theils im Magen, theils in den Gedärmen, theils in der Blase, theils in den Nieren. Sie bestehen aus unverdauten Substanzen, die durch eine klebrige Feuchtigkeit verbunden wurden, welche letztere nach und nach aus ihrem weichen Zustande in einen harten übergegangen ist. Dahin gehören die Haarballen bei dem Kindvieh, welche aus Haaren bestehen, welche die Kinder, wenn sie einander lecken, verschlucken, ferner die Gemshälfte, die sich in den Eingeweiden der Gemse finden. Unsere inländische Ziege liefert ebenfalls eine solche Verhärtung, die man gemeinen Bezoar nennt. Köstlicher ist der occidentalische Bezoar, den man in den Eingeweiden des Lama in Peru findet. Um köstlichsten aber ist der orientalische. Man sagt, daß er sich nach dem Tode des Bezoarbocks sogleich auflöse, wenn er nicht sogleich herausgenommen wird. Chemals wurde er, und in Indien wird er noch jetzt in der Medicin gebraucht. Man hat die Kunst erfunden, ihn nachzuahmen. Der ächte Bezoarstein löst sich in Weinstein auf, auch giebt er auf mit Bleiweiß, Kreide oder Kalk verriebenem Papier einen grünlich gelben, oder olivenfarbigen Strich. In der Galle der Menschen hat man auch bezoarähnliche Verhärtungen angetroffen. Der Stein, welcher in den Eingeweiden des Stachelschweins gefunden wird, ist bei manchen Völkern unter allen Bezoarsteinen der gesuchteste. S. Schweinstein. Vom mineralischen Bezoarstein s. unten.

Bezoarziege, oder Bezoarbock. Ist größer als die zahme und röthlich grau mit einem schwarzen Streife über den Rücken. Der Bezoarstein, den man in ihrem Magen antrifft, entsteht aus einer Schwäche der Verdauungskraft.

Bezole. Ein gewisser bläulicher Fisch, der viel Ähnlichkeit mit dem Gangfische hat.

Bibby. Ein stachlicher Baum in Amerika, an dessen Gipfel bloß Zweige und Blätter sich befinden. Sein Holz ist schwarz und hart. Aus seiner ausgepreßten Frucht erhält man ein Öl, womit sich die Indianer reiben, und sich, nachdem sie es mit Farben vermischt haben, bemahnen. Ist der Baum noch jung, so erhält man durch Einschnitte einen Saft aus demselben, der nach einigen Tagen den Indianern zum Getränk dient.

Biber. (*Castor fiber. Linn.*) Ein vierfüßiges Thier, welches aber nur in den gemäßigten und kalten Ländern beider Welttheile lebt. Nordamerika ist jetzt der Hauptfiss dieser Thiere, sonst findet es sich auch an sehr vielen großen Stromen in Europa ein, wo es von Linden, der Pappeln und Sperberbäume lebt. Au der Donau, dem Rhein, der Marne, der Seine trifft man den Biber nicht selten an. Sie leben theils in Familien gesellschaftlich beisammen in künstlich gebaueten Wohnungen, theils aber auch einsam unter der Erde, und diese heißen daher Grubenbiber. Durch diese einsame und unterirdische Lebensart wird aber ihr Pelz so verdorben, daß er weit weniger gesucht wird, als der der ausländischen gesellschaftlichen Biber. Diese an den Ufern der Ströme abhängig gebauten Höhlen sind geräumig und bisweilen hundert Fuß tief, am Ende derselben graben sie einen künstlichen Teich aus, um auf diese Art beide Elemente, zu denen sie von Nature bestimmt sind, zugleich zu genießen. Ihre Stimme soll dem Schreien eines Kindes ähnlich sein. Ihr Körper ist zwei und einen halben bis drei Fuß lang, und sie gleichen der Größe nach einem mäßigen Hunde, sind stark vom Leibe, und gehen auf dem Lande sehr langsam, desto behender können sie aber schwimmen. Der Schwanz ist eiförmig, von oben niedergedrückt, breit wie bei einem Fische, ein und einen halben Schuh lang, sechs bis sieben Zoll breit und zweie dick, und wiegt oft vier Pfund, an dem

Mände ist er sehr dünn, mit einer glatten blaulichen Haut bedeckt, über welche einige den Fischenschuppen ähnliche Streifen hinweg laufen. Von den Europäern wird der Schwanz für einen Leckerbissen gehalten, weil er dem Kalbfleische sehr gleich kommen soll; die Indianer essen das Fleisch dieses Thieres. Der Kopf und Ohren sind rund, die Füße kurz, die vordern sind mit fünf Zehen und scharfen Nägeln, die hintern gleichfalls fünfzehigt und mit einer Schwimmhaut, auch platten Nägeln versehen. Die feinen Haare, womit der Körper des Bibers bedeckt ist, sind kastanienbraun, etwas dunkler fallen sie in den nördlichen Gegenden aus, in Kanada findet man ganz weiße, auch gescheckte, und überhaupt sind die Kanadischen Biber größer als die Europäischen. Das Weibchen trägt vier Monate, und sieht gewöhnlich nur vier Junge; auf Kanada sollen sie bis acht Junge werfen. Auf dem Brustmuskel hat das Weibchen zwei Zähne und noch zweie weiter vorwärts sitzen. Je schwärzer ihr Pelzwerk ist, desto kostbarer ist es. Die Vorderzähne sind scharf, und schief abgeschliffen von röthlicher gelber Farbe. An den Weichen haben die Männchen, so wie die Weibchen auf jeder Seite der Schambeine zwei Beutel von der Größe eines Gänse-ees. Sie sind in einer besondern Haut eingeschlossen, und zwischen ihnen haben die Hoden ihre Lage. Diese mit einer besondern Menge Gefäße oder Gänge versehenen Beutel sind nichts anders als die Behältnisse einer wßdig riechenden, schmierigen, fett salzwässrigen Materie, die der Biber oft selbst leckt und als eine Arznei gebraucht, wenn ihm die Lust mangelt. Er darf nur mit einer Pfote die Beutelchen gelinde drücken, so quillt diese Materie sogleich heraus; oft beschmiert sich das Thier am ganzen Leibe damit. Nach dem Tode desselben wird dieses ölige Wesen mit sammt den Beuteln eingetrocknet und unter dem Namen Bibergeil (*Castoreum officinale*) thener in den Apotheken verkauft. Die Biber leben lange, doch die Europäischen länger als die Amerikanischen. Sie lassen sich leicht zähm machen. In England hat man dieses Thier gänzlich ausgerottet. Die in Gesellschaften beisammen leben, bauen ihre

Wohnungen für verschiedene Familien, deren jede ihr eigenes Behältniß hat, und sie kommen in gemeinschaftlichen Gängen zusammen, die sie so wie ihre Wohnungen selbst sehr reinlich halten. Wenn sie sich ihres Urath's entledigen wollen, gehen sie ganz aus ihrer Wohnung heraus. Beim Anfange ihres Baues versammeln sie sich im Juni und Juli am Ufer der großen Ströme und Seen. Zuerst bauen sie an denselben einen festen Damm von ungefehr neunzig bis hundert Fuß lang und am Grunde zwölf Fuß dic. Mit ihren Schneidezähnen schneiden sie Baumstämme um und runden sie auch damit ab, diese brauchen sie zur Grundlage des Damms, die kleineren zu Pfahlwerken; sie fällen deren gerade soviel als sie nöthig haben, nehmen sich aber dabei sorgfältig in Acht, daß keiner von ihnen von dem Falle des Stammes verwundet werde. Aus den Stämmen nagen sie mit den Zähnen Löcher in erforderlicher Länge, die sie dann spalten, wozu sie die Zähne als Aerte gebrauchen; mit diesen Löchern beladen sie alte Weibchen, die sich auf den Rücken legen und an den Füßen fortschleppen lassen. Sie befestigen einen Stamm mit schrägen Pfählen, die sie mit Morast und Erde bedecken, und so arbeiten sie fort, bis sie einen Damm vier bis fünf Ellen dic ausgeführt haben, der kein Wasser hindurch läßt; hinter diesem fangen sie einen zweiten an, und damit sind die Grundlagen fertig. Der innere Raum wird dicht mit Pfählen besetzt und mit Erde befestigt. Auf diesem Grundbau wölben sie zwei Stockwerke, und theilen sie nach den Familien in längstirunde Wohnungen ein. Dieses Gebäude hat zwei Ausgänge, deren einer nach dem Lande zu, der andere ins Wasser führt. Einige dieser Wohnungen haben manchmal drei Stockwerke, damit wenn das Wasser anschwillt, sie im obersten sicher wohnen können; fällt das Wasser, so bleiben sie im untersten, weil sie den Schwanz geen im Wasser haben. Endlich machen sie ein Dach aus Zweigen, welche sie im Winter abschälen, und bewerfen es mit ihrem Schwanz überall mit Thon und Erde. Wenn dieses Dach mit Zweigen und Nasen belegt ist, so sieht es dem Ufer ganz ähnlich. Im untern Gewölbe ist ihr Ma-

gazin, das sie mit Pappelrinden, grünen Zweigen und Bäumen anfüllen. Im Sommer entfernen sich die Biber weit von ihren Wohnungen und halten sich in Waldungen und allerlei Schlupfwinkeln auf; im Winter hingegen bleiben sie zu Hause, und sorgen dafür, ihre Wohnungen wieder in guten Stand zu setzen. Es leben gewöhnlich fünf bis sechs Biber in einer Wohnung beisammen. Hagebuchen, Weiden und Eichen sind die Bäume, die sie am meisten benutzen; sie spalten die Stämme in Scheite zu einer bis anderthalb Elle lang, und was sie auf dem Winter zu ihrer Nahrung nötig haben, legen sie ins Wasser, damit es grün bleibt, und den Saft nicht verliert. Ihr Pelzwerk wird zu Gebrehmen, die Haut aber zu Hüthen und Kleidungsstücken gebraucht. Die Alten haben eine große Liebe für ihre Jungen. Oft werden sie vom häufigen Genuss der Baumrinden verstopft, alsdenn neZen sie ihren Hintern im Wasser, daher sie einen künstlichen Teich bei ihren Wohnungen graben, und selbigen sorgfältig umzäunen, damit ihnen das Wasser in der Sonnenhitze nicht etwa austrockne.

Biberbaum. (*Magnolia grandiflora*. Linn.) Ist in Nordamerika einheimisch, wo die Biber der Niude desselben begierig nachtrachten, und auch damit angelockt und gefangen werden. Er wächst nur zu einer Höhe von sechzehn Fuß. Seine Blätter gleichen den Blättern des Kirschbaums, sind unten mit einer weißen Wolle bedeckt und bleiben immer grün. Die sehr großen weißen Blüthen zeigen sich in Form einer einfachen Rose. Sie messen einen Fuß im Durchschnitt, blühen zwei Monat lang, und erfüllen einen weiten Raum mit ihrem lieblichen Geruche. Wenn sie abfallen, so bildet sich der Stämpel zu einem eirunden Zapfen von der Größe einer Wälschennuß, welche voller Knöpfe ist. Aus jedem dieser Knöpfe hängt zur Zeit der Reife ein braunrothes bohnenförmiges Samenkorn an einem zwei Zoll langen Faden herab.

Bibergeil. (*Castoreum officinale*.) **S. Biber.** Dieses Bibergeil dient noch außerdem den Weibern der Wilden

auf der Insel Kanada zur Pomade. Baumwolle mit Vibergel bespritzt, ist ein vortreffliches Mittel gegen das Ohrenklingen. Ein Schwamm in Weinessig, worin man Vibergel aufgelöst hat, getaucht, vertreibt, wenn man ihn unter die Nase hält, die Reizung, welche durch Kohlendampf oder gährende Materien verursacht wurde. Auch wird das Vibergel gegen Lähmung, gegen Fäulniß u. dergl. mit gutem Erfolge gebraucht.

Viberklee. (*Menianthes trifoliata*. Linn.) Ein Kraut, dessen glatte ziemlich große Blätter je drei und drei an den Stängeln sitzen. Die Blüthen sind weiß und glockenförmig und sitzen an einem besondern Stengel. Der Same ist oval, gelblich und von bitterem Geschmacke. Er kommt mit zum Theerath, treibt den Urin, ist auch ein gutes Mittel wider das Fieber, und wird vorzüglich wider Wassersucht und Verstopfungen der Gebärmutter, so wie überhaupt wider Krankheiten aller Art, die von Verstopfungen herrühren, gebraucht.

Bibernell. S. *Pimpernell*.

Viberräse. (*Castor zibethicus*) Ist auch in Deutschland nicht einheimisch. Sie kommt dem Biber an Gestalt, Farbe, Haar und Kunsitzt unter allen Thieren am nächsten. Sie wird kaum so groß wie ein Kaninch, und hat einen in der Mitte walzenförmigen und gegen das Ende senkrecht zweischneidigen Schwanz. Das Vaterland dieser Thiere ist vorzüglich Nordamerika, wo sie an den Ufern der Flüsse und Seen familiärweise wohnen, indem sie sich Hütchen wie kleine Bienenhöfe aus Blättern flechten und sie dicht mit Lehm überziehen. Im Winter graben sie sich Höhlen in die Erde, deren Eingang unter dem Wasser ist. Sie nähren sich von Wurzeln und allerlei Gewürze, besonders von Blutigeln. Sie haben unter dem Schwanz acht kleine Bläschen, worin eine nach Zibeth riechende Feuchtigkeit enthalten ist. Ihr ebenfalls angenehm riechendes Fell wird zu Pelzwerk gebraucht, und man kann mit seinem Duft die Motten vertreiben.

Bibervogel. (Mergus Castor, s. Fiber. Linn.) Diese Art von Wassertaucher, die in das Geschlecht der Tauchenten (Morg. anser. Linn.) gehört, hat seinen Namen daher erhalten, weil er wie der Viber den fischreichen Wassern sehr gefährlich ist. Er lebt in Amerika, Asien und Europa. Einige behaupten, er sei der Vogel, der unter dem Namen der *g n g a n s* bekannt ist. Er ist sechs und zwanzig Zoll lang, und so groß als eine mittelmäßige wilde Gans, hält sich auf Bäumen und Felsen auf, wo er auch gewöhnlich nistet. Er legt zwölf bis vierzehn Eier, lebt von Fischen, die er aus den Wassern herausfischt; sein ranziges Fleisch ist nicht zu essen, sein Fell ist aber sehr beliebt. Der Kopf ist groß und braunröhlich, der Schnabel lang, dünne, zähniert und am Ende hakig. Auf dem Halse sitzt oben ein langer Kamm. Auf dem Rücken ist er fast bleifarben und eben so sind auch der runde Schwanz und die Deckfedern. Die Schwungfedern sind schwarz, die hintern aschfarben, davon ungefehr sechs eine weiße Spitze haben. Der Schnabel ist oben roth, unten braun, Schenkel und Füße röthlich gelb. Am Bauche sieht er fast ganz weiß aus. Seine Luftröhre ist in der Mitte sehr weit; am Ende hat sie ein großes knöchernes Lustbehaltniß, davon der eine Theil ganz wohl cylindrisch durch die ganze Luftröhre hindurch geht und gleichsam durchlöchert ist, der andere Theil ist breiter und besteht aus zwei knöchernen Bogen und eben soviel darüber gespannten Hantzen.

Bibia, oder Biba. Ein Baum in Indien, welcher doppelte glatte Blätter, gelbe kleine Blüthen und eine schwarzglänzende und etwas zusammengedrückte Frucht trägt und unter dem Namen *Elephantenlaus* bekannt ist. Sie erinnert die Lebensgeister, und dient in Krankheiten alter Personen z. B. bei Schlag, schwachem Gedächtnisse u. s. w. als ein nervenstärkendes Mittel. Einige bedienen sich des Oels wider die Hühneraugen.

Bibliothen. Sind versteinerte Blätter.

Biblus. Eine Art Schilf in den Egyptianischen Mo-
ränen.

Bicuibanus. Diese Indianische Frucht liefert,
wenn sie brennt, ein Öl, womit man in der Medicin glückliche
Versuche gegen Krebschäden und Anfälle der Kolik gemacht hat.

Biene. (Apis. Linn.) Die Neuern und besonders
Linne machen ein ganz eigenes Geschlecht aus diesen Insekten,
welches den Namen Biene führt, worunter er aber auch die
Humellen, oder wilden und rauchhaarigen Bienen
(Bombynatrices) rechnet, und in die Ordnung der Hant-
flügler (Hymenoptera) aufnimmt. Ihr Geschlechtscharakter
ist ein eingebogener Rüssel in einer zweiblätterichten Scheide lie-
gend, Kiefern und ein scharfer etwas gebogener Stachel oder
Angel. Es werden mehrere Arten dieses Insektengeschlechts,
jede nach ihren Eigenschaften, Sitten, Fertigkeiten, so wie nach
der Verschiedenheit der Ordnung, die sie in ihrer Bauart beob-
achten, unterschieden. Ein ansehnlicher Theil dieser Insekten
lebt in Gesellschaften, und arbeitet gemeinschaftlich beisammen,
z. B. die gemeine Honigbiene (Apis mellifica) und
die Humellen (Bombynatrices). Eine andere lebt einsam
und arbeitet allein und bauet ihre Zellen, z. B. die Lappen-
biene (Apis centuncularis, Linn.), die sich unter der Erde
von zerstückelten Blättern ein künstliches Nest bauet.

Biene (Abyssinische). Da diese Biene keinen
Angel zu ihrer Vertheidigung hat, so muß sie sich bloß durch
List und seine Mänke zu bewahren suchen. Ihr aus sehr weissem
Wachs bestehender Stock ist unter der Erde angelegt, und die
Zugänge zu diesem unterirdischen Gebäude sind kleine Löcher.
Sie heißt deswegen auch Erdbiene. So bald sie nur irgend
eine Bewegung merken, so stecken sogleich drei oder vier von
ihnen, die sich beständig am Eingange aufhalten, die Köpfe zu-
sammen, und dies verhindert, daß man den Zugang des Stocks
nicht finden noch unterscheiden kann.

Biene (ausländische). Es gibt Bielen in bei-
den festen Ländern, und fast unter allen verschiedenen Himmels-
strichen, und mehrere lassen diese nehmlichen Geschicklichkeiten
blicken, nur verändern sich ihre Arbeiten nach Maasgabe der
dazu angewendeten Stoffe.

Biene (Blattschneider) (*Apis centuncularis.*
Linn.) Es gibt mehrere Arten unter den wilden Bielen,
die alle einerlei Betriebsamkeit und Geschicklichkeit besitzen; unter
ihnen ist aber die Lappenvielle (*Apis centuncularis.* Linn.)
in Rücksicht ihres Kunststießes die merkwürdigste. Sie scharrt in
die Erde und baut daselbst ihr Nest, welches die Gestalt und
Stärke zweier in einander gesteckten Fingerhüte hat, andere
sind nicht dicker als ein Federkiel. Dieses Nest ist aus Stückchen
Blättern zusammengesetzt. Jede dieser Bielenarten schneidet
ihren besondern Stoff, die eine aus den Rosen, die andre aus
Kastanienblättern. Ein genauer Beobachter kann ein Stück aus
einem Rosenblatte mit vieler Geschicklichkeit cirkelrund ausge-
schritten beobachten, das entweder zum Grunde, oder zum
Deckel ihres Nests dienen soll. Einige Stücke schneiden sie
auch ganz und halboval aus, um damit die Seitenwände des
Nestes zu bauen, da sie dann in jedes dieser Nester ein Ei mit
etwas Teig zur Fütterung hineinlegen.

Biene (Cayennische). Das Wachs, das sie be-
reiten, ist schwarz und sehr weich, der Honig aber nur eine
bloße weiße Feuchtigkeit ohne Konsistenz, daher er auch bald
faul wird.

Biene (Erd-). S. Abyssinische Biene.

Biene (Guadeloupische). Baut in hohle Bäu-
me, und ist die Öffnung zu groß, so macht sie eine Art erhaben-
ner Kuppel von Wachs in Gestalt einer Birne darüber, unter
welcher sie wohnt und ihren Honig nebst ihrer Brut hinlegt.

Sie macht keine Zellen, sondern kleine spitzige länglichrunde Blasen. Das Wachs, woraus diese bestehen, sieht dunkelviolet aus, und ist so weich, daß man Lichter daraus gießen kann. Man braucht es zum Stopfen der Glaschen, übrigens ist es ein Mittel wider Hüneraugen und Warzen. Der Honig hat eine schöne citronengelbe Farbe.

Biene (Haus- oder gemeine). (*Apis mellifica*. Linn.) Diese Art Bienen, die man gewöhnlich unter dem Namen Zucht- oder Korbienen kennt, und wegen ihrer einträglichen Arbeiten und Lieferungen von Honig und Wachs, nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern in Europa häufig aufzuziehen und fortzupflanzen pflegt, wohnt wild in hohlen Bäumen in Pohlischen Wäldern. In ihrem freien, sich selbst überlassenen Zustande, holen sie ihre Nahrung aus den Honigbehältnissen der Blumen, besonders aber im Herbst aus den Blumen des Heidekrauts (*Erica*), davon sie einen rothlichen Honig machen. Den Stoff zum Wachse sammeln sie hingegen aus, dem feinen Bienenstaube, der in den Staubbeuteln der Blumen hängt. Gewöhnlich sind die Honigbienen in jedem Stocke von drei Arten, nehmlich: männliche, weibliche, und solche, die man für das Mittelgeschlecht oder Zwitter hält. Viele Naturforscher haben unumstößlich erwiesen, daß im ganzen Stocke keine Biene, als allein die Königin (*Regina*) oder der sogenannte Weiser die einzige Stammutter sei, deren Geschlecht man erst vor funfzig Jahren genau erfahren hat, sondern auch nach Art der andern Insektenweibchen, durch das männliche Glied befruchtet wird, ob zwar die Art und das Verfahren bei der Befruchtung, aller angewandten Mühe unerachtet, immer noch in etwas rätselhaft bis jetzt geblieben ist. Es legt dieses Bienenweibchen zur bestimmten Zeit die befruchteten Eier (vielmal täglich hundert und funfzig bis zweihundert und dreißig) in die Zellen hinein.

Biene (Holzbohrer). Diese Art Bienen, deren Kopf mit zwei hornartigen und sehr scharfen Zähnen bewaffnet

ist, baut vorzüglich im Frühjahr und nach den Mittagsgegenden zu im Stocke oder Stämme eines Baums, der zu faulen anfängt, eine Art langen Ganges, in dem sie mehrere Behältnisse zu Wohnungen für ihre Brut anlegt. Sie macht in ein Stück Holz ein Loch von der Größe eines Daumes, dessen Eingang horizontal und etwas schräg ist, um durch diese Öffnung die Sägespäne hinablaufen zu lassen, sodann höhlt sie diese Öffnung mehr und mehr aus, indem sie oft zu zwölf bis dreizehn Zoll in der Höhe fortgeht. Zwei andere horizontale und etwas schräg ausgebohrte Löcher sind mit diesen senkrechten genau verbunden, eines in der Mitte und das andere in der Höhe, und durch diese Löcher wird ihnen die Arbeit sehr erleichtert. Hierauf macht sie einen aus den Staubsäden der Blumen gesammelten Teig und vermischt ihn mit dem aus den Honigbehältnissen der Pflanzen gezogenen Honig. Diesen rohen Wachs- und Honigteig thut sie nun an die innendige Öffnung des Loches, legt ein Ei hinein, sammelt die Sägespäne auf dem Boden zusammen, und macht vermittelst einer leimichten Feuchtigkeit, die sie durch den Mund von sich giebt, eine Art von Rütt, womit sie den äußern Theil des Loches verstopft, sodann geht sie wieder durch die mittlere Öffnung hinein, und bildet mit eben denselben Materie auf der andern Seite des Lochs eine Diele, die ihr wieder zu einem andern Behältnisse dient, wohin sie aufs Neue Teig, ungefähr von der Höhe eines Zolles, mit einem andern Ei legt. Die Biene macht in dem Gange für jedes ihrer Eier ein besonderes Behältniß der Länge nach, alsdann verschließt sie beide Löcher, die ihr zum Aus- und Eingange dienen. Diese Eier kriechen nun alle nach und nach heraus. Diese Würmer finden sogleich eine große Menge Nahrung um sich herum, deren sie auch bis zum Nymphenstande nöthig haben. Das zuerst gelegte geht auch vor allen übrigen zuerst in den vollkommenen Bienenstand über, und liegt fast ganz am Ausgänge, es hat daher nur eine leichte Wand aufzubohren, der Kopf liegt bei der Geburt nach der Öffnung zu, wo das neue Thier herauskommt soll, und so geht es denn auch mit den übrigen. Sie ver-

wandeln sich nach und nach zur Nymphe und zur vollkommenen Biene, durchbohren ihre Tiele auch auf die nehmliche Art, und gehen nach dem Verhältnisse ihres Alters zu verschiedenen Zeiten aus ihrer Gefangenschaft heraus.

Biene (Hottentotten-). Diese Bienen sind sehr häufig. Die Europäer bekommen von ein wenig Tabak oder Brandwein eine große Menge Honig, der aber äußerst säuerlich und urein ist, weil ihn die Käffern in Säcke thun, die aus Thierfellen verfertigt sind, an denen die Haare noch an der inneren Seite befindlich sind.

Biene (Indianische). Baut in die hohlen Baumstämme sehr kleine Nester; diese bestehen aus kleinen runden oder ovalen Stückchen schwarzen Wachs in der Größe einer Muskatennuß, die sie mit einem angenehmen citronenfarbenen Honig anfüllen. Erwärmt man das Wachs am Feuer, so giebt es einen balsamischen Geruch von sich. In Frankreich ist es eine Seltenheit. Die Indianer machen kleine Wachslichter, auch Gefässchen daraus, um den Colataischen Balsam darin zu sammeln. Auf der Insel Ceylon sieht man diese Bienen häufig, und dieses macht den Honig sehr gemein.

Bienenkönigin, oder Bienenmutter. Das Hauptkennzeichen der Bienenkönigin ist, daß sie länger als die Drohnen, aber im Verhältniß der Länge schwächer vom Leibe, und von einer lebhaften röthlichen Farbe sind; sie haben weit kürzere Flügel als die andern beiden Geschlechter, und daher einen weit schwereren Flug als jene. Sie brauchen wenig zu fliegen, ausgenommen, wenn sie in einem Mutterstocke sich eine neue Kolonie anbauen wollen; alle Bienen folgen ihr sodann an den Ort, den sie wählt, nach. Sie ist mit einem festigen Stachel bewaffnet, wovon sie aber nicht eher Gebrauch macht, als bis sie lange beunruhigt worden ist, oder einer andern Königin das Regiment streitig machen will. Zu einem Stocke bleibt

gewöhnlich nicht mehr als eine Königin, und diese einzige ist die ganze Seele des Stockes, die übrigen Bienen erzeugen ihr eine Art Chryberietung, siekosen sie mit ihrem Rüssel, und sind ihr mit einer ganz besondern Neigung zugethan, so daß sie zehn bis zwölf der streitbarsten von der gemeinen Sorte überall hin begleiten. Stirbt sie, so hören sogleich alle auf zu arbeiten, und die übrigen Bienen sterben alle vor Hunger. Giebt man ihnen aber sogleich wieder eine andere Königin, so entsteht neue Freude, und die Arbeit fängt wieder von neuem an, sogar die schwächste Hoffnung, wieder eine andere zu bekommen, setzt sie schon wieder in neue Thätigkeit. Man kann gar leicht die Probe davon machen, wenn man Bienen, die ihre Königin verloren haben, die Brut von einer Königin giebt. Ihre Fruchtbarkeit ist so groß, daß sie in einem Jahre achttausend bis achtzehntausend Eier legt: aus denen entstehen nun eine Anzahl von sieben bis achtundhundert männlichen, vier oder fünf Königinnen, und eine große Menge Zwitterbienen. Der Instinkt leitet die Bienen, Zellen von verschiedener Größe und gehöriger Anzahl zu bauen, die größten für die männlichen, drei oder vier noch größere von sphärischer Figur, am untern Theile offen, und am Ende der Scheiben in verschiedenen Gegenden des Stockes zum Aufenthalt der Königin; oft findet man deren etliche nur halb ausgebaute gelassen, weil ihnen die Lage nicht anstand, alsdann folgen die gewöhnlichen Zellen für die Zwitter. Die Biene hat ein eigenes Gefühl, welche Art von Eiern sie legen will, und sie legt jedes in diejenige Zelle, die ihnen zukommt. Ehe sie aber die Eier legt, stellt sie vorher den Kopf in die Zelle, um zu sehen ob sie leer ist, trifft sie nun weder Honig oder Wachs, noch einen Embryo an, so kehrt sie sich sogleich um, um den Hintertheil ihres Körpers in die Zelle zu bringen, und läßt denselben so tief hineinsinken, bis sie den Boden berühret. Vier Tage bleibt das Ei in diesem Zustande, ohne daß es die Gestalt oder Lage verändert. Nach vier Tagen kriechen die Bienenwürmer in Gestalt einer Raupe verwandelt heraus. Sie sind durch verschiedene Ringe abgetheilt, an der Basis der Zelle, wo die

Eier vorher hingen, angelehnt, und so zusammengekrümmt, daß die beiden äußersten Enden einander berühren. Die Zwitter sorgen fogleich für ihren Unterhalt, und bringen ihnen aus unreinem Wachs und Honig verfertigten Teig, den man Futterbrei der Bienen nennt, und der nach dem Alter der Würmer eingerichtet ist; denn sind sie noch ganz jung, so ist es ein weißlicher Brei ohne Geschmack wie Kleister, werden sie älter, so ist es eine gelbliche oder grüne Gallerte, welche einen Honiggeschmack hat; haben sie endlich ihre Vollkommenheit erlangt, so hat er einen mit Sahne vermischten Honiggeschmack. So erziehen die Arbeitsbienen die junge Brut mit der größten Sorgfalt, nach Verlauf von zwölf Tagen sind die jungen Bienen völlig ausgebildet. Ist die Wärme des Stocks groß, so geschieht diese Vervollkommenung oft in ein- bis fünf und zwanzig Tagen nach ihrer Geburt; dann sind sie auch im Stande eine eigene Kolonie zu bilden. Die Anhänglichkeit an die Königin geht so weit, daß wenn man im Stande ist, sich ihrer zu bemächtigen, man alle Bienen eines Stocks hinleiten kann, wohin man will.

Biene (Korb-). S. Haus- oder gemeine Biene.

Biene (Lappen-). S. Blattschneidebiene.

Biene (Louisianische). Hat in der Gestalt und Arbeit viel Ähnlichkeit mit unsern Hausbienen, nur bauet sie ihre Zellen an trocknen Orten unter die Erde, und dies aus Vorsicht, um ihren Honig den nach ihm lästernden Bären zu entziehen.

Biene (männliche). Drohne. Ihre Bestimmung im Stocke ist bloß die Königin oder Mutterbiene zu befruchten. Man findet alle Kennzeichen der Zeugungstheile an ihnen, denn sobald man den hinteren Theil ihres Körpers nur sanft drückt, so sieht man die Zeugungstheile heraustreten. Swammerdam konnte am Zeugungsgliede keine Differenz

entdecken, wodurch der Samen hindurchdringen und die Bienenmutter befruchtet werden könnte; allein Neaumur zeigte, daß man wirklich eine fast unmerkliche Deßnung im Zeugungsgride annehmen müsse. Die männlichen Bienen haben keinen Stachel, auch sind die Füße und Rüssel derselben weder zur Einsammlung des Honigs noch des Wachses gebauet, daher sie von der Arbeit im Stocke gänzlich befreit sind. Sie fliegen bloß auf die Blumen, um den Honig einzusammeln. Alle Arbeit liegt lediglich auf dem Zwitter- oder Mittelgeschlechte allein. Ein einziges Weibchen (deñn es giebt deren nur eines in jedem Stocke,) würde in der Mitte von sieben- bis achtundhundert Männchen zu sehr angegriffen werden, hätte sie die Natur nicht von sehr kaltem Temperamente geschaffen. Das Weibchen sucht sich einen von ihnen aus, kommt ihm mit Liebkosungen zuvor, um ihn zur Liebe zu reizen. Kaum hat er aber seinen Trieben ein Genüge geleistet, so stirbt er sogleich darauf. Man kann dieses sehen, wenn man ein Bienenweibchen mit mehrern Männchen in ein weites Glas zusammenbringt. Gegen Anfang des Herbstes fallen die Zwitterbienen über sie her, und stechen sie mit ihren Stacheln tot, sogar schleppen sie die männliche Brut, die noch in den Zellen ist, vor den Stock herans, welches dann ein schauerliches Schauspiel des Mordens und Schreckens giebt.

Biene (Maurer-). (*Apis vestita. Linn.*) Diese Bienen führen diesen Namen wegen der ihnen eigenen Geschicklichkeit Nester für ihre Brut zu bauen. Das Weibchen arbeitet ganz allein an diesem so mühsamen Werke, wozu sie blos ihre Zähne gebraucht. Diese haben Oberlächen, welche sich hohl berühren und mit kurzen Härchen besetzt sind, um die kleinen Klümpchen des Mörtels, den sie versetzen, halten und forttragen zu können. Vermittelst einer Art klebrichter Feuchtigkeit, die sie von sich giebt, macht sie aus einzelnen zusammengetragenen Sandkörnchen diesen Mörtel, und hieraus, und zwar allezeit gegen die Mittagsgegend zu an die Steine des Vordergiebels der Häuser, ein rundes Hügelchen von grauer Farbe.

Das Innere dieses Gebäudes besteht aus vielen Zellen und Abtheilungen, deren jede durch eine Art von Mauerwerk getrennt ist, die aber alle an einander anstoßen. Ein allgemeines Mauerwerk umgibt das ganze Gebäude, hat aber keinen Ausgang. In jede derselben legt sie nun sehr sorgfältig ein Eichen hinein, wenn sie vorher das Innere derselben gereinigt hat, zugleich aber auch etwas Teig aus unreinem Wachs und Honig zur Nahrung des künftig herauskommenden Wurms. Eine faule Raubwespe sucht sich öfters dieses schon angefangene Werk zu zeichnen, worüber ein heftiger Streit beginnt, bis endlich das Nest der Preis des Siegers wird. Während dieses Streites, oder auch mitten unter der Arbeit des Nestes selbst, schleicht sich bisweilen ein Wespe, Hornisse oder ein Maurenboden ein, legt Eier hinein, woraus sodann Larven entstehen, die die Kinder des Hauses verzehren. Diese, nachdem sie sich tüchtig genährt haben, würden sogleich wieder sterben, wenn sie sich nicht vermöge ihres scharfen Zangengebisses von ihrer Gesangschaft befreien könnten. Der Rutt dieser Nester ist so fest, daß ein Messer sich davon abstammt. Diese Insekten, die sich besonders an die Nester der Maurerbienen anschleichen, und deren Wurm mit einem scharfen Zangengebiss die Steinzelten dieser Bienen durchbohrt, und die darin befindliche junge Brut auffrisst, bleiben zuweilen länger als ein Jahr darin als Larve, ehe sie sich vervollkommen. Verschafft man ihnen hingegen eine hinreichende und fortdauernde Wärme, so kriechen sie weit eher aus. Andere kleinere Maurerbienen haben ihre ganz besondere Bauart, sie machen nehmlich nur einen ganz einfachen Mortel aus Erde, bilden daraus Zellen in den Holzöffnungen, den Schlössern an Thüren, in den Steinrissen, da sie Teig herzutragen, ihre Eier hineinlegen, und die Zellen sorgfältig wieder verschließen, um ihre Brut von den Anfällen ihrer Feinde sicher zu stellen. Sind die Larven zum Austreichen aus dem Ei reif, so erscheinen sie sogleich, und nähren sich von dem Honig, den sie in ihren Zellen finden, und nachdem sie ihr Gewebe bereitet haben, verwandeln sie sich in Nymphen, kommen alsdann bald als vollkommene

Bienen zum Vorschein, machen mit ihrem Zangengebiß eine Öffnung in ihre ehemalige Wohnung, und verlassen sie leer und durchlöchert auf verschiedenen Seiten nach Anzahl der Menge der Inseln, die ausgefrochen sind.

Biene (Minir-). (*Apis cunicularis*. Linn.) Diese vom Kopfe bis zum Astor gemessene sechs und einen halben Zoll lange Biene erhält den Namen daher, weil sie die Erde ausgräbt. Einige ziehen einen Graben in der Erde senkrecht, andre hingegen horizontal; einige bauen nur eine einzige Wohnung, andere Gänge, welche mehrere Wohnungen untereinander verbinden. Die Gänge in den Gärten findet man öfters ganz durchlöchert. Man wird kleine Erdhübel gewahr, und giebt man genau Achtung, so bemerkt man, daß eine kleine Fliege mit mühsamer Arbeit immer ein Stück nach dem andern hinwegträgt, bisweilen kräzt sie die Erde wohl auf einen Fuß tief auf, legt sodann ein Ei mit etwas Teig hinein, füllt hierauf das Loch wieder mit Erde zu, und so setzt sie ihre Nachkommenschaft vor den Plündерungen der Ameisen in Sicherheit.

Bienenmutter. S. Bienenkönigin.

Biene (Rosen-). *S. Tapezierbiene.*

Biene (Tapezier-) oder **Rosenbiene.** Diese Art Biene gräbt sich auch in die Erde nach Art der einsamwohnenden Bienen, aber auf eine weit künstlicher Art ein. Ihre Höhlen sind inwendig mit den schönsten farbenrothen Tapeten gleichsam begleitet. Sie gräbt ein senkrechttes ungefähr drei Zoll tiefes und vollkommen cylindrisches Loch in die Erde, dieses fängt etwa acht Linien von der Erde und dem Grunde an immer weiter und weiter zu werden; hat selbiges das gehörige Verhältniß, so fräß sie aus den Blüthenblättern der Klapperrosen (wilden Mohns) (*Papaver erraticum*), allerhand längliche Stükchen, saß diese mit den Füßen und bringt sie damit

in ihr gemachtes Loch hinein. Wenn man durchs Getreide geht, so kann man ein kleines feuersfarbnes Band sehen, welches der obere Rand eines mit Klapperrosen ausgeschlagenen Nestes ist. Die Blätterstückchen, die die Biene in das Nest einträgt, sind zwar anfangs etwas zerknittert, allein sie weiß sie inwendig wieder auszudehnen. Sie macht davon zwei Lagen, und so bringt sie ein Tapetenwerk über das andere an, wodurch das Hereinfallen der Sandkörner in den Teig verhindert wird. Was überlei, oder zu groß für das Nest ist, schneidet die Biene ab und schleppt es wieder zum Loche heraus. Sie braucht wenigstens drei Tage um dieses Nest zu bauen und zu tapezieren. Ist sie damit fertig, so trägt sie aus Blumenstaub und Honig aus den Honigbehältnissen der Blumen gesammelten Honigteig sechs bis sieben Linien hoch übereinander, denn so viel braucht der künftige Wurm zu seiner Nahrung. In der Mitte dieses Teiges legt die Biene ein Ei, und dieses nebst dem Teige liegt in einem kleinen Sack von Blumenblättern eingeschlossen. Sobald sie gelegt, und die gehörige Menge von Teig zusammengezogen hat, so macht sie das Tapetenwerk los, biegt es um den Teig herum, undwickelt ihn damit auf allen Seiten ein, so wie man eine papierne Dütte obenhin zuzumachen pflegt. Um dieses Nest vor andern Insekten zu verwahren, so thut sie dieses mit so viel Kunst, daß es unmöglich ist, den Ort, wo es befindlich ist, an der Oberfläche der Erde zu finden. Um den verschloßenen Eingang zum Neste zu entdecken, gräbt man oft zweit Zoll Erde hinweg, und noch ist man nicht am Neste und Tapetenwerke. Das aus dem Ei entschlüpfte Insekt erscheint erst in der Wurmgestalt, sobann tritt es in den Chrysaliden-Zustand, pflegt aber nicht eher bestüngt aus, als bis es an den Klapperrosenblättern im Mai und Juni Nahrung und Geräthe für seine Nachkommenschaft finden kann.

Biene (Zimmer-). (*Apis violacea*. Linn.) Diese zehn Linien langen und drei und eine halbe Linie breiten Bienen halten sich im südlichen Europa, in Siberien und Indien ~~zu~~

trocknen Holzstämmen auf, in welche sie ein Loch an einer faulen Stelle einbohren. Sie sind über und über schwarz und rauch, die Flügel sind violet und schwarz gemischt, sie fliegen sumsend auf die Blumen im Juni häufig herum. Von ihrem Fleiße und ihrer Geschicklichkeit, womit sie im Holze arbeiten, um Wohnungen für ihre Brut zu bauen, haben sie diesen Namen erhalten. Sie wählen nach Gutbefinden Bauholz, starke Pfosten, auch öfters die Fensterrahmen; dieses Holzwerk durchbohren sie mit ihren Kiefern, und machen die Höhlung der Länge nach röhrenförmig, auf beiden Enden offen. Hierauf bauen sie die Zellen eine an die andere, und theilen sie in verschiedene Stockwerke ein, auch sondern sie selbige durch Holzstäbchen in ringsförmige Absähe ab, und verkleben diese mit einem zähen Saft, den sie aus dem Rüssel von sich geben, der endlich hart und fest wird. Bevor aber die Biene jede dieser Zellen verschließt, legt sie erst ein Ei nebst einer hinreichenden Menge Honig und Blüthenstaub zur Fütterung des künftigen Embrio hinein, alsdann verschließt sie alle Zellen längs des röhrenförmigen Baues. Die Larven und Puppen, die hier ihre Verwandlung erwarten, liegen mit dem Kopfe niederwärts darin, und müssen sich bei ihrer Vervollkommenung unten durchfressen.

Biene (Zucht-). S. Hausbiene.

Biene (Zwitter-). Nach den Beobachtungen der Lausitzer Bienengesellschaft scheint sich auch noch zu bestätigen, daß die Arbeitsbienen nicht zweifelhaften Geschlechts, sondern auch Weibchen sind, denn man hat gezeigt, daß die Arbeitsbienen Drohneier legen, und daß aus den Eiern, woraus Weiber werden können, bei schlechter Fütterung Arbeitsbienen kommen. Ihre Anzahl von sechzehn- bis achtzehntausend (in den hölzernen Beuten und Klozbeuten, die mehr Gewerke und Arbeiten fassen können, beläuft sich öfters auf siebzigtausend und darüber) füllt fast den ganzen Stock an; sie vervollkommen die

Wachstafeln und tragen zur Einstellung des schlechten Wachsens und Honigs das mehrste bei. Ihre Waffen bestehen in einem giftigen Stachel, der weiter nichts ist als die hornartige Schale zweier kleiner spitziger Dolche, deren jeder für sich wirken kann, und deren vergiftender Stich eine jährlinge und starke Entzündung verursacht. Ein Mensch oder Thier würde unter diesen häufig wiederholten Stichen sterben müssen, weil der Stachel fast immer in der Wunde zurück bleibt. Von allen bereits angegebenen Mitteln wider den Bienenstich ist das beste, die Wunde sogleich zu öffnen, und den Stachel so bald als möglich herauszuziehen und sodann mit Wasser zu waschen, welches die Hestigkeit des Giftes tödtet. Im Sächsischen Bienenpater kann man sowohl einfache als künstliche Mittel wider den Bienenstich finden, so wie in den Sammlungen der Oberlausitzer Bienengesellschaft. Abhandl. No. XIX. Diese Bienen befördern auf den Blumen die Einstellung des Honigs und des unreinen Wachsens; man sieht sie häufig sich in dem Blumentaube herumwälzen, der an ihren Haaren hängen bleibt. Ihre mit feinen Bürstchen versehenen Füße geben dem Stanbe die Gestalt kleiner Körbchen, welche sie sodann an die Hinterfüße hängen, jedes hat ungefähr die Größe einer kleinen Linse und wird alsdann das unreine Wachs. Sobald nun die Bienen also beladen im Stocke ankommen, gehen ihnen andere entgegen, und verschlucken dieses unreine Wachs, welches in ihren Magen zum wirklichen Wachs wird. Sobald es ausgearbeitet ist, giebt es jede Biene mit einem Kopfschütteln von einer Seite zur andern wieder von sich, und bildet mit bewundernswürdiger Kunst die Wachstafeln daraus. Im Blumentaube der Blumen sammelt die Biene mit Hülse ihres Nüssels, welches ein Werk der größten Kunst ist, den Honig. Bei ihrer Ankunft in den Stock giebt sie den Honig mit verlängertem Nüssel durch den Mund sogleich wieder von sich und thut ihn in die Zellen, damit er zum Wintervorrath diene. Überhaupt vervollständigen die Bienen beim Anbau ihrer Kolonien die Kuchen mit so einer unausgesetzten Thätigkeit, daß sie in acht Tagen des

Frühjahrs mehr als im übrigen Theile des ganzen Jahrs machen, so daß sie oft in einem Tage eine Scheibe von einem Schuh in der Länge und sechs Zoll in der Breite zu Stande bringen, die nach der gewöhnlichen Größe der Zellen gerechnet viertausend Bienen zu fassen im Stande wären. Bisweilen giebt es aber auch weniger arbeitsame Bienen, welche die benachbarten Stöcke berauben, wo es aber sogleich zum Streite kommt, man sieht sie auf dem Rande herumspringen und sich stechen. Die geringste Kälte, wenn sie nicht alle auf einem Haufen beisammen sind, tödtet sie augenblicklich. Ihre Feinde sind die Wespen und Hornissen, erstere berauben sie bloß, denn zum Morden sind sie gegen die Bienen viel zu schwach, letztere aber berauben sie nicht nur des Honigs, sondern fangen sie auch ungescheut vom Flugloche hinweg, und zerstechen sie gänzlich, um ihren Honig aus der Blase zu saugen. Zuweilen sieht man auch Sperlinge, die ganz frei eine im Schnabel und zwei in den Fängen halten. Die Honigmotte (*Ph. Tin. Mellonella*) hält sich gewöhnlich im Juli in den Stöcken auf, legt ihre Eier in die Zellen, überwintert daselbst als Larve, und verzehrt das Wachs. Sie hält sich mitten in den zahlreichsten Stöcken auf, und eine geringe Anzahl derselben ist im Stande die Wachstafeln eines ganzen Stocks zu zerbrechen und zu verderben, darin neue Gebäude zu ihrer Wohnung anzulegen, und endlich die Bienen gar zu vertreiben. Man hat aber ein Mittel ausfindig gemacht diese Honigmotte zu vertilgen.

Bienenfresser oder Immenvölf. (*Merops apiaster*. Linn.) Ein zehn Zoll langer Vogel, der sich in Deutschland seltener, als in den südlichen Ländern von Europa und Asien, wo es auch noch mehrere Gattungen dieses Geschlechts giebt, findet. Der, welcher sich in Sachsen, Bayern u. s. w. zuweilen in kleinen Scharen sehen läßt, ist ungefehr von der Größe eines Staars, sieht auf dem Rücken rotbraun, am Bauche und Schwanz grünlichblau und an der Kehle gelb aus. Der Kopf ist oben blau und der Schwanz hat zwei lange

Gedern. Unter mehreren Inseln aller Arten ist er besonders den Bienen und Wespen am gefährlichsten. Die lange Zunge dient ihm zum Fange seiner Nahrung, indem er damit in die Nüzen der Bienenstöcke hineinfährt, und wenn sich einige darauf setzen, sie nach sich zieht und verschluckt. Sein Nest bauet er aus Moos in unterirdische Höhlen nahe an das Wasser, er legt fünf bis sieben weiße Eier. Seine Stimme gleicht in etwas der Menschenstimme. Seine Galle mit Oel und Galläpfeln vermischt färbt die Haare schönschwarz. Auf der Insel Kandia fangen ihn die Knaben mit Angeln in der Lust, indem sie Henschrecken an leichte Angelhaken stecken, welche an Zwirnsäden befestigt sind. Die noch lebenden Henschrecken fliegen mit dem Haken in die Höhe, wo sie von den Bienenfressern, wie bei uns die Fliegen von den Schwalben weggeschlappt, und die Vogel auf diese Art gefangen werden. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft.

Bienenharz. S. Vorwachs.

Bienenkäfer. (Attelabus aparius. Linn.) Man trifft häufig in unseren Bienenstöcken die Larven einiger Nachtschmetterlinge an, die des Nachts um und in den Wohnungen der Bienen herumflattern und ihre Eier dahin legen, ohne von den Bienen selbst daran gehindert zu werden. Die auskriechenden Larven graben sich bedeckte Gänge in dem Wachse, und hällen sich zum Theil in ein so dichtes Gewebe, daß ihnen kein Bienenstich schaden kann. So zernagen und verunreinigen sie die Zellen, daß, wenn ihrer viele sind, die Bienen gezwungen werden, den Stock zu verlassen. Haben sie sich nach Jahresfrist in Schmetterlinge verwandelt, so begatten sie sich gleich in dem Stocke selbst, und legen ihre Eier wieder hinein. Die Bienen scheinen sie also nicht für ihre Feinde zu erkennen, da sie ihnen hierzu Zeit lassen.

Bienenkorb. Dieses Wort bedeutet nicht allein eine Art glockenförmiger Körbe, worin man den Bienen ihre

Behausung aufweist, sondern die Wohnungen der Wespen, der Polypen, sind ebenfalls eine Art solcher Bienenkörbe. Auch hat man den Namen See- oder Wasserbienenkorb einer Art Schwämme gegeben, welche von Insekten bewohnt werden.

Bienenkùtt. S. Vorwachs.

Bienenschmetterling. (*Sphinx apiformis.*
Linn.) Findet sich, obgleich sehr selten, in der Schweiz, hat rothbraune schwärzlich gesäumte federlose Flügel, die an einander gewachsen zu sein scheinen, er ist am Hinterleibe mit fünf schwarzen Ringen von ungleicher Breite umgeben.

Bienen- oder Honigwaben. (*Favi.*) Die Versorgung der Bienen- oder Honigwaben ist der Bienen erste Beschäftigung, sobald ein neuer Schwarm derselben in einem Stocke einzquartirt worden ist: es sind dieses die bewundernswürdigen regelmäßigen sechseckigen Zellen im Bienenstocke. Sie können in einem Tage eine Scheibe von einem Schuh in der Länge und sechs Zoll in der Breite zu Stande bringen, die nach der gewöhnlichen Größe der Zellen gerechnet, beinahe gegen viertausend derselben enthält. In diesen Waben oder Zellen bewahren sie den Honig und das rothe Wachs zum Wintervorrathe auf und sie sind zugleich die Wiege der jungen Bienenbrut. Jede Scheibe hat gewöhnlich zwei Reihen oder Zellenordnungen, die gegen einander über stehen und auf einer gemeinschaftlichen Grundlage ruhen. Die Tiefe einer jeden Schelle oder Honigwabe ist etwas weniger als ein Zoll, daher die Tiefe einer jeden Zelle beinahe fünf Linien beträgt. Man findet Scheiben von einem Fuß Länge, die zwischen sechzig bis fünf und sechzig Meilen Zellen enthalten, solchemnach ist jede dieser Zellen etwas weniger als zwei Linien weit, welches fast der dritte Theil der Länge ist. Man trifft aber auch noch am Mande der Wachskuchen, oder über die Flächen herab drei bis vier grössere kugelförmige und am untern Theile offene Zellen an, und diese sind der

Aufenthalt der Königin oder die Wiese, worin die Bienenmutter erzeugt wird. Anfänglich sammeln die Bienen Stückchen Wachs und den Staub aus den Staubteilen der Blumen sorgfältig zusammen, ein Theil dieses rothen Wachses dient ihnen zur Nahrung, einen andern verarbeiten sie in ihren Magen, verändern es zu wahren Wachs, reinigen und schwitzen es durch die sechs Bauchringe durch, wozu ihnen die natürliche Wärme des Stocks behülflich ist, und aus diesem Wachs bilden sie nun ihre regelmäßigen sechseckigen Zellen. Den Anfang machen sie mit der Befestigung der Waben an dem Orte, den sie am obersten Theile des Stocks für den dauerhaftesten finden, und fahren damit von oben nach unten, und von einer Seite nach der andern zu, fort. Nun es zur möglichsten Festigkeit zu bringen, bedienen sie sich hierzu einer Art Wachses, das ein ungemein zäher Leim ist. Hierauf legen sie den Grund zu den Zellen, der aus drei länglichen gevierten Flächen oder Rhombis besteht. Zuerst bauen sie eines dieser geschobenen Vierecke, und machen zwei Ecken oder Facen an zwei Seiten dieses Vierecks, hierauf setzen sie das dritte Viereck auf die andern beiden darauf, und erheben an den beiden auswendigen Seiten derselben noch zwei andere Facen, mit denen dann die vier andern die Zelle bilden, die durch dergleichen Einrichtung der Grundlage nothwendig eine sechseckige Gestalt erhält. Während daß nun ein Theil der Bienen mit dem Bau der Zellen bemüht ist, beschäftigt sich ein anderer Theil mit der Vollendung derselben; sie runden nebstlich die Winkel aufs beste, und bringen die Facen und Wände mit großer Feinheit zu Stande, so daß drei oder vier dieser Wände auf einander gelegt, nicht dicker als ein Blatt Schreibpapier sind; weil aber wegen der allzugroßen Feinheit der Eingang in die Zellen, der gerade nach der Größe einer Biene abgemessen ist, sehr zerbrechlich wäre, so verstärken sie den Eingang von jeder Zelle noch durch ein besonderes Gefüse von Wachs. Die Grundsächen aller Scheiben stehen in einer solchen Entfernung von einander, daß zwischen dem einen und dem andern Honigwaben so viel Raum übrig bleibt, daß zwei Bienen

ihren freien Gang neben einander haben können. Es sind aber die Scheiben im Stocke nicht von oben an bis unten in einem Stücke fortgebaut, sondern gewöhnlich unterbrochen, und haben noch überdies von Raum zu Raum gewisse Distanzen, damit die Bienen desto leichter, und durch kürzere Wege zusammen kommen können. Durch die in den Bienenstöcken gemeinlich befindliche Wärme, wird das Wachs sehr verändert und gelb von Farbe. Bei diesen aus sechseckigen Zellen bestehenden Waben oder Scheiben findet man durch einen natürlichen Kunstfeiss die Auflösung einer höchstschweren geometrischen Aufgabe. Die Grundsäcke jeder Zelle wird durch drei geschobene Vierecke gebildet, die einander allezeit gleich sind, deren zwei stumpfe Winkel jeder beinahe hundert und zehn Grade, folglich jeder der beiden spitzen Winkel fast siebenzig Grade hält. Moraldi (im Traktat von Bienen) hat durch Ausmessungen gefunden, daß die stumpfen Winkel, die die oben angezeigten drei soliden Winkel bilden, einander gleich angenommen, jeder von ihnen hundert und neunzig °, zwanzig ' sein müssen. Hieraus folgerte denn Beaumier die Aufgabe, die er einem Schüler des berühmten Bernoulli zur Untersuchung aufzab. Was nehmlich die zu diesem Winkel gegebene Größe sein möchte, wenn man das möglichst wenigste Wachs zu einer Zelle von eben dem Umfange anwenden wollte. Dieser Mathematiker fand durch analytische Rechnung, nehmlich durch die Infinitesimalmethode, daß der verlangte Winkel in diesem Falle hundert und neun °, sechs und zwanzig ' sein müsse. Diese Beobachtung bestätigte in der Folge Mac Laurin, da er aus der Zusammensetzung der Zellen die entstehenden Vortheile gezeigt hat (Philosoph. Transact. N. 471.) In allen Ländern, wo Bienen angetroffen werden, bleibt das Verhältniß der Größe ihrer verschiedenen Zellen immer gleich und beständig. Soviel die Bienen Materie zum Bau ihrer Zellen ersparen, eben so viel verschwenden sie zur Anlage der Zellen für die Königin, denen sie eine mehr länglichrunde und auswärts künstlich vergitterte

Gestalt geben. Eine einzige dieser königlichen Zellen wiegt mehr als hundert und dreißig gewöhnliche Zellen. Sie bauen aber deren nicht mehr als drei oder vier, nach der Anzahl der weiblichen Eier, deren die Königin gewöhnlich nicht mehr legt. Kommen die Eier nicht zur Vollkommenheit, so bleiben die neuen Bienen bei dem Mutterstocke, und machen keine neue Kolonie, oder schwärmen nicht.

Bieresel. S. Pyrol.

Bigarrade. Eine Art sehr herber Pomeranzen, deren Schale sehr rauh und uneben ist, und zu Saucen gebraucht wird.

Bijon. Nennt man die reinsten, hellste und durchsichtigste Art Harz, welches man in der Provence aus den Tichen gewinnet.

Bitdermarmor. (Marmor pictum.) Eine Art Marmor, worauf Figuren von alten Gebäuden, und altem verfallenem Mauerwerk von Natur gebildet sind. Er wird bei Florenz gebrochen.

Bilimberia. Ein Ostindischer Baum von der Größe eines Pfauenbaums mit sehr zartem Laub. Er trägt das ganze Jahr Früchte von einer grünlichen Farbe, die an Gestalt einer langen Gurke gleichen. Weil sie säuerlich schmecken, so werden sie zum Abwürzen der Speisen und zum Einmachen genommen. Man genießt sie mit Stumpf und Stiel, weil sie keine Kerne haben.

Bilimbi, oder Bilinghing. Ein kleiner Baum in Ostindien, der nicht viel über zehn Schuh hoch wird, einen fünfeckigen Apfel trägt, und das ganze Jahr hindurch voller Blüthen und Früchte hängt.

Bilimbins. Die Früchte des Bilimberigbaums, s. Bilimberia.

Bilinghing. S. Bilimbi.

Bilsenkraut. (*Hyoscyamus*.) Von diesem Kraute hat man zwei Arten: das schwarze (*H. niger*, Linn.) und das weiße (*H. albus*, L.). Das erste ist in unseren Gegenden sehr gemein, und wird an Wegen, auf Mühhäusen und auf Schutt sehr häufig angetroffen. Seine lange rübenförmige Wurzel treibt gegen drei Fuß hohe Stengel, woran schwarzgrüne, haarige und etwas klebrige Blätter stehen. Die Blüthen, welche auf den Spitzen der Stengel beisammen sind, sehen blaßgelb aus und haben rothe Adern. Die Samenkapsel sieht einem Topfe ähnlich, und hat einen Deckel, der, wenn sie reif ist, ausspringt. Der Same ist dunkelbraun. Manche Thiere z. B. Schafe und Ziegen, fressen es gern, andere hingegen, z. B. Ochsen, Schweine u. s. w. meiden es. Der Same soll die Pferde fett machen, daher mischen ihn die Pferdehändler unter das Futter. Für Menschen ist das schwarze Bilsenkraut ein Gift, denn sein stinkender Geruch betrübt, und auf den Genuss desselben folgt Schwindel, Ersticken, Zittern der Glieder, Schlafsucht, Wahnsinn, Naserei und endlich der Tod. Störk, der aus giftigen Kräutern, z. B. dem Schierling (*Cicuta*), dem Stechapfel (*Datura stramonium*) u. s. w. kräftige Mittel die Leiden der Menschheit zu lindern, zu ziehen wußte, hat, nachdem er vorher mit dem Bilsenkraute Versuche an sich selbst gemacht, und den Extrakt davon in kleinen Dosen zu sich genommen hatte, dasselbe mit gutem Erfolge bei Personen gebraucht, welche Fiebershauern, Ohnmachten, Krampfhaften Zufällen, unwillkürlichen Erschütterungen u. s. w. unterworfen waren. Andre erfahrene Aerzte haben es, doch mit gehöriger Vorsicht, gegen Schwermuth, Naserei und Gicht gebracht. Selbst äußerlich ist es gefährlich sich dieses Krautes zu bedienen, wenn man es pulverisiert auf die Zähne legt, oder es, wie

manche Unwissende es thun, als Tabak raucht um Zahnschmerzen zu stillen, weil es Schwindel und Dummheit verursacht. Die Wurzel, welche von außen braun, von innen aber weiß sieht, ist schon öfters von denen, die sie nicht kannten, für Pastinakwurzel gesiezt worden, und die schrecklichen Folgen davon sind nicht lange ausgeblieben. Das weiße Bilsenkraut ist im südlichen Europa einheimisch, hat hellere Blätter, weiße Blüthen und Samenkörner und ist nicht so heftig.

Bimstein. (Pumex.) Dieser weißlich graue leichte rauh anzufühlende, von innen wie Seide glänzende schwammige Stein hat einen süßlichen Geschmack und wird oft als Staub gefunden. Nur wenig Naturforscher zweifeln heutiges Tages noch, daß er ein vulkanisches Produkt sei. Schon sein Fundort gleicht dieses zu erkennen; man trifft ihn uehmlich beim Monte Gidello, beim Vesuv, beim Aetna und andern noch brennenden oder ausgebrannten Vulkanen. Er ist so weich, daß man ihn mit dem Finger zerreiben kann, und so leicht, daß man ihn an mehreren Orten, z. B. bei der Insel St. Nicolas, bei den Molukken und andern Inseln auf dem Meere schwimmen sieht. Er soll nach einigen ursprünglich Asbest, nach andern Granit gewesen sein. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er eine verbrannte Chonart ist. Die Parchementmacher, Lederbereiter, Marmorarbeiter, Tischler, Vergolder und Zinngießer brauchen ihn meistens zum Poliren. In Italien macht man aus zerriebenen Kalk und Bimstein einen sehr festen Kütt, der in Neapel vorzüglich bei Errichtung der Terrassen benutzt wird.

Bingekraut. (Mercurialis.) Man unterscheidet zwei Arten: das männliche (M. mas) und das weibliche (M. foemina). Das erstere ist niedrig, treibt runde Stengel, längliche zugespitzte, gekerbte, glatte Blätter, und trägt seine Früchte, deren jede aus zwei Hülsen besteht, worin die Samenkörner liegen, an kurzen Stielen. Das andre ist eben so gestaltet, allein es bringt Blüthen hervor, welche an

A Lehren s̄ihen, und wenn sie verblühen, weder Frucht noch Samen hinterlassen. Beide Arten purgiren stark.

Binse. (*Scirpus* und *Iuncus*.) Von diesen Gewächsen unterscheidet man zwei Hauptgeschlechter, die sich in eine ungeheure Menge Untergattungen theilen. Das eine Geschlecht nennt man *Semse*n. Diese treiben runde oder auch dreieckige mit einem weißen Mark angefüllte Halmen, an welchen die Blüthen abrenförmig s̄ihen. Man benutzt sie zu Flechtwerk, zu Decken und Matten. Die *Seebinse* (*Scirpus lacustris*), die zu diesem Geschlechte gehört, wird vorzüglich zum Dachdecken gebraucht. Das andere Geschlecht sind die eigentlichen *Binse*n (*Iuncus*), welche buschweise stehen, in lange theils nackte, theils blättrige Halmen ausschießen, sternförmige Blüthen, und das Uebrige mit den Semsen gemein haben. Wenn sie völlig reif sind, so kann man ihr weißes Mark zu Döchten gebrauchen. Aus der *Flackerbinse* (*Iuncus effusus*) flechten wir Körbe, und die Japaner kostbare Fußteppiche.

Bjork, oder Bjorkna. Ein zum Karpfengeschlecht gehöriger Fisch, der sich in schwedischen Seen aufhält.

Birke. (*Betula*.) Dieser hinlänglich bekannte Baum erreicht eine Höhe von siebenzig bis neunzig Fuß, wächst bis in das fünfzigste Jahr, wird aber frühzeitig geschlagen, und wird hundert Jahr alt. Das Oberhäutchen der Rinde ist glänzend weiß, die Rinde aber grün und inwendig gelblichbraun. Die Blüthen erscheinen im Mai; der Same, der sich in Zapfen befindet, wird im Oktober reif, hält sich zwei Jahr, und geht, wenn er im Oktober ausgefäet wird, im folgenden Frühjahr auf. Die Birke findet man in ganz Europa, doch noch mehr in den nördlichen als in den südlichen Gegenden. Sie liebt einen dünnen Heideboden. Die Benutzung dieses Baums ist sehr manichfältig. Das Holz ist weiß und zäh, und lässt sich schwer bearbeiten. Man lässt es verkohlen, versiert allerlei Häusge-

räthe daraus und benutzt es auch zum Brennen. Aus den jungen Riesen werden Besen gemacht. Auch zu Nutzen dienen sie. Die Rinde dient den Wilden in Kanada und in andern Amerikanischen Landschaften zur Verfertigung ihrer Fahrzeuge, den Schweden und Lappländern aber zum Decken ihrer Häuser. Es ist zumal in den nördlicheren Gegenden Schwedens eine sehr gewöhnliche Sitte, die Dächer aus Birkenrinde zu verfertigen. Die größern Zweige braucht man zu fäfrensen. Auch sind die in Frankreich auf dem Lande sehr gewöhnlichen hölzernen Schuhe aus Birkenholz. Die Birkenblätter mit Alraun und Wasser gekocht, und dann Kreide hineingeschüttet, geben die bekannte Farbe, das Schützgelb. Im Frühjahr, wo der Saft in allen Vegetabilien in der größten Bewegung ist, ziehen die Birken soviel davon in sich, daß er oft von den äußersten Spitzen der Bäume wieder herabträufelt. Zu dem Ende bohrt man den Baum an, (und dies kann, wenn er gesund ist, an mehreren Orten desselben geschehen) und leitet den Saft mittels einer bleichernen Röhre in ein Gefäß. Je höher man das Loch macht, desto besser ist der Saft, unten an der Wurzel erhält man nichts als Wasser. In einem Tage erhält man zehn Pfund solchen Saftes, und in anderthalber Woche oft mehr an Gewicht, als der ganze Baum hat, doch stirbt dieser dann ab. Ohne Schaden kann man ihn zwei Tage lang abzapfen, dann verstopt man die Öffnung mit Holz. Der Saft ist hell und von süßem etwas scharfen Geschmacke. Will man ihn vor der Gärung verwahren, so gießt man Baumöl darüber. So getrunken treibt er zu Stuhle, noch stärker aber den Harn, und ist wider den Stein, Aussatz und wider das unreine Geblüte dienlich. Durch Abdampfung erhält man Syrup und Zucker von ihm. Durch die Gärung wird ein geistiges, gewürz- und schmauchhaftes Getränk daraus, welches dem Champagner Weine ähnlich ist. Man kann es ein Jahr lang erhalten. Von den andern Arten der Birke bemerken wir die Hängebirke, die ihre Zweige wie die Trauerweide herabhängt; ferner die Zwergbirke, die mehr Strauch als Baum ist, und die schwarze Birke,

die in den nördlichsten Erdstrichen einheimisch ist, und das beste Schüttgelb liefert.

Birkensfalter. (Nierenfleck.) (Papil. pleb. betulae. Linn.) Dieser Falter, der unter die Bauerntagvgel (Pl. rurales) gehört, entsicht aus einer Flachschild- oder Auffelraupe (*depressa scutata*), die ziemlich dickebig, und am Bauche unten platt, über den Rücken etwas in die Breite gewölbt, aber lange nicht so erhaben als die Raupen der Hochschildraupen sind, aus denen die vielängigsten Falter kommen. Sie ist grün von Farbe, über den Rücken laufen zwei gelbe Linien, die gegen den Kopf zu weit aus einander stehen, sich aber hinten in einem Punkte vereinigen. Zwischen diesen Linien ist der Raum flach, an den Seiten des Bauches ziehen sich eben dergleichen gelbe Linien her. Von den obren Linien laufen bis zu diesen neun bis zehn schräge Streifen herab. Kopf und Füße sind so versteckt, daß man sie nur, wenn man die Raupe auf den Rücken legt, sehen kann. Man findet die Raupe im Mai und Juni auf Kirschen, Pfäumen, Schlehen u. s. w. Diese Raupen überwintern im Eie, weil man sie im April immer noch sehr klein findet: gewöhnlich verwandelt sie sich zu Ende des Juni, oder in der ersten Hälfte des Juli zur Chrysalide, diese ist ohne Flecken und Spiken, glatt, rund und stumpf, braun und nur mit drei gelben Linien überzogen. Sie befestigt sich nach Art der Kohlsmetterlingspuppen. Nach vierzehn Tagen, oft auch früher, kriecht der Falter aus, den man alsdann auf Bäumen und an Gartenhecken sitzend antrifft. In Holzungen findet man ihn zu dieser Zeit oft auf den Blüthen der Stabiose. Der Vogel selbst ausgebreitet ist siebzehn Linien breit. Die Grundsarbe der Flügel ist ein schillerndes Olivenbraun, an den Ecken der Vorderflügel ist ein großer pomeranzfarbiger, nierenförmiger Flecken, und auf den Hinterflügeln sind an den hinteren dicht beisammenstehenden Spiken zwei dergleichen. Beim Weibchen sind die Hinterflügel weniger ausgeschnitten. Die Spiken oder Schwänzchen sind nicht so lang als beim Männchen.

Birkkreuzer. (*Agaricus terminosus*. Linn.) Wächst an Birkenwurzeln, sein Genuss verursacht gefährliche Durchfälle, und verräth sich durch seinen am Mande gestrichelten Hut, und durch die blässere Farbe und den weisseuden Geschmack.

Birkenchwamm, ist der Schwamm, welcher an der Birke wächst, und welchen wir gewöhnlich als Zunder brauchen. Im Schwarzbürg-Rudolstädtschen giebt man sich mit der Kultur dieses Schwammes vorzüglich ab, und ein großer Theil Deutschlands wird von dieser Gegend aus damit versorgt. Man nennt ihn auch Feuerchwamm.

Birkenwanze. S. Wanze.

Birkfuchs, ist die gemeinste Art von Füchsen, ihr ganzes Fell ist rothbraun oder gelbbraun, die Schwanzspitze allein ist weiß.

Birkheher. (*Coracias garrula*. Linn.) Hat in der Größe und Bildung des Körpers eine große Ähnlichkeit mit den Elstern, an Schönheit der Farben aber übertrifft er die meisten Europäischen Vogel. Kopf, Hals, Brust, Bauch und Steiß sind bei dem Männchen blaugrün, der Rücken und die Schultern rothbraun, die Grundfarbe der Flügel violet, die Schwanzfedern schwarz. Er findet sich in verschiedenen Gegenden von Europa, und nistet auch in Deutschland. Er gehört zu den Zugvögeln. Sein Nest legt er in hohle Bäume in den dichtesten Wäldern an, wozu er am liebsten Birken oder auch Eichen wählt. Seine Nahrung sind Frösche, Insekten, Eicheln, Beeren und Getreidekörner. Im Herbst sieht man ihn auf Getreidegarben sitzen und die Körner aus den Nüssen picken, daher heißt er auch Mandelkrähe. Um diese Zeit wird er ungemein fett. Wegen ihrer natürlichen Wildheit lassen sie sich schwer fangen, eingesperrt leben sie kaum einige Tage. Die Stimme gleicht einem Laubfrosche.

Birkhuhn. (*Tetrao tetrix. Linn.*) Der Hahn übertrifft an Größe ein Haushuhn; Hals, Brust und Rücken sind bläulich schwarz, die Flügel grau und weiß mit gelben Flecken. Die Henne ist nur halb so groß und grau gespenkt. Die Füße sind bis an die Zehen herunter mit Federn besetzt. Es lebt in den nördlichen bergigten Gegenden, besonders in England, Schottland, Schweden, Norwegen und in der Schweiz, in Deutschland findet man es selten. Es wählt Birken- und Erlenbrüche zu seinem Aufenthalte, und nährt sich von Knospen der Birken und Eichen, von allerlei Beeren und aller Art Geistraubedornern. In der Lebensart gleicht es dem Auerhahne. Im April ist die Balzzeit dieser Vögel, wo die Hähne heftig mit einander kämpfen. Die Hühner machen ihr Nest in kleinen Gebüschen der Birkenwälder ganz niedrig, legen vier bis zehn Eier, und brüten sie in vier Wochen aus. Weil sie schwerer zu berücken sind als die Auerhähne, pflegt man sie zur Balzzeit mittelst ausgestopfter oder sonst nachgemachter Birkhähne zu locken. Ihr Fleisch bekommt, wenn es vor der Zubereitung geklopft wird, einen guten Geschmack.

Birnbaum. (*Pyrus.*) Man unterscheidet den wilden, und den Gartenbirnbaum. Von den Früchten des ersten, den sogenannten Holzbirnen, macht man den Birncider, wovon man nachher wieder Weinessig und Brannwein erhält. Das feste Fleisch der Birnen, welches nach dem Auspressen derselben übrig bleibt, wird von armen Leuten zum Brennen gebraucht. Die Holzbirnen selbst verursachen Verstopfungen. Von den Gartenbirnen zieht man einige Arten blos um ihrer Schönheit willen, besonders die mit doppelter Blüthe. Weit mehr noch aber pflegt man sie ihrer vortrefflichen Früchte wegen, die zwar in Rücksicht auf Dauerhaftigkeit den Apfeln nachstehen, sie aber an Süßigkeit und Reichthum des Saftes weitem übertreffen, zu ziehen. Durch das Pfropfen auf Quittenbäume, welches gewöhnlich ist, hat man eine unzählige Menge verschiedener Arten erhalten. Die vorzüglichsten Arten sind die graue

(beurre gris) und die weiße Butterbirne (beurre blanc), die Bergamotte, die Marquise, der Colmar. Die Muskateller- Nettigs- Christ- Pfalzgrafenbirn und Franzmazdaim sind minder schön. Auf Quittenstämmen gepropft verlangen die Birnen ein feuchtes und fettes Land, auch sind sie weichlicher. Besser thut man, wenn man sie auf Kernstämmen oder auch Birnstämmen, die nicht sehr ins Holz treiben, propft, dann verlangen sie einen trocknen und warmen Boden. Die Wurzeln gehen sehr tief. Die übrige Pflege haben sie mit den Apfelbäumen gemein. Aus dem Saft des Birnbaums, der durch Einschüttung gewonnen wird, erhält man sehr guten Wein- essig. Das Holz des Birnbaums ist hart, voll, von einem sehr feinen Korne, und wird von den Tischlern benutzt. Es nimmt eine schöne Politur und die schwarze Farbe in der größten Vollkommenheit an, daher es die Drechsler und Ebenisten oft für Ebenholz ausgeben. Es spaltet sich sehr leicht, und wird von den Holzschneidern fast eben so stark gebraucht als der Buchbaum u. a. Der wilde Birnbaum von Cayenne wird auch Sazzannaholz genannt, s. dieses Wort. In England hat man einen Birnbaum von achtzehn Fuß im Umfange gesehen, welcher jährlich sieben Tonnen Birnenmost lieferte.

Bisamente. (*Anas moschata*, Linn.) Ist fast noch einmal so groß als die gemeine. Der mit blutrothen Wärzchen fast wie bei einem Puter besetzte Kopf riecht nach Bisam. Ihr Fleisch soll angenehmer schmecken als das Fleisch der zahmen. Bei uns achtet man es weniger, weil die Art am Geschmacke verliert, wenn sie eingeschränkt leben muß. Von einem Bisamentrich und einer gemeinen Ente fallen sehr gute Bastarde.

Bisamkäse, Genitkäse. Dieses Thier wird auch bisweilen die Spanische oder Konstantinopolitansche Käse genannt, sie hat keine andern Kennzeichen einer gemeinen Käse, als daß sie sich zähm machen läßt, den

Mäusen auflauert und sie fängt. Uebrigens gleicht ihre Lebensart fast in allen der Lebensart des Marders. Sie ist eine Art Zibetkäse und hat so wie diese unter dem Schwanz einen Beutel, worin sich eine Substanz von noch weit angenehmerm Geruche als bei der Zibetkäse absondert.

Bisamkohl. Ein Kohlgeschlecht von sehr angenehmen Geruch und Geschmack, den man in England seiner Zartheit wegen mit Mühe anpflanzt.

Bisamkraut. (*Moschatellina.*) Dieses Kraut treibt eine hand hohe, dünne, zarte, bleichgrüne Stengel, gefürbte meergrüne Blätter und fünf kleine fünffmalgespaltene grasgrüne Blüthen. Sowohl Blätter als Blüthen riechen wie Bisam, und daher hat dieses Kraut seinen Namen. Die Wurzel ist lang, weiß, zaserig, schuppig und von süßem Geschmacke. Diese letztere zertheilt, führt ab, und ist für Wunden dienlich. Das Kraut wächst auf Wiesen und in dichten schattigen Hainen.

Bisamochse. S. *Bison.*

Bisampappel oder Bisamstrauch. (*Abelmoschus.*) Dieses Gewächs treibt einen astigen weißen und rauhen, ziemlich starken Stengel, und Blätter, welche den Hibischblättern gleichen, sehr eingeschnitten sind und an langen Stielen sitzen. Die Blüthe besteht aus fünf goldgelben und rauhen Blättern und hat die Gestalt eines Kelchs. Man findet dieses Gewächs in Egypten und in Westindien, und nennt es wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Hibisch Indianischen Sameneibisch. Die braune Frucht sieht wie eine Pyramide, und ist an den Ecken voller Borsten. Der in ihren vielen Fächern in großer Menge enthaltene Same hat die Gestalt einer Niere und die Größe eines Nadelkopfs. Dieser Same, von uns Bisamsame, von den Franzosen Ambronto genannt, hat, wenn er der Lust nicht ausgesetzt wird, einen lieblichen

bisamartigen Geruch, und wird von den Italienern zu Parfums und zu Rosenkränzen gebraucht. Die Egyptianer brachten ihn als ein das Herz und Magen stärkendes und zur Liebe reizendes Mittel.

Bisamratte, Muskratte. (*Mus pilorides*. Linn.) Dieses Thier hält sich auf den Antillischen Inseln und auf der Insel Martinique auf. Man nennt es auch Bassaymuremelthier. Der Gestalt und Größe nach hat es viel Ähnlichkeit mit dem Meerschweinchen (*Mus porcellus*), sonst hieß es auch der Ontodra von den Antillen. Eswohnt in selbst gegrabenen Höhlen, aber auch in Häusern, und zieht sich bei ungestümer Witterung in die Erdküste und Haussässer zurück, es baut gern an die Gewässer und Flüsse, lebt von Burzeln und kleinen Wasserthieren. Diese Thiere sind sehr beifig, und vertheidigen sich nicht nur mit den Vorderzähnen, sondern auch mit den Vorderfüßen. Die Schnauze des Thieres ist oben platt gedrückt, hat zwei Zoll in der Länge und endigt sich ganz stumpf; der obere Theil der Schnauze ist beinahe einen Zoll länger, als der untere, damit wühlt es in die Erde wie der Maulwurf. Die Augen sind klein, der Schwanz über vier Zoll lang, und am Ende geht er stumpf aus und ist mit sehr kleinen Schuppen bedeckt, zwischen welchen kurze Haare hervorstecken. Die Ohren sind groß und kahl. Vier Zehen stehen an den Vorderfüßen, die lappenartig getheilt und etwas mit einander verbunden sind, fünfe sind an den Hinterfüßen; anstatt des Daumens, steht an den Vorderfüßen eine kurze Daumenwarze. Auf dem Rücken sind die Haare schwärzlich und gelblich durcheinander, am Bauche und an den unteren Theilen hellgrau oder aschensfarbig. Diese Matte hat längere Zähne als die gemeine Hausratte. Unerträglich ist der Bisamgeruch, besonders der Weibchen zur Zeit der Paarung an den Orten wo sie sich aufhalten. Zum Glück der Einwohner ist sie nicht so allgemein als unsere Europäische Ratte. Sie wirft sieben bis acht Junge. Die Negern auf der Insel Martinique essen sie, ehe sie aber kann gegessen werden, muß sie erst, nachdem sie vorher abgezogen

worden ist, eine ganze Nacht an der freien Lust ausgehangen, und dennoch muß wegen des starken Geruchs die erste Brühe davon abgegossen werden. Ihre getrockneten Nieren sind unter dem Namen Bisamnieren bekannt.

Bisam schwein, Nabelschwein. (*Sus Tajassu*. Linn.) Das Vaterland dieses sonderbaren Thieres sind die heißesten Gegenden des südlichen Amerika, wo es truppweise in Wäldern oft zu zwei bis dreihunderten, und auf den Gebirgen angetroffen wird. Es lebt von Wurzeln, Kräten, Schläugen und andern Amphibien, denen es erst die Haut abzieht, ehe es selbige verzehrt. Es ist dem gemeinen Schweine sehr ähnlich, hat aber keinen Schwanz, sondern hinten auf dem Rücken einen drüsigen Sack, worin eine schmierige wie Bibergeiß stark riechende Substanz abgesondert wird. Auf dem Rücken hat es ein Loch, darein man die Spitze eines Fingers ganz bequem legen kann, durch dieses Loch schöpft das Thier so viel Atem, daß es lange und sehr schnell laufen kann. Seine Zergliederung findet man am besten in den Englischen Transaktionen von Eduard Tyson beschrieben. Die Kälte kann es nicht vertragen, sie ist ihm auch unter gemäßigten Himmelsstrichen höchst zuwider, und es lernt sich auch niemals daran gewöhnen. Sein Fleisch ist essbar, wenn die Rückendrüse so gleich abgelöst wird. Wenn es den Jäger gewahr wird, so vereinigt es sich zur gegenseitigen Gegenwehr, stellt sich um seine Jungen herum, verteidigt sie mit Muthe, verwundet die Hunde und zuweilen die Jäger selbst. Ohnerachtet seiner großen Ähnlichkeit mit dem Europäischen Schweine vermischts es sich doch nie mit demselben. Die schwarzbraunen Borsten gleichen den Stacheln des Igels.

Bisam strauch. S. Bisampappel.

Bisam thier. S. Zibeth.

Biscacho. Ein Peruvianisches Thier, dessen Fleisch dem des Kaninchens gleich und essbar, der Schwanz aber einem Eichhörnchenschwanz ähnlich ist.

Bischoff. (*Tanagra episcopus*. Linn.) Dieser Vogel, der in Amerika und in Louisiana wohnt, vereinigt mit der Schönheit seines Gefieders die Lust zu singen. Er setzt seine melodischen Töne lange und ununterbrochen fort, so, daß er daszwischen nicht Atem zu holen scheint.

Bischoffstein. S. Amethyst.

Biscutella. Eine Art Bauerensenf (*Thlaspi*) mit zwei in Form doppelter Schilder gesetzten breiten Hülsen, die Blätter sind wie beim Bauerensenf vierblättrig, kreuzförmig und regulär.

Bisnaguas. Eine dem Fenchel ähnliche Pflanze. Sie wächst häufig in Südamerika in den Thälern von Vilpariso. Die kleinen Zweige dieser Pflanze werden zu Zahntochern gebraucht.

Bison. S. Buckelohse.

Bitchemare. Eine Art Seefische, die an den Küsten von Cochinchina gefangen, wie die Stockfische eingesalzen und getrocknet, und von den Einwohnern gegessen werden.

Bitin. Eine sehr dicke furchtbare Schlange auf der Insel Cuba.

Bitou. Der Senegalische Name einer sehr kleinen Porcellanschnecke, welche (wiewohl mit einigen Abweichungen) auch auf der Insel Jamaika und in Europa angetroffen wird.

Bittererde, Bittersalzerde. (Magnesia). Wurde lange für Kalkerde gehalten, weil sie eben so wie jene mit allen Säuren aufbrauset, und nach dem Brennen sich in denselben ohne Brausen auflöst. Allein sie unterscheidet sich von der Kalkerde dadurch, daß sie nach dem Brennen keine ätzende Eigenschaft erhält und sich auch nicht löst, besonders aber dadurch, daß sie mit Vitriolsäure nicht Gyps, sondern ein Salz (Bittersalz) liefert. Von der Thon- und Kieselerde zeichnet sie sich durch das Aufbrausen mit Säuren aus, und man nimmt sie demnach für eine eigene Grunderde (Terra virgo) an und nennt sie Bittererde oder Bittersalzerde, nicht als ob sie einen bittern Geschmack hätte, denn sie ist wie alle reine Erdarten geschmacklos, sondern weil sie in Verbindung mit Vitriolsäure ein bitteres Salz liefert. Man hat sie bisher nur in einigen Arten von Steinen und Salzen gefunden, und nicht in besondern Schichten, wie den Thon, Kalk u. s. w. Sie ist die einzige Grunderde, welche man ihres Nutzens wegen rein darstellt, und sie aus verschiedenen Salzen ins Große bereitet. Chemahls nahm man die Mutterlauge der Salpeterläuterung dazu, welche eingetrocknet und geläutert wurde, allein diese ist mehr eine Kalkerde und zum medicinischen Gebrauch schädlich. Besser erhält man sie, wenn man die Mutterlauge eintrocknet, wieder in Wasser auflöst, die abgeklärte Auflösung mit aufgelöstem Laugensalz füller und dann den Niederschlag aussütt. Auf eben diese Art wird sie auch aus der Mutterlauge des Koch- und raffinierten Meersalzes bereitet. Die reinsten und schönsten Bittererde ist die, welche aus dem Englischen oder Ebsomer, oder aus dem Seidschäuer Bittersalze erzeugt wird. Man löst nehmlich dieses Salz in Wasser auf, schlägt den erdigten Grundtheil dieser Auflösung durch ein Laugensalz nieder, und süßet den Niederschlag ab; nach seiner Abtrocknung zeigt sich derselbe in der Gestalt einer sehr feinen leichten und unschmackhaften Erde von einer glänzendweissen Farbe, und dieses ist alsdenn die reine Bittersalzerde oder Magnesie. Man bedient sich ihrer besonders

in der Medicin, um die Säure in den ersten Wegen zu brechen und auszuführen.

Bitterkresse. Nebenbenennung des Löfselfrauts (*Cochlearia officinalis*. Linn.)

Bitterling, oder die schuppigste Lambele (Cyprinus amarus) ist die kleinste Karpfengattung, wird etwa zwei Zoll lang und über einen halben Zoll breit, und ist so dünn, daß man ihn durchsehen kann. Sein Fleisch ist bitter.

Bittersalz. S. Bitter- oder Bittersalzerde.

Bitterstein. Ist eine Abänderung des Nierensteins (*Talcum nephriticus*) von noch feinerem Korn als der Serpentinstein, und läßt sich poliren. Man findet ihn vorzüglich in der Schweiz, doch nur eingesprengt.

Bittersüß. (*Solanum dulcamara*). Dieses Ge- wächs treibt wie der Weinstock Ranken, welche zwei, drei und mehrere Schuh hoch werden, und holzig, astig, brüchig, anfanglich grün, nachher aber weißlich und rauh sind. Sie winden sich theils um Bäume, theils krümmen sie sich zur Erde, und ihre Rinde schmeckt, wenn sie noch jung ist, bitter, wird sie aber älter, so nimmt sie einen süßen Geschmack an. Die langen glatten spitzigen braungrünen Blätter stehen eins ums andere an den Zweigen. Die kleinen blauen (selten weißen) lieblich anzusehenden doch häßlich riechenden Blumen stehen in Büscheln auf den Gipfeln der Zweige. Die darauf folgenden rothen, ovalrunden weichen Beeren enthalten viel Samen. Die Wurzel ist klein und zäserig. Es wächst an Bächen. Man braucht die Beeren und Blätter als ein abführendes und das geronnene Geblüte zertheilendes Mittel.

Bitterwurz, Entzian (*Gentiana*). Es gibt verschiedene Arten derselben. Diese Pflanze hat eine gelbe Blü-

the und einen zwei bis drei Fuß hohen Stengel. Ihre untern Blätter gleichen den Nussbaumblättern. Die außergewöhnlich bittere Wurzel derselben hat viel gute Eigenschaften, besonders ist sie ein Mittel wider die Würmer, wider verdorbene Säfte und wider die Fäulniß.

Bittin natter. (*Coluber bitis. Linn.*) Diese Naturart wird auf der Insel Cuba in Brasilien, und auf der Küste von Guinea angetroffen. Sie ist vier und einen halben Fuß lang. Ihr Kopf ist vom übrigen Leibe wenig oder gar nicht unterschieden, vorne ist er zugespitzt und schmäler als der mittlere Theil des Leibes, oben ist er ganz mit kleinen Schuppen besetzt, die ziegelfarbig übereinander geschichtet, lanzettiformig, und in ihrer Mitte der Länge nach erhaben sind. Der runde Leib ist in der Mitte am dicksten, der Schwanz sehr kurz, kegelförmig und endigt sich in eine scharfe Spize. Die Seitenschuppen sind größer als die auf dem Rücken, beide aber sind lanzettiformig, und der Länge nach durch einen auswärtsstehenden Bogen erhoben. Der Bauch ist mit hundert und vierzig Querschuppen, und der Schwanz am Untertheile mit vier und zwanzig Paar großer Nagelschuppen bedeckt. Ihre Farbe ist auf dem oberen Theile des Leibes eine Mischung von gelb und braun, unterhalb ist er weißlich. Sie hat bräunliche Querstreifen über den ganzen Leib, und zwischen den Schuppen sind kleine weiße Flecken. Sie wirkt sich zuweilen auf die wilden Schweine und Ochsen, wo sie ihre Nahrung sucht.

Bittre Kreuzblume. *S. Kreuzblume.*

Bituminöse Erde. Man findet welche als Staub in Schweden und Russland. Die Gegend um den Berg Aetna liefert eine Art, welche der Vulkan ausgeworfen hat, die sich schiefert, und im Feuer brennt.

Bivet. Art Trompeterschnecke oder Rinkhorn, so sich um die Felsen des Vorgebirgs Bernard herum befindet.

Bixa. Ein stachlicher Strauch in Brasilien. Aus seiner Rinde kann man Seile machen. Sein weißes und hartes Holz soll am Stahle Feuer geben. Von seinen rothen Samenkernen erhält man, wenn man sie ins Wasser legt, eine schöne Karminfarbe, womit die Amerikaner ihren Körper bemahlen.

Blackfisch. S. Tintenwurm.

Bläse. (*Cyprinus alburnus. Linn.*) Dieser kleine Fisch lebt in Flüssen und allen süßen, besonders hellen Wässern in Europa. Man trifft ihn aber auch im Caspischen Meere an; er erreicht oft eine Länge von vier bis gegen zehn Zoll, am meisten aber wird er in der Donau gefangen, schon im März legt er Eier. Leske hat in (Ichniol. Lips. spec. S. 40.) ausführlich beschrieben, so wie ihn Bloch (Fische Deutschl. S. 54. N. 10. F. 8. F. 4.) abgebildet hat. Sonst heißt dieser Fisch auch Uelley, Ochelbœ, Blise, auch Weidenblatt. Aus seinen silberartigen Schuppen macht man mit Hülfe des Wachses eine Art falsche Perlen. Die äußere Magenhaut nicht nur, sondern auch die Gingeweide dieses Fisches sind ebenfalls mit dieser silberschimmernden Materie versehen, und es scheint, als wäre sie durch zuführende Gefäße, bis auf das obere der Haut geleitet worden, um dort die perlennutterartige Masse oder die Schnuppen dieser Fische zu bilden.

Blasenbandwurm. (*Hydatis*). Hat seinen Namen von der eisförmigen Wasserblase am Hinterleibe des Körpers. Er ist entweder noch in einer dünnen Blase eingeschlossen oder nicht. Den ersten nennt man den Blasenbandwurm mit der Decke, den andern den Blasenbandwurm ohne Decke.

Blasenbandwurm mit der Decke. (*Hydatis humana*). Wohnt unter der Haut eines innern Theils des thierischen Körpers, auch wohl mitten in den festern Theilen selbst, z. B. in der Leber. Der Vordertheil des Leibes hat

meistentheils viel Achtsamkeit mit dem Bandwurme. Die Länge desselben ist verschieden, von einem Viertel bis zu zwei Zoll. Am Kopfe befinden sich vier Saugwarzen und ein doppelter Hakenkranz mit sechs und dreißig Haken. Die Blase am Hinterleibe ist mit einer wässrigen Feuchtigkeit angefüllt, allein die äußere Blase, welche das ganze Thier umgibt, ist leer. Schneidet man diese letztere auf, so fällt der Wurm heraus. In der Milz eines Schweins fand man eine solche Blase von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, und in der Lunge eben dieses Thiers eine andere von der Größe einer geballten Faust. In fetten Hammeln und gesunden Schweinen ist die eigentliche Wasserblase, als der Hinterleib des Worms, gemeinlich so groß wie ein Hühnerei. Oft werden in einer einzigen Hasenleber etliche hundert erbsenförmige Blasen angetroffen, welche die Jäger für eine Franzosenkrankheit halten; sie sind aber nichts anders als solche Würmer, oder vielmehr die Wasserzellen ähnlicher Blasenbandwürmer (*Hyd. finna*), in welchen Zellen sich die eigentlichen Würmer nur durchs Vergrößerungsglas erkennen lassen. Eben diese Bewandtniß hat es mit den Finnen der Schweine und mit den Franzosen des Kindvieches und anderer Thiere. Auch im Menschen finden sie sich in den fleischlichen Theilen oft zu hunderten.

Blasenbandwurm ohne Decke. (*Hydatis multicaps*). Hat seinen Aufenthalt vornehmlich im Hirnmarse der Schaafe, gleicht in der Bildung des Körpers der vorigen Gattung, nur daß er viel kleiner ist. Auch sieht man an einer einzigen Blase von der Größe einer Citrone drei bis fünfhundert dergleichen Körperchen sitzen. Man nennt daher diese Gattung die geselligen oder vielföpfigen Blasenbandwürmer. Jedes Würmchen hat am Kopfe ebenfalls vier Saugblasen und sechs und dreißig Haken. Man fand in einem kranken Schaaf zwei Blasen, an welchen zusammen wenigstens sechshundert Würmer saßen; diese quälten folglich das Thier mit ein und zwanzig tausend, sechs hundert Haken und zwei tausend und vierhundert Saug-

blasen. Außerdem hatte eben dieses Schaaf noch acht Bremse-
larven in den Gängen der Nase, gegen dreißig Egel schnecken in
der Leber und dreizehn kugelförmige Blasenwürmer im Darms-
felle. Ist die Blase oben unter der Hirnschale des Schaafs be-
findlich, so heißt die Krankheit der Dreher, sitzt sie aber unter-
wärts nach der Seite zu, so heißt sie der Springer. Auch der
bloße Druck der ausgedehnten Blase auf das Gehirn muß schon
Schwindel und Naserei erregen. Man vermutet daher nicht
ohne Grund, daß die Hirnwüth bei Menschen, der sogenannte
Wasserkopf bei Kindern u. s. w. von einer Gattung Blasenband-
würmer herrühren. Die Entstehung und Fortpflanzung dieser
Geschöpfe ist bis jetzt noch ein Geheimniß. Eben so wenig weiß
man auch ein wirksames Mittel dagegen. Es giebt noch eine
kleinere Gattung Blasenbandwürmer, die in der Ureinblase als
kleine weißgraue Körnerchen fast wie Fischrogen erscheinen. Sie
haben ihren Sitz gewöhnlich in der Leber.

Blasenerbse. (*Pisum cordatum.*) Eine Art klei-
ner schwarz mit weißen Flecken und einem Herz bezeichneteter Erb-
sen. Sie liegen drei und drei beisammen in einer ordentlichen
Blase eingeschlossen und wachsen an hohen dünnen Stengeln.

Blasenfuß. (*Thrips physapus.*) Ein überaus klei-
nes Insekt mit vier schmalen Flügeln; es hält sich mehrentheils
auf Blumen, auch unter der Minde alter Bäume auf. Einige
sind schwarz, andere aber braun, die Flügel aber weißlich. Sie
haben statt der Krallen oder Haken an den Füßen Blasen, womit
sie sich fest halten. Sie fliegen sehr wenig, laufen aber desto
schneller.

Blasensenne. *S. Linsenbaum.*

Blasenstein. (*Calculus.*) Ein griesartiger Stein,
der sich in der Blase der Menschen erzeugt.

Blashuhn. Eine Art Wasserhähnchen, die sich be-
sonders in Teichen, Moränen und Gräben aufhält, nur selten

findet man sie auf den Bäumen. Ihre Nahrung besteht in Kräutern und allerlei Früchten. Ihr in Schilf von Gras und zerknickten Binsen gebautes Nest geht mit dem Wasser auf und nieder, ohne vom Strome fortgerissen zu werden. Das Fleisch ist sehr schmackhaft, schmeckt aber etwas modrig. Sie haben eine sehr weiche Zunge, und kleine spitze Zähne.

Blatt (wandelndes). (*Mantis religiosa*. Linn.) Gehört zu den Fangheuschrecken, ähnelt einem Citronenblatte und lebt in Afrika, bisweilen auch in Italien und in Deutschland. Das Bruststück ist lang und schmal, und die Vorderfüße sind mit Krallen zum Fange der Insekten bewaffnet. Gemeiniglich geht es auf den vier Hinterfüßen um und hält die zwei Vorderfüße in die Höhe, bisweilen faltet es dieselben, daher heißt es *religiosa*, und im Französischen *Pregue-dieu*. In Afrika wird es für heilig gehalten. Je jünger dieses Insekt ist, desto schöner grün ist seine Farbe, nach und nach verwandelt sich dieselbe ins Gelbe und endlich im Alter ins Hellbraune. Vor der letzten Verwandlung stecken bei der Larve die Flügel in kurzen Scheiden, die sich hernach entwickeln und ziemlich breit und lang werden. Das Bündel Eier, welche das Weibchen legt, ist halbkugelförmig. In diesem Bündel sind zwei Reihen dieser länglichen Eier anzutreffen, die alle dachförmig nebeneinander liegen und die Verbindung der beiden Reihen Eier schützen. Das ganze Bündel aber ist sehr leichte und wie aus seinem Pergament verfertigt.

Blatta Byzantina (auch Mäuererklaue genannt). Ist eine Art Schneckenhaus oder Maschel, welches vom Kiffröschen und andern verwandten Schneckenarten bewohnt wird und die Gestalt einer Thierklaue hat. Da der Kiffröschen sich vom wohlriechenden Narbenstrauche nährt, so theilt sich der Geruch des letztern auch dem Schneckenhaus mit, und dauert selbst nach dem Tode des Thieres noch einige Tage fort, verfliegt aber nachher. Chemals brauchte man es bei Weibern als Stuhlzäpscheu, um ihnen offenen Leib zu verschaffen; auch

wurde es angezündet, um mit dem stinkenden Geruch desselben die Mutterbeschwerungen zu vertreiben.

Blatterstein. (Gamaicus). Eine grüne mit erhabenen Düsselfen wie Blättern, besetzte Bergart kugelrunden Gehalts.

Blattgräber, Miniraupe. (Larva subcutanea. Linn.) Die verschiedenen schlängenförmigen Zeichnungen auf dem Laub der Kirschbäume der Buchen u. s. w. entstehen von diesen Insekten, welches kleine Häufchen sind. Sobald sie aus den Eiern gekrochen sind, fressen sie sich in die Blätter hinein, und suchen zwischen der Ober- und Unterhaut der Blätter ihre Nahrung. Es glebt aber nicht nur verschiedene Gattungen von diesen Raupen, sondern auch Käfer- und Fliegenlarven, welche ihre Wohnungen in den Blättern nehmen. Jedes Geschlecht und jede Gattung macht die Gänge nach einer eigenen Figur, einige cirkeleund, andere im Zickzack u. s. w. So wie sie wachsen, werden auch die Minen größer. Zuletzt spinnen sie sich ein, und verwandeln sich theils in den Blättern, theils außer denselben an einem andern Orte. Aus den Miniraupechen werden sehr kleine Mottenschmetterlinge von prächtigen Farben.

Blattkäfer. (Chrysomela. Linn.) Dieses hartschalige Insekt thut überhaupt, sowohl in seinen Larven als auch in seinem vollkommenen Zustande, den Pflanzen, auf denen es äset, gewaltigen Schaden. Eine der schädlichsten Arten ist unstreitig die, welche die Weinranken benagt; man legt deshalb einen Haufen Mist an die Weinstöcke; diese Insekten, so wie noch viele andere begeben sich dahin, und man zündet den Misthaufen an, wovon zugleich die Asche einen guten Dünger giebt. Die Eier dieser Käfer findet man gewöhnlich an der untern Seite der Blätter hängen, wo die jungen Larven sogleich ihre Nahrung finden. Sie entstehen alle aus sechsfüßigen Larven, welche die Blätter, auf denen sie äsen, gänzlich skeletiren. Als voll-

Kommenes Insekt thun sie den Keimen und den ersten Blättern im Frühjahr, ja selbst den zarten Früchten vielen Schaden.

Blattlaus, oder Pflanzenlaus. (Aphis. Linn.) Kaum wird man ein Insekt so häufig über den ganzen Erdboden verbreitet antreffen als dieses Geschlecht, das die Blätter, Blumen und die Pflanzen zerstört. Die letztern sind besonders in den Sommermonaten sehr häufig damit bedeckt. Einige machen sich aber auch ihre Wohnungen unter den Häutchen der Blätter, andere halten sich unter den Baumeinden auf, noch andere wohnen in Duten, welche aus den zusammengekrümmten Blättern entstehen; sogar unter der Erde wohnen einige Arten der Blattläuse und hängen an den Wurzeln der Lichnis, des Millefoliums, der Kamillen und der Cynogloss. officin.; gewöhnlich sitzen sie an den Pflanzenstengeln dicht nebeneinander, und haben immer einerlei Farbe mit den Pflanzen, auf denen sie leben. Die bestäubten Arten heißen allgemein Mehltau. Es gibt geflügelte und ungeflügelte Arten, und man findet grüne, braune, schwarze, orangefarbene und braune Blattläuse. Diese letztere Art lebt besonders auf dem Epheu, und ihre Wolle entsteht von ihrer Ausdünstung. Sie nähren sich vom Saft der Blätter und von Knospen, haben einen tragen und schwerfälligen Gang, und tragen manchmal den Hintertheil des Körpers frei in die Lust gereckt, da sie alsdenn bloß auf den zwei Vorderfüßen laufen. Ihre gewöhnlichen Feinde sind der Blattlauslöwe, die Gallwespen, die Raupentöchter, so wie auch die Schwalben und andere Vögel. Die Blattläuse gebären im Sommer lebendige Junge, gegen die Mitte des Herbstes im September hingegen legen sie Eier. Zu Ende dieses Monats sieht man höchstens zwölfe größtentheils ungeflügelte und nur einige geflügelte, aber auch Weibchen zerstreut herum sitzen. Oeffnet man im Sommer eine Blattlausmutter, so findet man Eier und Junge zugleich in ihr; die letztern sind alle zur Geburt reif, und ohne diese weise Einrichtung müßten diese Insekten verderben. Der Embryo ist in einer Haut eingehüllt,

welche wie bei den größern Thieren vor der Geburt aufbricht. Beim Eintritte der kalten Jahreszeit wird das ganze Gewebe des Thieres, wie auch die Häute, welche den Embryo einschließen, fester und zäher. Die Fruchtbarkeit dieser Insekten ist so groß, daß eine einzige Blattlausmutter in ein und zwanzig Tagen fünf und neunzig Junge zur Welt bringen kann. Bringt man eine Blattlaus, so wie sie aus Mutterleibe kommt, ganz abgesondert auf eine Pflanze, und erzieht selbige, so bringt sie am Ende einer Woche eine Anzahl Blattläuse hervor, die auf eben diese Art abgesondert, wiederum ohne vorhergegangene Paarung gebären, vermutlich hat die erstere Paarung noch auf eine gewisse Anzahl von Generationen Einfluß. Auf dem Leibe, und besonders aus den zwei Anhängen des Hinterleibes der Blattläuse dringt ein honigartiger Saft, welchen die Ameisen wegen seiner Süßigkeit sehr lieben. Es ist dieselbe eingesogene Feuchtigkeit, die man in den Blasen der Blätter des Ulmenbaums oder auch der Küster antrifft. Diese Gallen oder Blasen sind zwar den Bäumen schädlich, der Balsam aber, den sie enthalten, ist ein vortreffliches Wundmittel, und unter dem Namen Ulmenwasser bekannt.

Blattsauger. (Chermes. Linn.) Dieses häufige Insekten Geschlecht hat einige Ähnlichkeit mit den Blattläusen. Die Deutsche Benennung haben sie von der ihuen ganz eigenen Haupt eigenschaft erhalten, daß sie nehmlich ihre Nahrung durch das Saugen der Blätter suchen. Sie fliegen und springen, so wie es ihre Bedürfnisse erfordern. Aus den Eiern, die in den Röhren und Höhlen der Baumäste liegen, kriecht die Larve zeitig im Frühjahr aus, welche sogleich springen kann und ihre Zeit niemals versäumt, so daß das vollkommene Insekt zum Mai gewiß erscheinen kann. Diese Larve hat sechs Füße, und ist in allen den geschildeten Insekten ähnlich, nur etwas längler, und kriecht in diesem Stande sehr langsam auf den jungen Blättern der Bäume und Pflanzen herum. Gewöhnlich sind diese Larven wollig, ändern die Farbe, die anfänglich röthlich ist, ins Gelb-

liche, haben einen schwarzen Kopf, Fühlhörner und Füße nebst etlichen Reihen Punkten. Ihre Nymphe oder Puppe unterscheidet sich durch zwei platten Knöpfchen, die aus dem Brustsilde hervortreten, und nichts anders sind als die Flügelfutterale oder deren Scheiden, wo man nach der Verwandlung die Flügel deutlicher sieht. Will sich die Nymphe verwandeln, so verbirgt sie sich einige Tage unter ein Blatt, setzt sich daselbst fest, bleibt unbewegt, hernach aber spaltet sich ihre Haut am Kopfe und Brustsilde, worauf sodann das Insekt vollkommen nach zwei oder drei Tagen geflügelt erscheint, läßt aber auf dem Blatte die Nymphe offen, und an den vordern Theilen aufgesprengt hängen, dergleichen Häute trifft man häufig unter den Blättern des Feigenbaums an, dessen Blattsanger einer der größten Arten und $\frac{1}{2}$ Zoll lang ohne Flügel ist. Das vollkommene Insekt hat vier, nach Verhältniß des Körpers große, und noch einmal so lange Flügel als der ganze Körper selbst ist; sie sind voller Adern und dachförmig herabhängend, mit diesen fliegt es zwar, macht aber nur selten Gebrauch davon, dagegen hat es eine besondere Fähigkeit weit zu springen, worzu ihm sein erstes und zweites Paar Füße behüftlich sind. Ihre Geschlechtskennzeichen sind folgende: der Müßel sitzt zwischen dem ersten und zweiten Paar Füßen, der Kopf ist unterhalb ganz an die Brust gezogen, da fängt das Maul an und läuft zwischep die Brust hinab, die Fühlhörner sind sadenförmig und länger als die Brust, ein erhöhtes Brustsilde und drei Nebenäugen. Sie haben einen kleinen länglichen Körper, geschobenen Kopf, der stumpf und breiter als das Brustsilde ist, große kugelförmige an den Seiten hervorragende Augen; die meistentheils grünen Fühlhörner stehen auseinander, sind mit seinen Hautchen besetzt und zwischen den Augen eingefügt. Die Weibchen etlicher Gattungen haben am Neuersten des Hinterleibes einen kleinen verborgenen Angel oder Stachel, den sie dahin richten, wo sie ihre Eier hinlegen wollen, und damit in die dazu dienliche Pflanze hineinstechen. Daher entstehen an den Sichten die ungestalteten Höhler, die man an den Gipfeln ihrer Neste wahrnimmt, welche lediglich in der Ergie-

hung der Säfte nach dem Stich ihren Ursprung haben; und die Wiege der neuen Embryonen sind. Der Bursfänger und noch einige andere Larven der Blattsänger, werfen so wie ihre Nymphen eine weifliche Feuchtigkeit aus, die unter den Fingern weich wird, und gewissermaßen dem Manne ähnlich ist. Man findet diese mehlartige Masse in kleinen weißen Körnern in den Knöpfchen, die aus den jungen Blättern des Bures entstehen, so wie die Gestalt einiger kleinen Thierchen, welchen diese mehlartigen Körner zuzuschreiben sind, zuerst hintenher wollig und faserig ist, wie z. B. an den Erlen- und Buchensaugern.

Blattwespe. S. Wespe.

Blauer Seehund. S. Seehund.

Blauer Sturmhut. S. Eisenhütlein.

Blauer Vitriol. S. Vitriol.

Blaufellchen. (Salmo Wartmanni). Findet sich am häufigsten im Bodensee, doch wird es auch in einigen Seen Deutschlands, z. B. in Schwaben angetroffen. Dieser Fisch heißt im ersten Jahre Henerling, auch Maibbel; im zweiten Stuben oder Steuben; im dritten Gangfisch; im vierten Menschen; im fünften Halbfellchen; im sechsten Dreier und endlich vom siebenten an Blaufellchen. Den letzten Namen hat er von der blauen Farbe des Oberleibes; der Unterleib sieht weißlich aus. Er wird vierzehn bis sechzehn Zoll lang, und lebt in der Tiefe des Bodensees von Würmern, Insekten und einer Art von Schwamm, welcher deshalb Fischbrod heißt. Zur Laichzeit im December kommt er aus der Tiefe an flache Stellen heraus, geht aber nach dem Laichen wieder hinunter, bis im Frühjahr die Wärme ihn wieder hervorlockt. Was der Hering den Nordischen Völkern ist, das ist dieser Fisch für die Nachbarn des Bodensees; denn es werden vom

Mat bis Herbst viele Millionen gefangen. Alle Abende gehen zwanzig bis fünfzig Boote zum Fange aus, wovon jedes mit einer Ladung von einigen Hunderten zurückkommt. Bei stürmischer und kalter Witterung begeben sie sich in die Tiefe, und dann ist der Fang schlecht. Das Fleisch der Blaufischchen ist das schmackhafteste unter den Fischen des Bodensees. Man bezahlt von den Gangfischen das Hundert mit fünf bis zehn Gulden. Marinirt werden sie nach Paris, Wien, Leipzig u. s. w. versendet.

Blauholz nennt man das Kampechholz, weil es den Grund zum feinsten Violettblau abgibt. S. Kampechholz.

Blaukehlchen. (*Motacilla Suecica*). Ist eine Gattung Notkehlchen, hat eine rostfarbene Brust mit schwarzer Binde; Kehle und Unterhals sind blau.

Blaumeise. (*Pimpelmeise*). (*Parus caeruleus*). Ist eine der kleinsten Meisen. Im Herbst und Winter sucht sie das Ungeziefer der Bäume auf. Kopf und Flügel sind blau und weiß gezeichnet.

Blau Sandelholz. S. Griesholz.

Blauspecht. (*Sitta Europaea*). Dessen Schnabel und Füße etwas anders als bei den andern Spechtarten gebildet sind, und in der Gestalt des Körpers und der Lebensart den Spechten völlig gleichet; oben sieht er bläulichgrau, unten röthlichweiss und an den Flügeln braun aus. Er hat die Größe eines Sperlings, nistet in hohlen Bäumen, verklebt den Eingang mit Lehm bis auf eine kleine Öffnung, und legt sieben bis acht fast kugelrunde, hellweiße Eier. Seine Stimme lässt er oft des Nachts hören.

Blei. (*Plumbum*). Dieses Metall, welches unsträfig unter die nüglichsten gehört, ist, wenn man das Quecksilber

ausnahm, das weichste von allen. Es ist nicht elastisch und hat beinahe gar keinen Klang. Au Schweren übertrifft es die übrigen Metalle, Gold, Platina und Quecksilber ausgenommen. Seine Farbe ist bläulichgrau, durch die Einwirkung der Luft aber, welcher es dennoch länger als andere Metalle widersteht, wird sie schwarz. Wenn man es reibt; so färbt es ab und gibt dann einen widerigen Geruch von sich. Auch sein Geschmac ist unangenehm. Im Feuer schmilzt es noch ehe es glüht. Es brennt leicht zu Kalk, der ansänglich schwärzlich, dann weiß, dann gelblich und endlich roth aussieht. Dieser letztere ist die bekannte Mahlerfarbe, die Menninge. Bei starkem Feuer verglast es, nimmt eine gelbe Farbe an und kann polirt werden. Mit dieser Masse macht man den Ambra nach, auch werden Halsbänder davon verfertigt. Alle Säuren lösen das Blei auf, und zwar meistens in kalklicher Gestalt. Mit andern Metallen vereinigt es sich leicht, das Eisen ausgenommen. Am leichtesten amalgamirt es sich mit Arsenik und Spiesglas vererzt, oder kalkförmig. Das grüne Bleierz, oder der grüne Bleispath ist besonders schön von Farbe und an Blei so reichhaltig, daß er siebenzig pro Cent giebt. Von den kalkförmigen Bleierzen finden sich auch welche inocker Gestalt, die mit unmetallischen Erden vermisch, und ebenfalls von verschiedenen Farben sind. Man nennt sie Bleimull, Bleiocher; die festen kalkförmigen Bleierze heißen auch wegen ihres spathigen Gewebes Bleispath. Die Bleierze finden sich vorzüglich in Hängen, oft im Sande, da sie dann Bleisand heißen. Sonst ist ihr Muttergestein Kalk, Quarz und thonartiger Schiefer. Das Blei selbst liegt theils in kleineru Krystallen und von der leichten Art ist das körnichte Bleierz theils auch in Würfeln in den Erzen. Die Bleierze, und vorzüglich der Bleiglanz sind zugleich reichhaltig an Silber. Die Menge und der gute Gehalt der Bleierze, der leichte Bau auf Bleigänge, die leichte Gewinnung desselben aus seinen Erzen, so wie man es auch beim Schmelzen anderer Erze gewinnt, machen, daß dieses Metall sehr wohlfeil ist. Das geschmolzene Blei heißt Bloßblei oder Werksblei

und wird zu Mollenblei verarbeitet. Durch Hitze erhält man davon auch Bleiasche, die zu Glasuren gebraucht wird, die jetzt nicht mehr sehr gewöhnliche mineralische Farbe, das Bleigelb, Blei- oder Silberglatte, womit die Töpfer ihr Geschirr gläsern, das obenerwähnte Bleiglas, dessen man sich auch zum Färben des Porzellans bedient, und die Mennige. Merkwürdig ist, daß das Blei, jemehr es kaltiniert wird, desto mehr am Gewichte gewinnt, und daß z. B. hundert Pfund Blei hundert und fünfzehn Pfund Mennige geben, daß man aber von hundert und fünfzehn Pfund Mennige, wenn man sie durch Hinzufügung des Phlogistons wieder in Blei verwandelt, nur fünf und neunzig Pfund Metall hat. Auf ähnliche Art, wie Grünspan, wird auch, indem man Blei von Essig und Kalk fressen läßt, Bleiweiß bereitet. Das feinste davon heißt Schieferweiß, und aus diesem fertigt man das Neaplergelb, und den in der Wundarzneikunst, in den Kattundrugereien zur Befestigung der Farben, und zur Verbesserung saurer Weine benutzten Bleizucker.

Bleiglanz. (Galena). Von bleigrauer Farbe, metallischem Glanze und blättrigem oder förmigem Bruch, ist das gewöhnlichste Bleierz, und überhaupt eines der gemeinsten Erze. Es giebt oft sieben und siebenzig pro Cent Blei. Auch ist es silberhaltig. Enthält ein Centner dieses Erzes etliche Mark Silber, so heißt es Silberglanz, und wird zu den Silbererzen gerechnet. Der Bleiglanz wird von Schwefel mineralisiert.
S. Blei.

Bleimulm. }
Bleiocher. } sind laltsförmige lockere Erze. S. Blei.

Bleischweif. Ebenfalls ein Bleierz, das auf dem Harz achtzig pro Cent Blei giebt. Er ist mehr stahlgrau, von mattem Glanze, weicher und mehr absärbend als der Bleiglanz.

Er läßt sich etwas unter dem Hammer treiben, enthält kein Silber, wohl aber etwas Eisen und Zink.

Bleisinter. Ist ein verhärteter tropfsteinförmiger Bleiocher.

Bleiwurzel. (Plumbago). Ist die Wurzel der Dentellaria, eines Krauts, welches eine Menge zwei Schuh hohe schwärzliche Stengel, braungrüne ausgezackte Blätter von einem scharfen Geschmacke, und sechsmal gespaltene rothe Blüthen treibt, welche an den Spitzen der Stengel stehen, auf Kelchen sitzen, und röhrenförmig wie Beeten ausgeschweift sind, der Same ist kegelförmig und erst grün, nachher aber schwarz. Die Wurzel besteht aus langen fleischigen Fasern, welche stark riechen und einen brennend heißen Geschmack haben. Dieses Kraut wächst im südlichen Europa, besonders in Italien. Sein Saft ist außerordentlich beißend. Man muß daher bei dem Gebrauche desselben gegen Krebschäden, Hünerungen, Warzen und Horn sehr vorsichtig sein. Diese Wurzel enthält einen scharfen, gewürzhaften dem Giste widerstehenden Saft. Man kaut sie um Zahnschmerzen zu vertreiben, und sie erheilt dann den Zahnen eine Bleifarbe, daher ihr Name Bleiwurzel. Das Kraut nennt man auch, weil es wider der Krebs gebraucht wird, Krebskraut.

Blende. (Pseudogalena). Dieses Mineral ist dem Bleiglanz gemissernassen ähnlich und hat den Namen von seinem mattglänzenden Brüche und Aussehen. Es ist braun von Farbe, doch mit verschiedenen Nuancen. Auch rothe Blende findet man zuweilen. Auf seine Farbe beziehen sich die Namen: Pechblende, Kolophoniumblende, Rubinblende. Es ist ein sehr gemeines Erz und besteht aus Zink, Schwefel und Eisen. Der Zink macht den größten Theil davon aus. Manche Blenden enthalten auch Silber, und werden, wenn sie auf Silber benutzt werden, silberne Blenden genannt. Manche Blenden

geben, wenn man sie reibt, einen eigenen widerlichen Geruch von sich und leuchten mit einem röthlichen Feuer. Gewöhnlich braust die Blende mit Säuren auf. Am seltensten ist die kristallifirte und durchscheinende Nubinblende, welche Ähnlichkeit mit dem Rothsilbererze hat. Dieses Mineral verwandelt wie der Galmei das Kupfer in Messing.

Blennius. Ein Flüssigfisch aus dem Geschlechte der Plattfische, der am Kopfe sehr viel spitzige Stacheln hat.

Bleye. (*Cyprinus Brama.* Linn.) Dieser bekannte Fisch hält sich in allen Europäischen stillen Flüssen und Seen auf, deren Grund lehm- thon- oder pflanzenartig ist. Man findet ihn aber auch im Kaspischen Meere. Er ist gewöhnlich zwei bis zwei und einen halben Fuß lang, und lebt von Wasserwürmern in thoniger Erde. Im Frühjahr hält er sich sehr gern an die Ufer, und setzt seine Eier im Mai in zahlreicher Menge oft zu hunderttausenden gewöhnlich um die Zeit ab, wenn der Wachholder blüht und seinen Staub von sich giebt. Die Eier sind sehr klein und röthlich von Farbe, werden aber gemeiniglich eine Beute der Seetaucher (*Mergus.* Linn.), der Daucher (*Colymbus*) und des Weihe (*Falco buteo.* Linn.). Dieser Fisch hat ein zähes Leben, wächst geschwind zu einer ansehnlichen Länge. In seiner wahren Größe ist er etwas breit und dick, hat große Schuppen, ist obenher schwärzlich, an den Seiten schmutzig goldgelb mit braunen Flossen und hat einen kleinen Kopf. Sein fettes Fleisch wird wenig gegessen. In der Elbe fängt man auch eine Art dieser Fische von sehr gutem Geschmacke.

Blöke, oder Blähe. (*Cyprinus ballerus.* Linn.) Ein kleiner unschmackhafter Fisch. Er ist nicht länger als eine Spanne und hält sich häufig in Schweden und in Holland in allen Seen auf. Er gehört in das Geschlecht der Bauchflosser (*Abdominales*) und wiegt oft nur ein Pfund. Zu Ende des Aprils laicht er gewöhnlich und zwar so häufig, daß er oft

gegen sieben und sechzigtausend Eier legt, er wächst sehr langsam und ist zart und mit losern kleinen Schuppen bedeckt, oben sieht er schwarzbläulich, an den Seiten gelblich, unten silberfarbig, ganz unter dem Bauche röthlich und hat silberfarbige Augenringe. Der kleine stumpfe Kopf hat eine braungelbliche Stirn, Kiefern und Backen wechseln mit blau, gelb und roth ab. Der untere Kiefer ist etwas gebogen, der Rücken keilförmig erhaben, die Seitennath ist gerade mit verschiedenen braunröhlichen Flecken besetzt. Die Flossen sind am Bauche bläulicht. Die Rückensinnen sind von denen des Bauchs vom Kopfe entfernt. Die am Aftter ist die breiteste, am Schwanz ist sie mondformig. Der Fisch hat weder Zähne noch Zunge. Er hält sich immer auf Ufer auf.

B l i n d m a u s . (*Mus typhlus*, Linn.) Lebt in Pohlen und Russland, hat keine Augenöffnung; man sieht auch nicht eine Spur eines Ohrs. An der Stelle der Augen hat sie bloß unter der Haut kleine Augäpfel. Sie wird so groß wie eine Ratte, lebt in Löchern unter der Erde, und hat keinen Schwanz.

B l i n d s c h l e i c h e . (*Amphisbaena*,) In Deutschland ist sie selten über einen Fuß lang. In Italien wird sie vier bis fünf Fuß lang. Sie sieht oben bräunlichgrau, am Bauche schwarz, an den Seiten nach oben röthlich, nach unten zu aber weißlich aus; ihre Farben sind wie bei allen Schlangarten abwechselnd. Wegen der langsamen Bewegung und der sehr kleinen Augen hat sie den Deutschen Namen erhalten. Sie hält sich mehrentheils in Gassenrithen an dumpfigen Orten und alten Gemäuren auf, sie liegt auch gern unter Haselsträuchern, daher heißt sie auch *Haselnurm*. Bei warmer Witterung findet man sie bisweilen mitten auf dem Wege zusammengewickelt, und da sie nicht sehr menschenhchen ist, so wird sie leicht getötet. Tritt man unverschens auf sie, so schlingt sie sich zwar um den Fuß und sticht, allein ihr Stich ist nicht gefährlich.

Bei einer schwachen Verführung macht sie sich steif, und wenn man sie nur mit einer dünnen Rute schlägt, oder sie hart anfasst, bricht sie entzwei, daher heißt sie auch Bruchschlange. Die einzelnen Stücke derselben bewegen sich bisweilen noch einige Stunden. Sie gebiert lebendige Junge.

Blindschleiche von St. Domingo.
Diese Art Eideren schlingt sich so fest um die Hühner und andre Arten von Geflügel, daß sie sterben müssen.

Blindschleiche (Malabarische). Diese Blindschleichen legen bisweilen die Indianer in ihre Hemden, um sich abzulühlen, und ziehen sie deshalb sorgfältig in Fässern auf. Wenn sie ihren Herrn hören, so springen sie auf ihn los, liebkosen ihn, und schlingen sich um seinen Hals.

Blindschleiche (Moluckische). Unter diesen gibt es einige, die dreißig Fuß lang sind, sie sind sehr gefährlich, und besonders auf das Menschen- und Fischfleisch sehr begierig. Wenn sie auf die Fischjagd gehen, so kauen sie Gras, sezen sich auf einen Baum an den Rand eines Fischteichs und lassen das gekauten Gras ins Wasser fallen. Wenn nun der Fisch darauf loschwimmt um es zu fressen, so fallen sie über ihn her und verzehren ihn.

Blißpulver. S. Bärkapp.

Blockjittwer. S. Cassumunar.

Blumenbinzen. (Butomus.) Ein in Sümpfen wachsendes Kraut in Gestalt des Schiffs mit einer dreiblätterigen regulären Blume und vergleichener Kelche, daher sie sechsbärtiger zu sein scheint. Die Frucht ist eine dreigethielte trockene Hülse, und wird wider den Schlangenbiß geräumt.

Blum en ha cker. So werden im Königreiche Peru in der Provinz Quito gewisse kleine Vogelchen genennet. Sie saugen den Saft so fein aus den Blumen, daß die Blume dadurch gar nicht beschädigt wird. Die ganze Größe des Körpers ist die einer Muskatennuß. Der Schwanz ist dreimal länger als der ganze Vogel. Der Hals ist kurz; die Augen sind munter; der Schnabel lang, dünne, zart, oben weiß und gegen die Spitze zu schwarz; die Flügel sind lang und klein. Die Federn sind grün und haben größten Theils gelbe und blaue Tüppelchen, bald heller, bald dunkler, und geben einen Goldglanz von sich. Er legt zwei kleine Eier wie Rüchererben; baut sein Nest auf den Bäumen aus dem zartesten Grase.

Blumenkohl. S. Kohl.

Bluthänfling. S. Hänfling.

Blutholz, oder Nothholz. Ein sehr kostbares Holz. Der Baum, von welchem es kommt, wächst in Amerika, vorzüglich auf der Insel Hayenne. Die schöne rothe Farbe des Holzes verschließt mit der Zeit. Die Bewohner dieser Insel bedienen sich desselben zum Schönrothsärfen.

Blutigel. (Hirndo. Linn.) Man unterscheidet mehrere Arten dieser länglichen Würmer, deren es sowohl in süßen Wassern als auch in Meeren giebt. Im großen Weltmeere giebt es Arten von einem halben Fuß lang. Einige hat man sogar für giftig gehalten, worunter der grünliche Blutigel mit dem großen Kopfe gehört, der im Finstern wie die Leuchtkäferchen ein Licht von sich giebt. Etliche werden in der Wundärzneikunst mit Nutzen, besonders bei der goldenen Ader, gebraucht. Ihr Körper ist länglich, der Kopf in der Mundung ausgebreitet, der Schwanz dient zum Nachschieben, und um sich von einem Orte zum andern zu bewegen. Die Zeugungsthile der Blutigel sind wie bei den Schnecken beschaffen. Mit dem

Munde saugen sie sich fest an, und dieser besteht aus einer dreieckigen Öffnung zwischen den Lippen mit sehr biegsamen Fasern, die allerlei Gestalten annehmen können. Im Munde befinden sich drei scharfe Zähne, mit denen sie auch eine dreifache Wunde beissen können. Sie saugen sich strohend voll Blut, und sollen sie das Saugen fortsetzen, so darf man ihnen nur etwas wenigesten der Schwanzspitze abschneiden, so läuft das eingesogene Blut von ihnen. Ihre Zähne sind stark genug die Haut eines Menschen und sogar eines Pferdes zu durchbohren. z. B. der Mösigel (*H. sanguisuga*, Linn.), der sich den Pferden an die Füße hängt, und in moastigen Gegenden häufig gefunden wird. Der Magen ist ein häufiger in vier und zwanzig Zellen abgetheilter Beutel, darin sich das eingesogene Blut verschiedene Monate lang ohne zu gerinnen, halten kann, und also eine Nahrung für dieses Thier auf längere Zeit bleibt. Dieses reine, und von andern Thieren schon verdaute Nahrungsmittel braucht nicht erst von fremdartigen Materien entbunden zu werden, daher man keinen Afters an den Blutigeln findet. Es scheint als ob eine bloße Transpiration denselben erseze. Die Materie setzt sich auf der Oberfläche des Körpers als ein schleimiges Wesen fest, und düngt alsdenn durch kleine Löcher in der Gestalt seiner Fäden aus. Man kann sich hiervon überzeugen, wenn man einen Blutigel in Öl setzt; dieser erhält sich darin mehrere Tage lebendig, nimmt man ihn heraus und bringt ihn in Wasser, so geht eine Art von Haut von ihm, welche die Form seines Körpers darstellt. Das Organ womit sie Atmen hohlen, ist nicht sichtbar, es scheint aber im Munde sein. Wenn man sie auch mittens durchschneidet, so bewegen sie sich dennoch einige Tage nachher. Obschon das Wasser ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort ist, so können sie sich doch lange im Trocknen halten. Um sich in Krankheiten dieses Mittels zu bedienen, wählt man dazu die beste Art von Blutigeln (*H. medicinalis*, Linn.), die sich bis auf fünf Zoll ausdehnen können; man findet sie in fliestenden klaren Wassern, sie sind platt, oben schwärzlich, am Bauche aschgrau mit schwarzen Flecken, oben haben sie sechs geibe Streifen.

Diese Blutigel werden auf die zarten Orte des Körpers gesetzt, besonders an die Blutgefäße, um das verdicke Blut auszusaugen, oder auch bei kleinen Kindern im nöthigen Falle einen Aderlaß zu veranstalten. Will der Blutigel nicht sogleich ansaugen, so bringt man auf die Stelle, welche er angreifen soll, einen Tropfen Milch, oder man macht mit einer Lanzette eine kleine Öffnung, um etwas weniges Blut heraus zu locken, und bringt den Blutigel sogleich darauf. Will man sie von der Haut los haben, so streut man Salz oder Potasche auf sie, so fallen sie sogleich ab, weil sie beides nicht vertragen können. Weinstein, Öl, flüchtiges Alkali, Pfeffer auch Essigäure bewirken eben das. Das überflüssige Blutsießen, welches durch den Biß des Blutigels verursacht wird, stellt man mit etwas Schuhwasser oder mit einem andern ähnlichen Mittel. Auf der Insel Ceylon werden die Reisenden mit bloßen Füßen sehr von einer Art sich häufig im Grase aufhaltenden Blutigel geplagt, sie sind zweck bis drei Zoll lang, anfänglich nicht dicker als ein Pferdehaar, wachsen aber nach und nach zur Dicke einer Schreibefeder, sie sind aber unschädlich, und wir kennen sie unter dem Namen Dornstrich (*H. indica*, Linn.).

Blutkraut. S. Wegtritt.

Bluthuſſ. Ist eine Art länglicher Haselnüsse, die inwendig um den Kern eine bluthrothe Schale haben.

Blutsauger. (*Vesperilio vampyros*. Linn.) Diese Fledermaus heißt auch gewöhnlich der fliegende Hund (*canis volans*), vermutlich war sie das fabelhafte Thier der Alten *Harpyia* genannt. Sie findet sich in Ost- und Westindien, und auf den Inseln des Indianischen Weltmeers, im mittägigen Asien und im afrikanischen Afrika, besonders auf der Insel Madagaskar und in Guinea. Des Abends fliegen sie in so großen Scharen herum, daß sie die Luft mit ihrer Menge verdunkeln. Die, welche wir unter dem Namen Nussette

kennen, ist die größte unter allen, und am häufigsten in Neuspanien anzutreffen. Beim Seba (Tab. 58. N. 1. T. I.) findet man das Weibchen abgebildet, so wie beim Buffon (Th. II. Tab. 14.) und beim Schreber (Säugth. I. S. 153. Tab. 44.). Sie ist von ganz schwarzer Farbe, hat keinen Schwanz, ein großes Maul, und nach Verhältniß mit noch größern Zähnen versehen, auf der Nase sitzt ein hornartiges beinares Gewächs, welches unten breit ist, und sich etwas vorwärts berüber krümmt, zwischen den Hinterfüßen ist die zum Fliegen dienende Haut ausgebreitet. Eine zweite Abänderung (Mugette) ist etwas kleiner als jene, hat abschuliche Zähne und ist auf der Schnauze und auf dem halben Kopfe schwarz, übrigens dunkelbraun, ihre ausgebreiteten Flügel sollen beinahe drei Englische Fuß messen. Eine dritte Spielart ist die kleine Fledermaus von Ternate, beim Pennant (Synopsis. p. 561. Tab. 31. Fig. 1. N. 474.). Sie ist noch kleiner als die beiden vorhergehenden Arten, hat eine hellrothe Stirne, die Haare aber, die den ganzen Leib bedecken, fallen ins Strohgelbe. Die Fläche der Flügel, welche gegen den Unterleib gerichtet ist, ist kahl und glatt, die Oberfläche ist mit stachlichen Haaren hin und wieder besetzt. An den Vorderfüßen dehnen sich vier Zehen außerordentlich weit in ihren Flügeln aus. An der Brust hat das Weibchen zwei Zitzen mit Wärzchen, weil sie gewöhnlich nur zwei Jungs gebiert. Finden sie des Nachts einen Schlafenden, so saugen sie ihm, wenn sie die bloße Haut haben können, das Blut aus. Den Hünern saugen sie die Kämme aus, daß sie davon sterben müssen. Sie machen sich auch an das andere und größere Vieh, ihre gewöhnliche Nahrung sind Baumfrüchte, und sie hängen oft in ziemlicher Menge an den Stämmen.

Blutstein. (Haematis.) Dieser Stein führt seinen Namen theils wegen seiner Farbe, theils auch wegen der ihm zugeschriebenen blutstillenden Kraft. Er ist eigentlich ein sehr reichhaltiges Eisenerz, welches entweder unter der Gestalt

her Kristallen oder der Drusen, oder scharfer Spiken, deren Stich gefährlich sein soll, mineralisiert ist. Er führt je nachdem er gebildet ist, die Namen: gestreifter, pyramidenförmiger, traubensörmtiger, zelliger, stachlicher, sphärischer und halbsphärischer Blutstein. Die vorzüglichsten Gruben, in denen er gebrochen wird, sind in Spanien, in Deutschland, und in der Lombardei. Einige sind roth, andere schwärzlich, noch andere purpurfarbig. Der Blutstein von Kompostella wird besonders geschäft und vorzüglich außer dem oben erwähnten Gebrauche in der Medicin, zur Polirung der Spiegel, des Glases, des Goldes und anderer Metalle gebraucht. Der entweder schon an sich rothe, oder durch das Feuer rothgewordene Blutstein heilt seine Farbe den Körpern mit, auf welche man ihn drückt, oder reibt. Er enthält oft sechzig pro Cent Eisen, daher ist dieses Eisen spröde und brüchig, und lässt sich ohne beigemischte andere Substanzen, und ohne Vorbereitungsanstalten unter dem Hammer nicht strecken. Es giebt auch einen unähnlichen Blutstein, s. dieses Wort.

Boa, oder große Niesen Schlange heißt in Surinam Aboma. Völlig ausgewachsen ist sie vierzig Fuß lang und vier Fuß dicke. Man findet in Ostindien und in Afrika auch Niesen schlangen, aber diese eigentlich so genannte Boaschlange nur in Südamerika. Ihre Farbe ist verschieden. Auf dem Rücken sieht sie meistentheils grünlich schwarz, an den Seiten schön gelbbraun und am Bauche schmückig weiß. Der Rücken und die Seiten sind mit unregelmäßigen, in der Mitte ganz weissen Ringeln gesectet. Der Kopf ist breit, platt, klein und mit einem großen Hahnen und mit einer doppelten Reihe Zähne versehen. Sie hat zwei glänzende hervorstehende Augen und ist ganz mit Schildern bedeckt. Nahe beim Schwanz hat sie nach unten zu zwei den Sporen eines Hahns ähnliche Krallen, die ihr zum Festhalten ihrer Beute dienen. Sie hält sich in niedrigen sumpsigen Orten auf, wo sie zusammengerollt unter dem Moose und bisweilen auch auf trockenem Lande liegt und auf

Ihre Beute lauert. Nähert sich ihr ein Thier, so schießt sie plötzlich hervor, umschlingt es ertheil, und schnürt es so zusammen, daß es ersticken muß und die Knochen im Leibe zerbrochen werden. Das Fleisch ist weiß wie das Fleisch eines Fisches und auch unschädlich. Ihr Biß ist nur dann zu fürchten, wenn sie hungrig ist.

Boa = upas, (*Arbor toxicaria Macassariensis.*) Ist der fürchterlichste unter allen Giftbäumen in Ostindien. Er wächst auf kahlen Bergen, und um ihn her, so weit sein Schatten und seine Ausdünzung reicht, ist alles todt und unfruchtbar. Von seinem Hauche erstarren alle Glieder, und der Körper gerät in krampfhafte Verzuckungen. Wer nur einige Minuten mit bloßem Haupte unter ihm steht, dem fallen die Haare aus. Alle Thiere fliehen ihn, und die Vögel, die sich auf seine Zweige setzen, fallen todt zur Erde. Sein Saft sieht braunschwarz aus, und wird von den Indianern mit großer Gefahr dem Baume entlockt. Man spaltet nehmlich lange Nöhren von Bambus an dem obern Ende wie Pfeile zu, und wirft sie so geschickt in die Rinde des Baums, daß sie in einer etwas schiefen mit dem untern Ende nach der Erde zu gerichteten Lage stecken bleiben. Der Saft dringt nach dieser Verwundung allmählig hervor, füllt die Nöhre an, und verhärtet sich darin, da er denn fast wie Pech aussieht. Man bedient sich seiner unter andern zur Vergiftung der Pfeilspitzen.

Bobak. (*Arctomys bobac. Linn.*) Ein vierfüßiges Thier, welches sich in den wärmeren gebirgischen Gegenden besonders auf den Karpatischen Gebirgen und am Ufer des Dnieperstroms in Russland, Siberien bis nach Kamtschatka, in den mittlern und gemäßigten Theilen Asiens und Sina aufhält. Diese Thiere leben gesellschaftlich bei zwanzig bis vier und zwanzig in einer Höhle beisammen, die sie sich nach Art der Kaninchen bauen; sie kommen nur früh und Abends zum Vorschein und stellen vorher Wächter aus, um sich vor Unfall warnen zu lassen.

Bobar a, oder **Vruma**, ist eine Art großer, runder, dünnschaliger und wohl schmeckender Melonen in Brasilien. Auswendig ist sie zinnoberfarben mit weiß untermischt. Inwendig ist sie safrangelb und mit vielen Körnern angefüllt.

Bock. (*Hircus. Linn.*) Er ist das Männchen der Ziege (*Capra. Linn.*). Man macht einen Unterschied zwischen dem zähmen Bock oder dem Geißbock (*Hircus*) und dem wilden Bock (*Ferus*). So wie alle Thierarten erst nach und nach, nachdem ihre Nutzbarkeit einleuchtend ward, von den Menschen zu Hausthieren erzogen wurden, so sollen auch die bekannten und nützlichen Ziegen von den Indianischen Gebirgen ausfänglich nach Europa gebracht worden sein. Auf den Appenninischen Alpen, in Italien, der Schweiz, in den Salzburgischen Gebirgen, Siberien und Kamtschatka findet man eine Art wilder Böcke, die man unter dem Namen **Steinbock** (*Ibex. Linn.*) kennt, sie sind etwas größer, stärker vom Leibe, aber leichter und schneller; sie bewohnen die höchsten und äußersten Gipfel der mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge jener Gegenden. Der wilde Bock würde wegen seines hizigen Temperaments in warmen Ländern nicht lange leben können. Er springt mit großer Leichtigkeit und sehr schnell von den äußersten Gipfeln der Berge über die tiefsten Abgründe hinweg, gleitet ihm bisweilen ein Fuß aus, so fällt er immer auf seine Hörner ohne Schaden zu nehmen. Auf den höchsten Berggipfeln stürzt er sich auf die ihn verfolgenden Jäger los, ist er aber zwischen Berggründen eingeschlossen, so fällt ihm der Muth gänzlich, und er lässt sich willig fangen. Man sammlet in der Schweiz das Blut der Steinböcke und verkauft es theuer. Ihre Hörner wiegen oft fünfzehn bis achtzehn Pfund. Die Farbe dieses wilden Bocks fällt ins Dunkelbraune, im Alter wird er grau. Ueber seinen Rücken zieht sich ein schwarzer Streif hin, die Augen sind lebhaft und funkelnd, und über den ganzen Leib bis an die Schenkel hängt ein langes krauses Haar, das an dem kurzen und aufwärts gebogenen Schwanz noch länger wird. Die Klauen

endigen sich in zwei spitzigwerdende Hörne. Seine Hörner reichen vom Kopfe an bis über den ganzen Leib, und je älter er wird, desto mehr krümmen sie sich nach dem Rücken zu. Sie haben eine Anzahl Knoten, die sich öfters bis auf vierzehn beläuft, man will aus ihnen auf die Lebensjahre des Thieres schließen. Zieht man den Steinbock jung unter den Hausböcken mit auf, so verliert er seine Wildheit nie ganz. Sein Fleisch giebt den Schweizerischen Landleuten eine feste und starke körperliche Leibesbeschaffenheit und soll vorzüglich die Füße sehr stärken. Der zahme oder Hausbock ist ein heftig sinkendes Thier und von hizigem und geilem Temperamente. Die meisten Böcke sind alle mit Hörnern versehen, sie sind breit, groß und etwas gewunden, jedoch finden sich auch welche ohne Hörner, die man hummliche, gekoppte oder Käulböcke nennt. Sie haben keine obere Vorderzähne, und ihre Schneidezähne verändern sich mit den Jahren. Das Gesicht ist länglich, die Ohren stehen weit von einander und sind ein wenig schlapp. Sie sind am Leibe mit langen weichen Haaren bedeckt, die mancherlei Farben haben. Im ersten Jahre ist der Bock schon zum Zeugen fähig, welches aber eine schlechte Zucht giebt, nach dem siebenten Jahre ist er völlig untrüttig. Die eigentliche Zeit ihrer Begattung ist vom September bis im November, ob sie sich gleich das ganze Jahr bespringen. Die Ziege trägt fünf Monate, und wirft eins, zwei, drei, selten vier Junge, die sie sechs Wochen säugt und sie alsdenn sich ihnen selbst überläßt. Hinter den Kinnbacken finden sich zwei Eicheln, die als Auswuchs an der Haut herunterhängen. Der Schwanz ist kurz, aber in einer beständigen Bewegung. Sie sind gern um die Menschen herum und hüpfen und springen beständig. Ihre liebste Nahrung besteht in Laub und Zweigen und zwar besonders der Eschenbäume, in Kräutern und im Grase. In Baumgärten und Pflanzschulen sind sie gefährlich, und wenn sie nur mit dem Kopfe durch eine lebendige Hecke eindringen können, so sind sie auch mit dem ganzen Leibe hindurch. Sie fressen auch giftige Kräuter, z. B. Schierling, Napell u. s. w. ohne Schaden, auch Nattern, die

sich zuwellen an die Eiter der Ziegen hängen. Die Ziegenmilch wird nicht nur zu Käsen, sondern auch als Nahrung und als Arzneimittel gebraucht. Die Barthaare des Bocks werden von den Perückenmachern gebraucht; sein Fell, wenn es gut zubereitet wird, hat dieselben Eigenschaften wie das Fell des Damhirsches. In Frankreich macht man Corduan daraus. Auch ist der Bockstalg sehr nutzbar.

Bock (Angora-). *C. Kameelziegenbock.*

Bock (Grönlandischer). (*Cervus tarandus Groenlandicus*. Linn.) Der Name eines großen wilden Thieres in den nördlichen Ländern, als Kamtschatka, Spitzbergen und dem südlichen Russland, wo es etwas kleiner ausfällt. Es hat die Größe eines Stiers, der Kopf gleicht dem eines Damhirsches, die breiten Hörner wirft es jährlich ab. Der Hals ist wie bei einem Hirsche und hat einen herabhängenden Kropf unter der Kehle. Die Schenkel sind lang, und die Füße wie Kuhfüße. Der Schwanz ist länger wie am Damhirsche. Die Schnauze ist ganz mit Haaren bewachsen, dieses Haar ist vorn an der Nase und gleich über den Nasenlöchern bläuroth, etwas weiter nach oben zu wird es elsgrau; ein Streif solcher Haare ziehet sich bis über die Augen an beiden Seiten des Kopfs hinweg, läuft alsdenn zusammen, und schließt eine große vieredige Stelle rother Haare ganz ein. Die großen schwarzen Augen liegen in einem Ringe von schmutzigweissen Haaren, der etwas ins Mäusegrau fällt, und sich alsdenn wieder in einem helle aschfarbenen Ring verliert. Wegen seiner großen Wildheit lässt er sich sehr schwer fangen.

Bocksbart. (*Astragalus tragacantha*.) Dieses Kraut hat mehrere Arten. Der eigentliche Bocksbart, der auf Wiesen und an feuchten Orten wächst, ist sehr niedrig, hat lange, schmale und sehr spitzige Blätter, welche freisige aschfarbige Samenkörner, wovon jedes einen Bart hat, hinterlassen.

Die Wurzel ist einen Finger lang, von außen schwarz, von innen weiß voll Milch und von süßem Geschmacke.

B o c k s d o r n. (*Tragacanthum.*) Dieser kleine Strauch treibt eine Menge harter, wolliger, mit weißen Stacheln besetzter Zweige und kleine zarte, je zwei und zwei neben einander stehende Blätter. An der Spitze der Zweige ist allemal ein Stachel. Auf die weißen Blüthen, die denen am Sint gleichen, folgen Schoten, die in zwei Fächer getheilt sind, und kleine nierenförmige Samenkörner enthalten. Von diesem Strauche rinnt das Tragantgummi herab, welches s. Der Kleine Bocksdorn, wovon unten, ist davon verschieden. Der Bocksdorn wächst in Syrien auf der Insel Kandia.

B o c k s d o s t e n. (*Tragoriganum.*) Eine Art wilder Hünerklee in Kleinasien und auf einigen Inseln des Archipela- gus, wo es in Absicht des medicinischen Gebrauchs, als ein die monatliche Reinigung der Weiber beförderndes Mittel von vorzüglicher Eigenschaft ist.

B o c k s h o r n. (*Foenum gracum.*) Diese Pflanze treibt einen einzigen anderthalb Fuß hohen, schlanken und hohlen Stengel. Ihre länglichen nicht sehr breiten Blätter stehen je drei und drei an besondern Stielen. Aus den Winkeln zwischen den Stengeln und Blättern kommen kleine weiße Blüthen, auf welche lange Schoten folgen, die wie Hörner aussehen, und gelbe schleimige unangenehm schmeckende stark riechende Samenkörner enthalten. Man unterscheidet zwei Arten, einen Gartenbocksdorn, und einen wilden Bocksdorn, welcher letztere in allen seinen Theilen kleiner ist, als der erstere. In Frankreich ist dieses Gewächs noch häufiger als in Deutschland. Der Same wird als ein zertheilendes und erweichendes Mittel zu Umschlägen und Pflastern gebraucht.

B o c k s k r a u t. (*Atriplex foetida.*) Heißt wegen seines stinkenden Geruchs auch stinkende Melde, Scham-

Kraut, Vulvaria u. s. w. wächst in Gärten an den Zäunen u. s. w. Es hat männliche und weibliche vermischte Blumen; sein medicinischer Nutzen besteht besonders in der Stillung der Mutterkrämpfe, und in der Heilung fauler und fressender Schäden.

Bockspeterlein. S. weiße Pimpinelle.

Böhmisches Steine. Sind kleine Kiesel, welche einzeln in Geschieben liegen und oft ausnehmend hell und glänzend sind. Sie werden geschliffen und zu allerlei Galanteriewaren verarbeitet. Ihre Benennung haben sie daher, weil sie in Böhmen ursprünglich gefunden werden. Sie heißen auch unechte Diamanten.

Bohne. (Phassolus, oder Vicia faba.) Mantheilt unsere Bohnen in zwei Hauptgeschlechter: in Phaseolen und in Saubohnen. Jede derselben hat wieder eine Menge Untergattungen. Die ersten pflegt man insbesondere Bohnen zu nennen. Man begreift alle Varietäten der Phaseolen unter den zwei Hauptarten der gemeinen Bohne (*Phaseolus vulgaris*) und der Zwergbohne (*Phaseolus nanus*). Die bekanntesten dieser Varietäten sind: die Zuckerbohne, die Schwerdbohne, die hunte Türkische Bohne, die weiße Schminkebohne und die Englische Frühbohne. Sie lieben einen leichten und trockenen Boden, (in einem feuchten faulen sie,) der zwar nicht frisch gedüngt, aber auch nicht allzumager sein darf, und eine sonnige Lage. Man pflanzt sie im April und im Mai, doch nicht alle auf einmal, um die, welche durch Fröste eingehen, wieder zu ersetzen und immer grüne Bohnen zu haben. Die Stengel, welche sich um die befestigte Stütze allemal von der Rechten zur Linken drehen, werden vierzehn Fuß hoch, allein man verhindert nicht nur das Ansetzen der Blattläuse, sondern befördert auch ihre Fruchtbarkeit dadurch, wenn man sie nur die Hälfte dieser Höhe erreichen läßt,

und die Spitzen oben am Stengel, sobald sich die Blüte zeigt, abknickt. Die Bohnen sind eine sehr mächtige und daher Verstopfungen und Blähungen verursachende Speise, und Personen, welche eine fügende Lebensart führen, oder von trockener Natur sind, können sie nicht vertragen. Das Bohnenmehl (Farina fabarum) wird als ein auslösendes Mittel bei verhütteten Geschwüsten gebraucht und kommt auch unter die weiße Schminke. Das destillirte Wasser (Aqua fabarum destillata) ist urintreibend und reinigt die Haut des Gesichts. Das verbrannte Stroh der Bohnen (Bohnenstrohfasche) (Cineres fabarum) ist als ein wässriger Aufguß ein urintreibendes Mittel bei der Wassersucht. Das aus derselben ausgelaupte Salz (Sal fabarum) treibt den Urin, und wird mit großem Nutzen in der Wassersucht und Steinkrankheit angewendet. Die Engländer kochen die Bohnen in Honig und brauchen sie als Föder für die Fische. Man macht sie auch mit Öl, Wein Essig, Gewürzen und geschmolzener Butter ein, allein sie verlieren von ihrem Geschmacke. Von der Sanbohne und ihren Varietäten s. Sanbohne.

Böhne (Bengalische). Eine gelbe Mirobalaner-Sorte, deren Gestalt durch einen Insektenstich verändert worden ist und in Indien zum Gelbfärben gebraucht wird.

Böhne (Egyptische). Eine an den Ufern des Nils wachsende Pflanze, die durch die Schönheit ihrer Blüthe merkwürdig ist. Ihre Frucht ist kelchförmig. Auf Medaillen, Basreliefs und geschnittenen Steinen sieht man oft auf dieser Frucht sitzende Kinder.

Böhne (St. Ignaz-). Eine aus Ostindien nach Frankreich gebrachte Art Krähnungen. Die Indianer tragen sie als Amulett wider Krankheiten, Pest, Vergiftungen, Beherungen u. dergl. m. Der innerliche Gebrauch derselben verursacht so wie die Krähnungen, konvulsive Bewegungen, und nur die Indianer können sie ohne Nachtheil genießen.

Bohnenbaum. (*Cytisus liburnum*. Linn.) Ein Baum von mittlerer Größe, der in Deutschland an verschiedenen Orten z. B. in Niedersachsen am Sallinger Walde wächst; wo er auch Markweide heißt. Zu Friedrichsrode an der Weser sieht man eine kleine Pflanzung von diesen Bäumen, deren Holz wie gemeines Holz benutzt wird. Wegen seiner schönen Krone und der prächtigen gelben in langen Büscheln herabhängenden Blüthen ist er eine vorzügliche Zierde der Gärten. Die länglich ovalen zugespitzten Blätter stehen je drei und drei an einem gemeinschaftlichen Stiele wie beim Klee. Im Mai und Juni blüht er, und bringt sodann beinahe fingerlange Schoten hervor, in welchen meistentheils vier bohnenähnliche Samen liegen. Sie sind anfangs weiß, dann roth und zuletzt werden sie etwas schwärzblau. Auf den Genuss derselben erfolgt Erbrechen. Man vermehrt den Baum entweder durch diesen Samen, oder auch durch Wurzelsprossen. Er gedeihet auch im schlechtesten Boden und wächst sehr schnell; in drei Jahren wird er zwölf Fuß hoch. Ein festes Holz ist auswendig gelblich, innwendig schwarzbraun, und kann zu seinen Tischlerarbeiten gebraucht werden.

Bohnenerz. So nennt man das thonartige Eisen-erz, welches in kuglicher Gestalt vorkommt, und bald den Bohnen, bald den Erbsen, bald den Linsen, bald den Haselnüssen ähnlich ist. Es ist von brauner, von grauer u. a. Farben, und enthält soviel Eisen auf thonigem Grunde, daß es nicht selten achtzig Prozent Ausbeute giebt.

Bohnenkäpfern, wilde Kapern. Eine ausländische Staude mit fünfblättrich regulärer Blüthe, welcher eine fünfgetheilte Frucht folge. Die Blätter sind dick und fett, und stehen allemal zwei auf einem Stengel. Diese Staude blüht im Juni und Juli.

Bohrkäfer. (*Ptinus*. Linn.) Diese Art Käfer halten sich als Larve und Käfer im Holze auf getrockneten In-

selten, Pflanzen und in Sämereien auf. Ihre Larve bohrt sich Löcher in das Holz um ihre Eier hineinzulegen, im Frühjahr und Herbst findet man sie vervollkommen in den Häusern am Holzwinkel und an den Wänden kriechend, auch sitzen sie auf den Blumen. In den Schäften der Weiden bohrt die Larve runde tiefe Löcher, um sich in ein geflügeltes Insekt zu verwandeln, da es alsdenn auf die Blumen fliegt. Man erkennt es an seinen fadenartigen nahe beisammenstehenden Fühlhörnern, die am letzten Gliede mit einem federartigen Verte besetzt sind. Im Winter schlafst die Larve gewöhnlich, die ungeflügelten Weibchen findet man oft mit den kleinen Speckläserrattungen in Gläsern und gläsernen Gefäßen, woren sie gefallen sind, und woraus sie sich nicht wieder helfen können. Will man den Käfer fangen, so zieht er wie die Speckläserr Kopf und Füße an sich und stellt sich tot. Im Juli (auch einige Arten desselben schon im Mai) steigen sie auf Blumen.

Boibí. Eine grüne Brasilianische Schlange, ungefähr drei Fuß lang.

Boicuába. Eine im Lande der Inkas sich aufhaltende lange Schlange, die andere Schlangen, und vorzüglich die Nasseschlange, verschlingt.

Boignacu. Eine große Brasilianische Schlange von sieben und einem halben bis acht Fuß Länge. Sie hat eine sägeförmige Oberlippe, und sehr wenig Gift bei sich. Die Indianer kleiden sich von ihrer Haut und essen ihr Fleisch.

Bojobischlange. (*Boa canina*. Linn.) Diese über zwei Ellen lange Schlange, welche auch unter dem Namen der Hundskopf aus Merito gebracht wird, hält sich in alten hohlen Bäumen, vornehmlich in dem Quasarabäume auf. Sie ist von schöner Farbe; ihre Schwanz, die sie bedecken, sind lang, groß, ungleich, eckig, meergrün und pomeranzengelb

gesleckt; am Bauche haben sie eine röthliche Einfassung, auf dem Rücken laufen in einer geschlangelten Reihe lange weißliche Quersieden hinweg. Die Augen sind mit großen Schuppen umgeben. Die langen Hundszähne stecken gleichsam in einer Scheide, die feurigen Augen haben einen schreckenden Blick. Besonders zeichnet sich diese Schlange durch ihre Oberlippe aus, die mit großen Schuppen eingefasst ist. Sie kriecht öfters in die Häuser, thut aber niemanden Schaden, wird sie aber gereizt, so kann sie wegen ihrer Größe und langen schneideenden Zähne leicht gefährlich werden, weil auf diesen Biß fogleich eine tödliche Entzündung erfolgt.

Boitiao. Eine Brasilianische Schlange; sie ist sieben bis acht Schuh lang, rund und hat ziemlich die Stärke eines Arms und einen sehr spitzigen Schwanz. Sie hat olivengrüne und gelbliche dreieckige Schuppen. Ihr Biß ist gefährlich.

Boletik. Name eines thonichten Steins von Aschenfarbe mit silbernen Streifen, der eine Morgen mit ihrem Hute vorstellt.

Bologneser Spath. S. Bononiischer Stein.

Bolus ist s. v. a. Siegelerde. S. Siegelerde.

Bom. Die in Angola und Brasilien unter diesem Namen lebende Schlange, ist besonders durch das Geräusche, welches sie durch ihren Gang erregt, merkwürdig.

Bombardirkäfer. (*Carabus crepitans*. Linn.) Dieser Laufkäfer gehört unter die geflügelten, und ist drei Linten lang. Man findet ihn unter den Steinen verborgen; er läuft geschwind, aber mehr springend; selten macht er Gebrauch von

seinen Flügeln, er vertheidigt sich, wenn man ihn fangen will, oder gegen seinen Verfolger den Puppenräuber (*Carabus Sycophanta* Linn.) durch einen blauligen unangenehmen Dunst, den er mit einem starken Knall aus dem After vermittelst einer an demselben befindlichen Blase herausläßt. Wenn man diese kleine Artillerie will spielen lassen, so darf man nur einen dieser Käfer auf dem Rücken kräzen. Nach Netanders Erzählung (Schwed. Abhandl. 1750. S. 292.) soll er im Stande sein hundert und zwanzigmal diesen Knall von sich zu geben. Ist er des Laufens müde, so legt er sich vor dem ihn verfolgenden Laufässer nieder, der mit offenem Munde auf ihn losgeht, um sich seiner zu bemächtigen, den er aber durch einen einzigen knallenden Dunst verjagt, und sich dann fogleich wieder ins nächste Loch unter die Erde verkriecht. Er hat ein rothes Brustschild und schwarzblaue Flügeldecken. In Frankreich ist dieses Insekt gewöhnlich kleiner als in Deutschland und Schweden.

Bombanc. Ein weißer Stein, den die Steinbrüche um Paris herum liefern, und der zu den Fassaden der Gebäude gebraucht wird. Er ist funfzehn bis vier und zwanzig Zoll hoch, weshalb er sehr tauglich zu Säulenwerk ist.

Bonda, oder Bonde. Ein Baum auf der mittägigen Küste von Afrika, im Lande der Quosa's. Die Bonda's sind die stärksten und höchsten Bäume auf der Erde. Aus einem einzigen Baumstamme machen die Neger Kanots von einer erstaunenswürdigen Länge. Aus seiner Asche, mit Palmenöl vermischt, bereitet man eine sehr gute Seife.

Bonetfisch. (*Scomber pelamis*. Linn.) Ein Seefisch, der in das Geschlecht der Makrelen gehört. Er ist gewöhnlich drei bis vier Fuß lang; sein Aufenthalt ist zwischen den Wendecirkeln. Am grünen Vorgebirge ist das Meer ganz voll von ihnen. Im Sommer tritt er in die Flüsse über und nährt sich von Fischen. Oben ist er schiefgrau und hin und

wieder grünlich, unten perlfarbig. Er hat vier gelbe Streifen an der Seite, die am Kopfe in gleicher Entfernung anfangen, und sich am Schwanz vereinigen. Die Augen sind groß mit einem silberfarbenen Ringe eingefasst; nahe am Schwanz hat er oben sechs und unten sieben vieredliche Bastardflossen. Seine Schuppen sind klein, er kann zehn bis elf Fuß hoch über das Wasser nach fliegenden Fischen springen. Das Fleisch ist sehr wohlgeschmeckend.

Bonit. Eine im Atlantischen Meere sehr gemeine Makrelenart. Er ist dick, rund und hat oft zwei Fuß in der Breite, und eine Elle in der Länge. Sein Fleisch ist zart und von sehr gutem Geschmacke.

Bononischer Leuchtstein. (Barytes vitriolatus spathosus Bononiensis). Dieser Stein hat die Größe und Gestalt einer getrockneten Feige, ist von gelblicher Farbe, in dünnen Stücken halb durchsichtig und in der Mitte strahlig. Er besteht aus Schwererde und Vitriolsäure, wozu oft noch Kalk und andre Erden, zuweilen auch Eisen kommen. Man findet ihn in Italien, besonders um Bologna, wo ihn ein Schuster, der Alchymie trieb, entdeckte. Er wird bei uns ziemlich thener verkauft. Er besitzt die Eigenschaft Licht einzusaugen, und es dann in der Dunkelheit wieder von sich zu geben, in einem sehr hohen Grade. Wenn er zwei Minuten dem Tageslichte ausgesetzt wird, so leuchtet er nachher vier Minuten; wenn er vier Minuten lang Licht einsaugt, so leuchtet er nachher achtzehn Minuten; liegt er unter einer Glasmölde, so saugt er gar kein Licht ein. Dämmerung hat wenig und Mondenschein gar keine Wirkung auf ihn; wohl aber das Tageslicht, die Sonne mag scheinen oder nicht, auch das Lampenlicht und Kündesfeuer, obgleich in einem geringern Grade als das erstere. Doch leuchten nicht alle Bononische Steine gleich stark, und die, welche Eisentheile bei sich führen, leuchten gar nicht. Die, welche am stärksten leuchten, sehen in der Nacht wie glühende

Kohlen, sobald sie aber das Licht zerstreut haben, so sind sie wieder dunkel. Wickelt man ihn, nachdem er Licht eingesogen hat, in Baumwolle ein, und verwahrt ihn in einem verschlossenen Gefäße vor der Lust, so behält er sein Licht mehrere Jahre, und leuchtet, wenn man ihn nach Verlauf dieser Zeit wieder an die Lust legt. Je öfter man ihn Licht einzischen und es dann wieder von sich geben läßt, desto stärker wird seine Kraft. Man kann diese Kraft auch noch dadurch vermehren, daß man ihn sein zerstößt, mit Wasser oder mit Leinöl durchnetzt und dann calcinirt. Er leuchtet dann weit stärker, und hat er sein Licht verloren, so verstärkt man seine Kraft aufs Neue, wenn man ihn zum zweitenmale calcinirt, so daß man endlich bei seinem Scheine lesen kann.

B o o b y. Ein sehr schöner aber auch sehr dummer Vogel auf der Insel Tabago, der in so großer Menge daselbst anzutreffen ist, daß ein einziger Mensch wohl tausend in einem Tage fangen kann.

B o o p e. Ein Brasilianischer Seefisch, dessen Augen den Ochsenaugen, der Größe nach, gleichen. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Dunsische. Aus seinem Fette macht man Öl.

Boots haak. Ein Amboinischer Fisch.

Borachera. Ein Westindischer Baum, der sehr schöne weiße wohlriechende Blüthen trägt. Der Saft von den Blättern macht trunken.

Boramets. S. Scythisches Lamm.

Borax. Ein klares durchsichtiges Salz, dessen Kristalle sechs- bis achtseitige Säulen bilden. Es besteht aus mineralischem Laugensalze und einer eigenen Säure, welche sich trocken in schuppiger Gestalt darstellen läßt und säuerlich schmeckt. Lackmustinktur roth färbt, und Boraxsäure so

wie auch wegen seiner schmerzstillenden und einschläfernden Kräfte, Sedativsalz genannt wird. Man bringt den Borax gewöhnlich aus Ostindien. Er ist hart, schwer und von blausicher Farbe. Man war lange wegen seines Ursprungs ungewiss, jetzt ist es ausgemacht, daß er ein Naturprodukt ist. Er wird theils in Indostan, Tibet, Japan und in China aus einer mehlartigen etwas fertigen Erde durch Ansaugen gewonnen, theils findet man ihn auch in Seen aufgelöst. In Tibet ist ein solcher mit Borax geschwängerter See, der sein Wasser durch Salzquellen erhält. Dieses Wasser bläht, wenn man auch nur wenig davon trinkt, den Leib auf, und ist tödtlich. Der rohe Borax setzt sich auf dem Boden an, wo er dann gegraben wird und sich in den Gruben bald wieder von neuem erzeugt, so daß man keine Abnahme davon spürt. Die Ostindier nennen den rothen Borax Tinkal; sie reinigen ihn von den erdichten Theilen und senden ihn, mit Oel in Hände gepackt, nach Europa, wo er von neuen wieder gereinigt wird. Dieses geschieht besonders in Holland, doch führt der gereinigte Borax noch immer von den Venetianern, die ehedem Handel damit trieben, den Namen Venetianischer Borax. Die Behandlungsart desselben beim Reinigen, halten die Holländer sehr geheim. Der gereinigte Borax erscheint in großen durchsichtigen Kristallen, welche in der Wärme leicht verwittern, und in großer Hitze sich in einen weißen Schaum verwandeln. Er verglast leicht, und verschlägt und verglast auch die meisten Erden und Metalle mit sich. Daher branchen ihn die Metallarbeiter zum Schmelzen und Löthen. Auch ist er in der Chymie unentbehrliech. In der Medicin wird er jetzt seltner, in Glassfabriken aber desto häufiger gebraucht. In der Schweiz findet man ein Salz, welches viele Eigenschaften hat, die denen des Borax ähnlich sind. Man versäuft den Borax oft mit Alaun.

Boraxsäure wird das Sedativsalz genannt. S.
Borax.

Borkenkäfer. (Bostrichus. Linn.) Wird auch von einigen Kapuzkäfer genannt. Diese Käfer haben viele sehr kaum sichtbare, in einander gewebte Härchen auf den Flügeldecken und über den ganzen Körper, so daß man die einzelnen Haare nicht von einander unterscheiden kann, bringt man sie aber unter ein Vergrößerungsglas, so findet man sie haarig und wie frisiert. Sie leben zwischen den Rinden der Bäume, vorzüglich des Nadelholzes. Wo man frisch gebohrte runde Löchelchen in einem Stämme bemerkt, darf man nur die Rinde behutsam abschälen, und die labyrinthischen Gänge unter derselben verfolgen, so wird man an deren Ende gewiß die Käfer antreffen. Am häufigsten finden wir sie seit einer geräumten Zeit in Deutschland an frisch gefällten jungen Stämmen in unsern Waldungen. Die Förster und Jäger kennen diese Käfer unter keinem andern Namen, als unter jenem der schwarzen oder fliegenden Mücken. Seine Larve findet man im Winter zwischen den Rindern der Stämme, gewöhnlich ist er im Mai vollkommen. Ueber seine Schädlichkeit sind verschiedene Schriften erschienen, worunter Smelin von der Wurmtröpfchen, empfehlungswert ist. Die Käfer dieser Art sind klein, walzenförmig, der Körper ist filzhaarig bedeckt, an beiden Seiten stumpf; sie haben einen kleinen abgerundeten unter dem Brustschild verborgenen Kopf. Die runden Augen sitzen ganz am Rande desselben, die Fühlhörner sind kurz, aus einander stehend, der Brustschild ist abgerundet walzenförmig, das Schildchen ist klein und rund, die Flügelscheiben sind steif, gewölbt und so lang als der Hinterleib. Die Füße sind kurz und haben viergliedrige Fußblätter. Ihre Farbe ist dunkel und schmutzig, bei den mehren Arten ganz schwarz. Da sich Larve und vollkommenes Insekt unter den Rindern der Stämme nährt, so ist ihre Verwandlungsmethode zur Zeit noch unbekannt. Die gefährlichsten Arten für die Nadelhölzer sind der Bostrichus typographus. Linn., Bostrichus chalcographus, Bostrichus polygraphus, Bostrichus ligniperda, und mehrere andere.

Borrägen, oder Borretsch. (*Borrago officinalis. Linn.*) Ein bekanntes Küchengewächs, welches aus seiner langen Wurzel längliche, breite, rauhe und etwas stachlige Blätter treibt, die auf dem Boden herumliegen. Der schwache ästige Stengel ist mit stacheligen Borsten besetzt, und bringt auf der Spitze schöne blaue, oft auch weiße sternförmige Blumen hervor, auf welche im Blumenkelch schwarze Samenkörner, die die Gestalt der Otterköpfe haben, folgen. Das ganze Gewächs, das in Gärten gezogen wird, enthält einen schleimigen Saft, ist erfrischend und versüßt das Blut.

Borrouf, oder Borojo. Ein Baum im Lande der Quoja's auf der Seeküste von Afrika, woraus man durch Einschnitte eine Art purgirender Milch erhält. Seine Rinde ist mit krummen halbenformigen Stacheln besetzt.

Boson. Eine Muschelart in Senegal.

Bossy. Ein Baum in Afrika im Königreich Quoja, welcher eine fast dürre Rinde, aber ein fettes und öliges Holz hat, dessen Asche zum Seifensieden gebraucht wird. Er trägt eine gelbe säuerliche wohlgeschmeckende Art Pfauen.

Bouaya. Ein Seefisch, der zum Geschlechte der Seepferde gehört.

Boubie. Ein Wasservogel in Neuspanien; er ist noch nicht völlig so groß als eine Eule, und sieht hellgrau aus. Auf den Küsten ist er nicht so weiß als auf den Inseln. Sein Schnabel ist stark, lang, dick und am Ende breit; die Füße sind platt. Sein Fleisch ist schwarz und hat einen Fisch ähnlichen Geschmack.

Boujaya. Eine Gattung Nadelfische auf den Molukischen Inseln.

Boulang. Ein Fisch auf den Molukischen Inseln.

Boutis. Eine Natter auf der Goldküste, welche besonders den Neisfelbern sehr gefährlich ist. Eine einzige derselben kann in einer Nacht so viel Schaden anrichten als hundert Matten zusammengenommen. Sie verheert und verwüstet sogar das, was sie nicht mit fortschleppen kann, daher lauern ihr die Neger auf der Afrikanischen Goldküste sehr auf, weil sie für diese noch obendrein eine Leckerei ist.

Bovist, oder **Bovist.** (*Lycoperdon bovista*, Linn.) Dieser Schwamm gehört zum Geschlechte des Kegelschwamms, und wächst auf trocknen Wiesen und ungebauten Feldern. Er ist kugelrund, hat einen kaum merklichen Stiel, und sieht im Anfang schön weiß, nachher aber, wenn er reif wird, schwarz aus. Man findet ihn von der Größe einer Haselnuss bis zu der eines Kinderkopfs. Er enthält innwendig eine weiche schwammige Substanz, die sich, wenn er trocken wird, in einen gelblichen Staub verwandelt. Untersucht man diesen Staub mit einem Mikroskop, so scheint er aus einer unzähligen Menge kleiner Kugeln zu bestehen, von welchen jede mit einem kleinen Stachel versehen ist. Der Geruch dieses Staubes ist widerig, und der Geschmack zusammenziehend. Man hält diese Kugelchen für den Saamen, der in der Erde Wurzel schlägt, und das Gewächs von neuem wieder hervorbringt. Fliegt dieser Staub in die Augen, so erregt er oft Blindheit; atmet man davon etwas durch den Mund in die Lunge ein, so ist eine gefährliche Entzündung die gewisseste Folge; innerlich gebraucht, würde er ein gefährliches Gift sein, allein mit gehöriger Vorsicht auf Wunden gelegt, ist er als ein sehr gutes blutstillendes und eiternde Geschwüre austrocknendes Mittel bekannt. Auch dient er zum Veräubern der Bienen, wenn man sie beim Zieldien betäuben will.

Boyoupecanga. Eine sehr große Schlange in Brasilien. Die Flecken, womit der Rücken gezeichnet ist, lassen vermuthen, daß sie eine von den giftigsten sei.

Boytio pua. Eine runde lange Brasilianische Schlange, die einzige und allein von Fröschern lebt. Die Wilden reiben aus Abeglauben die Seiten der unfruchtbaren Weiber damit, um sie fruchtbar zu machen.

Boyuna. Eine schwarze lange dünne Schlange in Brasilien. Sie giebt einen sehr unangenehmen Geruch von sich.

Brachdistel. S. Manustreu.

Brachsen, Brassen, oder Braden. (*Cyprinus brama*. Linn.) Gehört eigentlich zum Karpfengeschlecht und ist der bekannteste darunter. Er erreicht neben einer ansehnlichen Breite eine Länge von zwei bis drittthalb Fuß, und ein Gewicht von zehn bis zwanzig Pfund. Der Rücken ist gebogen und sieht schwärzlich aus; die Seiten sind gelb, weiß und schwarz gemischt. Er hat einen nach Verhältniß seines Körpers kleinen Kopf, große weiße Schuppen, vier Flossedern, als zwei an den Ohren und zwei mitten am Bauche, einen dicken Rücken, einen zusammengedrückten Leib und im Schwanz viel Gräten. Er hält sich in der Tiefe großer Landseen und langsam strömenden Flüssen auf, und lebt von Kräutern, Gewürzen und fetter Erde. Im April und Mai kommt er in die Höhe, und läßt den Laichen an dem mit Gewächsen besetzten Ufern mit einem starken Geplätscher von sich. Wird er aber nur durch das geringste Geräusche darin gestört, so geht er dann plötzlich wieder in die Tiefe und stirbt an dem verhaltenen Laiche. Bei dem Männchen finden sich zu Laichzeit kleine Knödchen auf dem Leibe wie Linsen, woran sich das Weibchen reibt, wenn sie laichen will; nachher verschwinden dieselben.

Brachsen (Brand-). Ein Seefisch, der etwas größer als eine Hand ist; er hat ein kleines Maul voller Zähne und einen mit breiten Schuppen besetzten Körper. Die Augen sind groß und schwärzlichblau. Der Rücken ist blau und etwas

schwarz. Der Bauch ist weiß, der Schwanz breit und schwarz getupft. Zur Speise wird er nicht gebraucht.

Brachvogel (Rother). (*Tantalus ruber*. Linn.) Dieser wilde Vogel, den uns Seba unter dem Namen *Porphyrio Amoenensis* beschrieben und abgebildet hat, findet sich heutzutage auf den Bahamischen Inseln und andern Inseln des Weltmeers, auch in den zwischen den Wendocirkeln gelegenen Ländern in Amerika, besonders auf Florida. Er ist nicht länger als fünf und zwanzig Zoll, und hält sich am liebsten am Gestade des Meeres auf, bei der Ebbe sucht er sich Fische und Insekten zu seiner Nahrung. Er lässt sich leicht zähm machen, und ist sehr ekel, lebt öfters auch auf den Bäumen, baut aber sein Nest nahe am Erdboden aus dünnen Blättern, und legt etliche grünliche Eier, nistet sogar in den Häusern; die Jungen kommen schwärzlich aus den Eiern, kurz darauf verwandelt sich diese schwärzliche Farbe ins Gräuliche, und noch ehe sie ansfliegen lernen, werden sie weißlich, alsdann nach und nach röthlich, bis sie mit dem dritten Jahre ganz blutrot über dem Körper werden. Sie haben viel Ähnliches mit den Schnepfen, und sind nicht viel größer als eine Elster. Den lateinischen Namen gab ihnen Linne wegen ihrer Gesäßigkeit. Kopf, Gesicht und Hühne sind dunkelroth, die Flügelspitzen sind schwarz. Seine Nahrung bringt er nach Art der Papageyen mit der Pfote in den Mund, taucht sie von Zeit ins Wasser ein, und wenn er sündigt, so scheint es, als ob er das Wasser zerbeißen wollte. Die Alten zierten mit seinen bunten Federn ihre Tempel und Paläste aus.

Bradypus. S. Faulthier.

Brätling, oder **Breitling**, **Scharfbauh**, **Sprotte**. Ist eine Abänderung der Sardelle. Der Bauch endigt sich in eine gekrümmte Schneide, der Rücken ist schmal und bläulich. Der Kopf ist verhältnismäßig ziemlich groß.

Seine Länge beträgt vier bis fünf Zoll. Er wird in der Nord- und Ostsee, und im Mitteländischen Meere, wenn er zur Laichzeit im Herbst aus den Tiefen herauskommt, in großer Menge gefangen; er ist eben so zahlreich und fruchtbar als der Hering. Bloß an den Küsten von Bretagne bringt der Fang desselben etliche Millionen ein; und in Norwegen, Schweden, Holland, England, Preussen, Pommern und Holstein ist er ebenfalls sehr anzuhören. Er wird auch eingesalzen, hält sich aber nicht so gut wie die Heringe. Geräuchert nennt man diese Fische Sprotten.

B r ä t l i n g. (*Agaricus lactifluus*. Linn.) Wird im August im September häufig in Wäldern angetroffen, und ist, mit Ausnahme einiger schädlichen Arten, einer der beliebtesten eßbaren Schwämme. Er enthält einen süßen Milchsaft und einen angenehmen Geruch und Geschmack, wodurch er sich vor andern auszeichnet. Die besten Arten sind: der rothbraune (*Agaricus lactifluus fulgens*), der goldfarbige (*A. l. aureus*) und der silberfarbige (*A. l. argenteus*). Der Hut des ersten ist flach gewölbt, roth- oder gelbbraun mit weißlich ocherfarbenen Blättchen. Der Stiel ist dicke, keulenförmig, fast von gleicher Farbe, unterwärts braunrot. Den goldfarbigen findet man in schattichten Buchenwäldern auf feuchten mit Moos bewachsenen Plätzen. Die Grundfarbe des Hutes ist saffangelb und mit dunkelrothbrauner Farbe und dazwischen gemischten Flecken überzogen. An Geschmack kommt er den vorhergehenden und dem silberfarbigen nicht bei. Die weiße Farbe des letzten verwandelt sich bei den alten ins Bleichgelbe. Die giftigen Arten unterscheiden sich durch den Geruch und den Geschmack.

B r a n d g a n s. (*Anas tadorna*. Linn.) Ein auf der östlichen Seite von England am Caspischen Meere, und bei den Salzseen in Siberien an Ufern wohnender Vogel, der das Mittel zwischen einer Gans und Ente hält; er nährt sich von Fischen,

Inseln, Schaltheeren und Kräutern, bald legt er seine weißlichen nicht völlig runden Eier gewöhnlich funfzehn bis sechzehn an der Zahl in die Höhlen der Kaninchen, bald aber auch in eigene Gruben, deckt sie mit einigen Pflaumenfedern sorgfältig zu, und das Weibchen brütet sie beinahe in dreißig Tagen mit vieler Vorsicht aus. Der Vogel ist zwei Schuh lang, der Kopf und obere Hals sind grünlich schwarz, bei dem Männchen violetschwärzlich, der Rücken weiß, die Brust braun, über den Vorbertheil des Leibes hat er ein rostfarbenes Band; am Unterleibe einen schwarzen Streif. Die Schwungfedern sind schwarz, rostfarben und weiß; der Schwanz ist weiß mit schwarzen Spitzen, der plattgedrückte Schnabel ist rot, und hat eine fleischige Erhöhung. Das Weibchen hat weniger lebhafte Farben. Dieser Vogel liebt das Wasser sehr, taucht selten unter, und trägt seinen Schwanz wie Schilfrohr. Er baut wie der Fuchs sein Nest an die Ufer in Löcher nahe an die Erde, die einen doppelten Ausgang haben. Brandgans heißt er wegen der Brandungen oder wiederschlagenden Wellen. Seine Federn sind so weich wie Eiderdunen. Sein Fleisch ist ranzig, aber die Eier essbar.

Brasilianischer Balsam. S. Copahu-
balsam.

Brasilianische Distel. S. Caraguata.

Brasilianische Fischotter. (*Mustela luris Brasiliensis*. Linn.) Diese Art von Fischottern, welche theils in den Flüssen des mittägigen Amerika lebt, theils sich auch manchmal auf dem Lande aufhält, ist eine von den nördlichen Fischotttern ganz verschiedene Art, sie heißt Yeva oder Coriguri bei den Brasilien, beim Mai und Klein Luira Brasilensis. Am gewöhnlichsten findet sie sich längs dem Ufer des La Plata Flusses, wo sie in Gesellschaft zu leben gewohnt ist, sich eine Höhle am Ufer gräbt, und sich von Krabben oder Taschenkrebsen und kleinen Fischen nährt. Sie ist ganz schwarz

außer dem Kopfe, welcher braun ist; an der Kehle hat sie einen gelben Flecken. Ihr Fell giebt ein vorzessliches Pelzwerk, und je schwärzer dieses ist, desto theurer wird es bezahlt, und zur Beklebung des übrigen Gebrämes von andern Pelzwerke gebracht. Die Wilden essen das Fleisch.

Brasilianischer Geier, auch *Aura* genannt. Seine Grundfarbe ist schwarz, und am Halse, auf der Brust und an den Flügeln etwas mit Noth vermisch't. Schnabel und Fänge sind rückwärts gebogen; an der Stirne hat er Haare. Er ist eine Rabengattung und lebt in Peru, er ist so fleischgierig, daß er sich am Fleische todter Thiere so vollfräßt, daß er nicht ausscheiden kann. Wird er von Jägern verfolgt, so bricht er alles wieder heraus, um desto leichter fliegen zu können.

Brasilianische Grieswurz. S. *Paresra*.

Brasilianischer Marder. S. *Galera*.

Brasilianisches Wundkraut. S. *Cao-hetingua*.

Brasiliensholz. (*Caesalpinia Brasiliensis*. Linn.) Der Baum, von welchem dieses Holz kommt, ist groß und stark, hat einen krummen und knotigen Stamm, und eine stachlige Rinde. Die Blätter gleichen denen des Buchsbaums, die Blüthen sind abrennsformig und wohlriechend, das Holz ist hart und roth. Der Splint dieses Baums ist außerordentlich dick, und wegen seiner großen Weichheit zum Bearbeiten untauglich. Daher wird bloß der Kern von den Tischlern benutzt. Aus dem Splinte aber sowohl als aus dem Kerne, erhält man eine rothe Farbe, die aber nicht dauerhaft ist. Auch bereitet man rothe Tinte davon. Es wächst zwar in einem großen Theile von Amerika, ist aber nicht überall von der nehmlichen Gute. Man pflegt die verschiedenen Sorten desselben nach den Namen der

Städte und Gegenden, wo es gefällt wird, zu benenuen. Das Brasilienholz von Fernambouc, einer Stadt in Brasilien, das gewöhnlich nur Fernambouc genannt wird, ist das gesuchteste. Achtes Fernamboucholz muß schwer sein, und einen Zuckergeschmack im Munde zurück lassen. Man hat den Baum auch nach Asien verpflanzt, an dessen Klima er sich völlig gewöhnt hat.

Bratfisch. S. Alaub.

Brauner Weiderich. (*Lythrum salicaria*. L.) Diese Pflanze hat den Namen von den Orten, wo man sie findet. Sie wächst nehmlich unter Weiden. Ihre steifen Stengel werden oft mannhoch, und sind von röthlicher Farbe; ihre länglichen und zugespitzten Blätter stehen an den Knoten der Stengel; ihre Blüthen sind ährenförmig und sehen purpurroth aus. Eine in zwei Fächer gertheilte Hülse, die sich aus demselben entwickelt, enthält die zarten Saamenkerne. Das Kraut wird als ein kühnendes und reinigendes Mittel gebraucht.

Braunsahler Adler. (*Adler mit weisse m Schwefe*). (*Falco albicilla*. Linn.) Er befindet sich in Europa, besonders in Schottland und auf den nahe gelegenen Inseln; er hat die Größe eines Kaleukischen Habus, ist zwey Fuß neun Zoll lang, lebt von Fischen, und frisst die größten derselben sehr gierig, so wie er auch den Hasen, Rehbüchern und Kaninchen nachspürt. Der Kopf und Hals des Vogels sind bleichgrau, so wie der Schnabel blaßgelb am Rande und an der Wurzel etwas länglich ist. Die Stirne ist zwischen den Augen und der Nase kahl mit etlichen kleinen Borsten besetzt, mit bläulicher Farbe. Der Schwanz ist ganz weiß. Die Füße unter den Knien sind gesiedert und glänzend weiß, die Klauen schwarz.

Braunfisch. S. Meerschwein.

Braunkehlchen. (*Motacilla rubetra.* Linn.) Dieser etwas seltne Vogel findet sich in Europa bis nach Schwei- den, und ist gröher als das Rothkehlchen. Er hält sich meistens theils in Gebüschen auf, lebt von Gewürmen und Fliegen, und ist des Buffons Grand Taraquot, und des Aldrovands Todenvogel (*Montanellus Bononiensium*). Sein Nest haut er dem Neste des Rothkehlchens vollkommen ähnlich, und legt fünf weißliche schwarz gesprengte Eier. Der Schnabel und die Füße sind schwarz, die Augenleder sind weiß; über den Flügeln hat er eine weiße Linie, eine bräunlich gelbe Brust und Kehle. Der fast weiße Schwanz ist fast bis ein Drittel seiner Länge schwärzlich. Die zwei mittlern Schwungfedern sind ganz schwarz. Dieser Vogel ist sehr schüchtern, und daher schwer einzufangen und zu zähmen.

Braunstein. (*Magnesium*). Einige halten dieses Mineral für ein, wiewohl sehr armes, EisenErz, dagegen andere es mit weit mehr Grunde für ein eignes Metall halten, von welchem sich auch wirklich der König darstellen lässt. Es enthält überdies viel Phlogiston, mit welchem es sich überhaupt sehr begierig füttigt, Essigsäure, Bittersalz und eine andre noch zweifelhafte Grunderde; auch hat es oft Eisen-, Blei-, Zink- und andre metallische Theile in sich. Ist es rein oder mit Eisen zusammengeschmolzen, so wirkt der Magnet nicht auf diese Masse. In starkem Feuer wird es zu einer schwarzen, gelblichen oder violetten Glasschlacke. Gediegen findet es sich nie, sondern entweder vererzt oder kalkförmig. Die vornehmsten Braunsteinerze sind das stahlgrau, das rothe oder rothbraune und das schwarze Braunsteinerz. Das letztere ist sehr weich, rissig, färbt ab, und entzündet sich, mit Leinöl angereichen, von selbst. Kalkförmig ist der Braunstein von grauer, rother, weißer und andern Farben. Der Perigord, in der Farbe dem Basalt ähnlich, ist wegen seiner Härte und Reinheit eines der geschätztesten Braunsteinerze. Der aus dem Erz gewonnene Braunsteinkönig ist stahlgrau, spröde, sehr hart und strengflüssig.

Er verbindet sich leicht mit Eisen, und hat unter allen Metallen das stärkste Anziehungsvermögen zum Sauerstoff. Der Braunstein ist eins von den Mineralien, welche am allermeisten auf der Erde verbreitet sind. Ehemals kannte man nur den aus Piemont, allein man hat ihn auch in Toskana, England, Böhmen und Sachsen und andern Ländern, in beträchtlicher Menge. Die Glasbereiter werfen Braunstein in die geschmolzene Masse, um das Glas helle zu machen. Daher führt er auch den Namen Glasseife. Doch muß man hier die gehörige Mittelstrafe halten; denn zu viel Braunstein macht das Glas, zumal das von blauer Farbe, dunkel, und diesen Fehler wirft man im Auslande dem Böhmischem und Sachsischen Glase vor. Auch die Töpfer brauchen den Braunstein zur Glasur des Geschirrs. Der Braunsteinkönig ist bisher noch von keinem Nutzen gewesen.

Braunwurz. (*Seropularia nodosa*, Linn.) Von diesem Kraute hat man eigentlich zwei Arten. Die erste hat einen hohlen purpurfarbenen Stengel, der sich oben nach der Spize zu in mehrere Nebenäste teilt. Die Blätter sind länglich, breit, spitzig, gekerbt, und sitzen an den Knoten einander gegenüber; die Blüthen sind dunkelroth und bilden nach ihrem Verblühen runde zugesetzte Früchte, welche den zarten Saamen in zwei Fächern enthalten. Es wächst in Hecken und hat einen widerigen Geruch und Geschmack. Die Wurzel braucht man mit gutem Erfolg bei Kröpfen und Hämorrhoiden. Die zweite Art, oder die Wasserbraunwurz treibt drei Fuß hohe, fingerdicke, röthliche und grüne Stengel; ihre Blätter gleichen denen der ersten Art, jedes aber sitzt an einem besondern, wie eine Nine gestalteten Stiele und haben einen garstigen Geschmack. Die Blüthen, Früchte und Saamenkörper sind denen der gemeinen Braunwurz ähnlich. Es wächst an feuchten Orten, in Gräben u. s. w. und ist ein sehr gutes Wundmittel.

Brausestein. S. Zeolith.

Breccie. So heißt eigentlich jede zusammengesetzte Steinart, wenn sie aus größern Stücken anderer Steine besteht. S. B. Quarzbreccie, Kieselbreccie, Porphyrbreccie u. s. w.

Brechite. Eine zum Geschlechte der gegliederten Korallen gehörige Versteinerung.

Brehis. Eine wildes Thier, das sich auf der Insel Madagaskar und besonders in der Provinz Assomakta aufhält. Es ist von der Größe einer Ziege. Das Weibchen desselben hat mitten auf der Stirne ein Horn.

Breitblättrige Wolfsmilch. (*Euphorbia platyphyllos*. Linn.) Sie treibt einen vier Fuß hohen geraden saftigen Stengel mit lanzettensformigen Blättern. Der gemeinschaftliche Schirm ist fünftheilig. Die kleine Blüme ist gelblich. Die Frucht hat die Gestalt und Größe einer Kirsche und hat drei Saamenkörpern. Der Genuss dieser Körner erregt Krämpfe und Entzündungen. Der Saft der Pflanze zieht Blasen, beißt das feste Fleisch aus Geschwüren und dient zur Reinigung der Wunden; besonders bei Pferdekrankheiten. Diese giftige Pflanze selbst ist in Europa gemein.

Breitsisch, oder Dicksisch (einfarbige). (*Stromateus paru*. Linn.) Dieser Fisch wird in den Amerikanischen Gewässern angetroffen, er ist nicht so bunt als die erste Art dieses Geschlechts, lebt von jungen Fischen und Würmern, und hat ein Paar Streifen an den Seiten, deren einer in die Höhe, der andere gerade aus läuft, gemeinlich ist er sechs Zoll lang und vier und einen halben Zoll breit. Sein Kopf ist klein, oben bräunlich, und hat spitze Zähne, fünf bis sechs Gräten in der Kiezenhaut, und kleine flache Schuppen. Das Fleisch dieses Fisches ist weiß, zart und sehr schmackhaft; man trocknet es an der Sonne ab, um es aufzubewahren, und weicht es in Wasser ein, wenn es gespeiset werden soll. In einer Salzbrühe

mit Tamarinden eingelegt, wird ein ansehnlicher Vorrath davon auf Schiffen zu weiten Seereisen mitgenommen.

Bremse. (*Oestrus*.) Ein zweiflügeliges Insett, das zum Fliegengeschlechte gehört; es hat viel Ähnlichkeit mit einer kleinen Hummel. Man findet deren verschiedene Gattungen. Ein merkwürdiger Unterschied, der die Bremsen von dem ganzen Fliegengeschlechte unterscheidet, wird an dem Theile bemerkt, der das Maul vorstellt. Man findet weder ein eigentliches Maul noch einen Stachel, sondern nur drei Punkte, doch haben sie eine Art von Nüssel, von dem sie aber keinen Gebrauch machen zu können scheinen. Man vermuthet daher, daß sie in ihrem vollkommenen Zustande gar keine Nahrung weiter zu sich nehmen, wenigstens nähren sie sich nicht vom Blute anderer Thiere, dennoch sind sie den Thieren furchtbarer als die Stechfliegen, weil sie ihre Eier auf dieselben legen und ausbrüten, und ihre Larven auch auf denselben ernähren.

Bremse (Ochsen=). (*Oestrus bovis*.) Schwebt über den Rücken der Rinder, und läßt ein Ei darauf fallen, dieses klebt fest in den Haaren und wird dasselbst ausgebrütet. Die Made (Engerling) bohrt sich alsdenn in die Haut, erregt dadurch eine Art von Beule oder Geschwür, und nährt sich während ihres Larvenzustandes von den Säften dieser Thiere. Die Öffnung in der Beule bleibt beständig offen, wodurch die Made Gemeinschaft mit der äußern Luft behält. Kommt nun die Zeit ihrer Verwandlung, so kriecht sie heraus. Bei einer mäßigen Anzahl solcher offenen Geschwüre befinden sich die Thiere wohl und fressen besser und sind gesünder, als wenn sie ganz frei davon sind.

Bremse (Pferde=). (*Oestrus haemorrhoidalis*.) Wenn das Weibchen seine Eier legen will, hält es sich bei den Pferden in der Nähe auf, und paßt den Zeitpunkt ab, wo eins misst, setzt sich sodann gleich an den geöffneten Uster und entle-

digts sich der Eier. In den Falten des Asters werden die Maden ausgebrütet, kriechen von da weiter durch die etliche und vierzig Ellen langen Gedärme des Pferdes bis in den Magen, wo sie bis zu ihrer Verwandlung bleiben. Um sich in dem Magen und in den Gedärmen festhalten zu können, haben sie zwei sehr scharfe Hähchen am Kopfe. Zur bestimmten Zeit lebren sie denselben Weg wieder zurück, stürzen sich durch die Öffnung des Asters auf die Erde und suchen einen bequemen Ort, wo sie sich in ihrer eigenen Haut verpuppen, und doch der Verwandlung als Fliegen hervorgehen.

Bremse (Schaf-). (Stirngrübler.) (Oestrus ovis) friecht vornehmlich den Schafen, bisweilen aber auch den Ziegen, Nehen und einigen andern Thieren in die Nase, und legt ihre Eier hinein. Die ausgebrüteten Maden ziehen sich dann weiter hinauf bis zu den Höhlungen des Stirnbeins und nähren sich von dem Schleime, der sich in der Drüsen absondert. Ihre Verwandlung geschieht ebenfalls in der Erde, oder doch an einem bedeckten Orte über derselben. Diese Larven verursachen den Thieren öfters die heftigsten Schmerzen.

Brennender Busch. Ein kleiner Strauch in der Provence, der sein Laub immer behält. Auch seine rothe Frucht widersteht dem Winter. Die Gleichheit des Namens hat die ungegründete Meinung veranlaßt, daß es der Busch sei, in welchem Gott dem Moses erschienen sei. Wahrscheinlich wird er wegen der Farbe seiner Frucht also genannt. S. Mispebaum.

Brennkraut. (Clematis flammula. Linn.) Diese Pflanze treibt einen langen holzigen Stengel, der sich aber nicht, wie die Winde, der er übrigens gleicht, um Bäume und Hecken schlingt, sondern gerade empor steigt. Die eiförmig zugesetzten Blätter stehen an langen Stielen einander gegenüber, und nur an den Spitzen der Zweige steht eins einzeln. Die weißen

fünfmal gespaltenen Blumen hinterlassen haarige langgeschwänzte Samen. Dieser Kraut, das in Ungarn, Österreich und Frankreich wächst, hat einen scharfen brennenden Saft in sich. Man zieht ein Oel daraus, welches als ein bewährtes Mittel gegen das Podagra, Hüftweh und gegen die Steinschmerzen gerühmt wird.

Brennessel. S. Nessel.

Briancöner Kreide. Kommt mit der Spanischen Kreide überein. Sie ist eigentlich eine Art feinglimmernder Talcstein, und hat ihren Namen von der Stadt Briancön in Frankreich, wo man sie in ganzen Gängen findet. Sie kommt zu uns in vierkantige Stücke zerschnitten, und wird von den Schneidern gebraucht, s. Talcstein.

Briancöner Manna. (Lerchenbaummanna.) (Manna laricea.) Ist ein verhärteter Saft, welcher in der ehemaligen Dauphine' in trocknen und dünnen Jahren aus den Blättern des Lerchenbaums heraußschwitzt. (s. Lerchenbaum.) Feuchtigkeit und besonders der Regen sind diesem Baume sehr nachtheilig. Man schneidet die Zweige ab, und legt sie in den Schatten unter die Bäume, und so verdickt sich der noch weiche Saft. Dieses etwas harzige Manna hat einen Zuckergeschmack. In der Medicin macht man keinen Gebrauch davon, weil es fast gar nichts von den Purgirkräften besitzt, welche andern Mannasorten, eigen sind.

Bricke. S. Neunauge.

Brillenschlange. (Coluber naja. Linn.) Diese Schlangenart, die man auch unter dem Namen Cobraschlange, Naja schlange, oder Cobra de Capello beim Seba und andern Schriftstellern angeführt findet, hat drei Nebenarten und Abänderungen, nach der Verschiedenheit ihrer

farben. Alle aber findet man in Italien, auf den Inseln Ceylon und Ternate; sie sind aber alle in Rücksicht ihrer Haut, der Brille auf der Stirne und ihrer ungleichmäigigen Schuppen sehr unterschieden. Die, welche man in Siam und Pegu findet, ist aschgrau von oben bis unten, blos auf dem Rücken schimmert eine rothbraunliche Farbe hervor. Der Bauch mit seinen hundert drei und neunzig Schildern ist breit, blaßroth ins Graue schillernd; ihre großen und starken Schwanzschuppen, deren sechzig an der Zahl sind, haben weiter keine besondre Zierde, die Augen sind groß und funkelnd, ihre breite Stirne ist kurz und oben weißlich, auf dem Vordertheile des Rückens ist die in einer braunen Einfassung eingeschlossene sogenannte Brille, wird aber die Schlange gereizt, so dehnt sie diesen Theil in einen breiten Kreis aus. Es ist die giftigste aller Schlangenarten; das beste Gegengift ist die Pflanze Ophiorrhiza Mungos. Der Ichneumon ist ihr Feind, und reinigt die Gegend von diesen Schlangen. Von den verschiedenen Ab- und Spielarten der Brillenschlange finden wir beim Seba im ersten und zweiten Theile die vortrefflichsten Abbildungen.

Brindones. Eine Frucht in Ostindien, welche von außen erst röthlich, und dann, wenn sie reif wird, schwarz sieht, innwendig aber eine Purpurfarbe hat. Ihr scharfes Fleisch wird zum Färben gebracht, auch kommt es mit in den Weinseßig jener Gegend. Seltens ist man sie.

Brocatell. Eine Andalusische Marmorart, den man aus einem alten Bruche nahe bei Tortona erhält, und der von verschiedenen Farben mäandert wird. Antiken Brocatell nennt man einen alten Marmor von der nehmlichen Art, welchen man ehedem nahe bei Adrianopel brach.

Broccoli. Eine kostliche Art blau und weißer Kohl, der erst im achtzehnten Jahrhundert aus Italien zu uns gekommen ist. Der blaue heißt der Römische, und der weiße der

Neapolitanische. Die Wartung hat er mit dem Blumenkohl gemein, in welchen er, wenn er zu nahe bei ihm steht, leicht ausartet. Er wird im Juni gesät, und die Köpfe, die auf dem Strunk erscheinen, und denen des Blumenkohls gleichen, sind einige Monate lang essbar. Die zarten Nebensprossen, welche nach Abschneidung der Köpfe zum Vortheil kommen, schmecken wie Spargel. Daher heißt der Broccoli auch Spargelkohl.

Brodbaum. (*Artocarpus incisa.*) Von diesem für heiße Länder, wo das Getraube nicht gerath, sehr wohltägigen Baume giebt es mehrere Arten, und er ist in einem großen Theile von Ostindien, auf den Philippinischen- und Mauerinseln und in einem großen Theile von Australien in großer Anzahl vorhanden. Am schönsten fand ihn Cook auf der Insel Tahiti, dessen harmlose Bewohner ihn durch Kultur veredelt hatten. Er ist so groß wie eine mittelmäßige Eiche, hat anderthalben Fuß lange Blätter, die einen Milchsaft enthalten, und seine bis acht Zoll langen Früchte sind melonenförmig. Völlig reif seien sie gelb, und das schwammige lockere Fleisch, das sie unter der rauhen Minde haben, wird zu einem widerlich süßen ungesunden Brei. Man nimmt sie daher vor der völligen Reife ab, zerschneidet undwickelt sie in Blätter und röstet sie, wo sie dann wie Weizenbrot schmecken. Man legt sie auch in Gruben, bedeckt sie mit Blättern und Steinen, lässt sie so gären, und macht dann aus diesem durchsäuerten Teige Brode, die auf heißen Steinen gebacken werden und sich lange halten. Drei solche Bäume nähren einen Menschen auf ein ganzes Jahr. Auf Tahiti werden alle leere Plätzchen mit Brodbäumen bepflanzt. Anson und Cook, unter deren Mannschaft der durch die lange Seereise verursachte Skorbut wütete, machten die Erfahrung, daß die Frucht des Brodbaus auch zugleich ein vorzügliches antiskorbutisches Mittel sei. Der Splint des Baums wird zu Zeugen, die Blätter zum Einwickeln der Frucht und zu Tischtüchern, das gelbe weiche Holz, das aber keine Politur auf-

nimmt, zu allerhand Arbeiten gebraucht. Aus dem Saft der Blätter macht man Vogelleim und einen festen Kätt. So leicht sich dieser Baum in jenem Klima fortpflanzt, so waren doch alle Versuche ihn in Südeuropa zu ziehen, vergeblich.

Brod schwamm. (*Spongia panicula*.) Ist die feinste Art vom Saugeschwamm, und wird im Deutschen Meere angetroffen. Wir erhalten diese Schwämme größten Theils aus den Gegenden des Mittelländischen Meeres, wo sie ebenfalls aus der Tiefe geholt und alsdann gereinigt werden.

Brombeerstrauch. (*Rubus fruticosus*.) Ein hinlänglich bekannter Strauch, der lange biegsame schwache breite grüne Stengel treibt, welche viel Markt enthalten und mit Stacheln versehen sind. Die länglichen, spitzigen, rauhen Blätter sind oben grün und unten weiß. Auf die rosenförmigen Blüthen folgen Beeren, die den Maulbeeren ähnlich sind, und aus einer Menge kleiner Beeren, wovon jede ihren eigenen Samen enthält, bestehen. Die Brombeeren sind anfanglich roth, werden aber, wenn sie reif werden, schwarz. Sie sind kührend. Man bereitet in andern Ländern einen wohlgeschmeckenden und die Entzündung dämpfenden Syrup daraus. Auch färbt man in Frankreich die weißen Muskatenweine und die Touloner Weine damit. Ihre Säure färbt blaue Pflanzensäfte roth. Den Blättern schreibt man verschiedene Kräfte zu, z. B. daß sie das Zahnsfleisch stärken, die gürdne Ader heilen u. s. w. In einigen Ländern, wo man viel Sorgfalt auf ihn wendet, sieht man mehrere Arten, wovon einige baumartig, andere strauchartig, und noch andere als kriechende Pflanzen wachsen. Unter den Varietäten zieht man besonders den Brombeerstrauch mit weißen Beeren und ohne Stacheln, den mit gestreiften Blättern, und am liebsten den, dessen weiße und volle Blüthen vom Sommer bis zur Reife dauern, und mit dieser Eigenschaft die Schönheit einer halbvollen Nanukel verbinden, den andern vor. Der Himbeerstrauch, (welchen s.) gehört zu dem nehmlichen Geschlechte.

Bruchbeeren. Sind weiße Heidelbeeren, welche s.

Bruchschlange. S. Blindschleiche.

Bruchstein. Ein kalkartiger Stein, welcher das Besondere an sich hat, daß er, wenn er aus der Steingruben kommt und der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, eine sehr harte und steinfeste Beschaffenheit annimmt.

Bruchstein (Bein-). (Osteocolla.) Der Ursprung dieses Fossils war bisher immer noch unentschieden, und nur nach vielen Versuchen hat man endlich gefunden, daß es wirkliche versteinerte Wurzeln sind. Man hat eine Fichte in der Erde gefunden, deren zum Theil noch lebendige Wurzeln von Wasser, welches mit Kreide, Mergel u. s. w. angeschwängert war, in Beinbruchstein verwandelt worden waren. Es soll ein Mittel sein, den zur Zusammenwachung der Knochen nöthigen Knorpel bei Beinbrüchen wieder zu erzeugen.

Bruchweide. (*Salix laevis*.) Ein mäßig hoher buschiger Baum, der zum Geschlechte der Weiden gehört, und an den jungen Zweigen eine weißlichgrüne, an den ältern aber eine braunrothe Rinde hat. Das Holz ist grob, und die Zweige lösen sich da, wo sie ausgewachsen sind, sehr leicht ab.

Brugnon, oder Brignon. So nennen die Franzosen eine Frucht, die zwar Ähnlichkeit mit der Pfirsche hat, auch für eine Art derselben angenommen wird, sich aber von ihr dadurch unterscheidet, daß sie später reif wird, eine glätttere, weniger wollige Haut hat, und daß ihr Fleisch sich nicht vom Kerne trennt.

Brummvogel. S. Colibri.

Brunnenkraut. S. Steinleberkraut.

Brunnenkresse. (*Sisymbrium nasturtium*. Linn.) Eine Pflanze, die häufig an Brunnen und an feuchten Orten wächst. Sie hat dunkelgrüne gefiederte Blätter und gelbe und weiße Blumen, auf welche Schoten mit gelblichen Samenkörnern folgen. Sie ist an sich selbst sehr scharf und enthält viel flüchtiges Laugensalz. Sie reinigt das Blut und dient als ein vortreffliches die Scharfe verlösendes Arzneimittel. Ihre Blätter werden, wenn sie noch zart sind, (und dieses findet besonders im Winter statt,) als Salat gegessen. Man verwechselt sie oft mit der bitteren Bergkresse (*Cardamine amara*), ob diese gleich höhere Stengel, längere und schmalere Blätter und größere Blumen hat. S. auch Kresse.

Brustbeerbaum. S. Jujubenbaum,

Brustspringer. S. Famocantraton.

Bucarditen. Sind zweischalige runde Muscheln, welche in ihrer Figrur einem Ochsenherzen gleichen.

Bucaros, oder Barros. Eine Siegelerde, die in Portugal und Spanien bekannt und sehr gemein ist. Sie hat einen lieblichen Geruch. Man macht Gefäße davon, welche den darin aufbewahrten Flüssigkeiten ihren Geruch mittheilen. Das Wasser braust darin auf, aber in die Länge versiert es sich durch die schwammigen Poren dieser Masse. Die Spanischen Weiber haben die Gewohnheit, beständig Bucaroserde zu kauen. Ihre Weichtäter können ihnen keine größere Strafe aufladen, als ihnen den Gebrauch derselben auch nur einen Tag zu untersagen.

Bucaroserde. Ist eine Art Siegel- oder Patuaserde in Indien und Amerika, wovon man schöne Gefäße fertiget.

Bucciniten. Sind versteinerte Trompetenmuscheln.

Buccinum. S. Trompetenmuschel.

Buchampfer. S. Sauerklee.

Buche. (*Fagus silvatica. Linn.*) Einer unserer schönsten Forstbäume, der zwar nicht so groß wird als die Eiche, dafür aber auch schneller heran wächst und eher brauchbar wird. Er treibt die Wurzel nicht allzutief, sie breitet sich aber sehr aus. Die Rinde ist bei jungen Buchen grünlich, bei ältern aber weißlich. Das Laub ist dünne und weich; die Blüten sind glockenförmig, gelb und sitzen besammelt. Auf sie folgt eine stachlichte, kreuzweise gespaltene Kapsel, worin ein dreieckiger Samenkern liegt. Man nennt den Samen Buchekern oder Buchnusse. Die im November gesäten gehen im folgenden Frühjahr auf, und die jungen Bäume können vom vierten bis zum achten Jahre versetzt werden. Die Buche liebt einen lockern und schattigen Waldbgrund, wird höchstens achtzig Fuß hoch und bis zwei Klaftern dick. Sie wächst bis in das hundert und funfzigste Jahr und wird vierhundert Jahre alt. Man unterscheidet die rothe und weiße Buche, es ist aber im Grunde dieselbe Art, und der Unterschied röhrt daher, daß die, welche mitten im Walde stehen, der freien Luft weniger ausgesetzt sind. Diese haben ein röthliches Holz. Die Blätter werden von leichten Insekten angegriffen, nehmen im Herbst ein mahlerisches Noth an, und bleiben so lange auf den Bäumen, bis Reife eingesunken. Will man Buchnusse säen, so lege man sie vorher in Mistwasser, dieses giebt ihnen einen Geschmack, der den Maulwürfen zuwider ist. Man kann auf das nehmliche Land, wo man sie hinstellt, zu gleicher Zeit Gerste oder Hafer säen. Fällt die Erndte sehr gut aus, so verschaffen die Buchen auch den jungen Pflanzen einen günstigen Schatten. Das Holz, das von abwechselnder Trockenheit und Nässe sehr leidet, ist rissig, spröde und den Würmern sehr ausgesetzt. Doch widersteht es den letztern und der Fäulnis, wenn man es nach Art der Engländer eine Zeit lang vom Rauche durchziehen läßt. Ein anderes

noch zuverlässigeres Mittel ist: daß man das Buchenholz eine Zeitlang in Wasser legt, worin sich der Saft auflöst, und wo das Holz, wenn es wieder völlig trocken ist, den Würmern und der Fäulniß weniger ausgesetzt ist, und deshalb von Zimmerleuten, Tischlern, Drechslern, Futteralmachern, Schwerdfögern, Schachtelingern und Ebenisten zu verschiedenen Arbeiten benutzt werden kann. Die Späne davon brauchen die Weinhandler, ihre Weine helle zu machen. Das Holz, über welches man etwas pressendes legt, wird weich, schmilzt gleichsam, und nimmt die Gestalt der Form an, ist, wenn es wieder herauskommt, schön polirt, hart und von angenehmer Farbe, und hat das Korn des Buchenholzes ganz verloren. Die wichtigste Benutzung desselben ist aber wohl zum Brennen, wo es bei einer sehr hellen Flamme starke Hitze giebt. Die Buchenkolben sind vorzerrlich. Von dem Gebrauche der Buchnüsse s. Buchnuss.

Bucheker. S. Buchnuss.

Buchfinke. (*Fringilla caelebs.*) Ein kleiner Zugvogel, der ein eigenes Geschlecht ausmacht und in ganz Europa angetroffen wird. Seinen angenehmen Gesang fängt er schon im Frühlinge an. Er nährt sich von Körnern, Disteln und Gewürmen. Sein Nest baut er aus Pferdehaaren und Abgängen von Gesträuchen, und legt jährlich zweimal sechs bis sieben Eier. Wenn im Frühlinge die Männchen anfangen zu singen, werden alle Farben an ihnen lebhafter und der Schnabel färbt sich himmelblau. Er ist nicht allzuschön, beißigt, und sein Biß geht durch und durch. Er lernt keine künstlichen Melodien; er schlägt aber weit stärker, wenn man ihn blendet, oder ihm die Augenlider mit einem glühenden Drahte, doch ohne den Augapfel zu beschädigen, berührt. Solcher geblendeten Finken bedient man sich auf Vogelherden als Lockvögel. Ihr Fleisch ist bitter.

Buchklee. S. Sauerklee.

Buchnuß, ist der Same der Buche. Die Buchnüsse haben einen süßen Geschmack, sind aber, in Menge genossen, besonders wegen ihrer Unverdaulichkeit gefährlich. Man braucht sie zur Mastung der Schweine und des Gestügels. Auch preßt man ein süßes Öl daraus, welches anfänglich unverdaulich ist, bewahrt man es aber ein Jahr lang unter der Erde auf, so verliert es seine schädlichen Eigenschaften und wird noch süßer. In Frankreich und in der Pfalz wird es als Olivendöl an Speisen und in England zum Wollwaschen gebraucht. Das aus den Buchnüssen gewonnene Mehl kann blos zu Stärke und Puder gebraucht werden.

Buchsbaum. (Buxus.) Dieser Baum, dessen Vaterland Asien und das südliche Europa ist, hat einen Stamm, der an Stärke einen Mannsarm übertrifft, etwas längliche zugespitzte Blätter, welche auch den Winter hindurch grünen, und männliche und weibliche Blüthen von grüner Farbe auf demselben Stämme. Die Frucht besteht in einer röthlichen Beere, die zur Zeit der Reife von selbst ausspringt, und den Samen umherstrenet. Sein hartes, festes und markloses Holz ist unter allen Europäischen Hölzern das schwerste und sinkt im Wasser unter. Man benutzt es nicht nur zu Pallisaden, sondern es wird auch von Tischlern, Drechslern und Bildhauern verarbeitet. Auch werden Flöten, Zahnstocher und Kämme daraus versiertiget. Es ist von gelber Farbe. Graspelt braucht man es als ein schweifreibendes Mittel statt des Guayac oder heiligen Holzes. Auch zieht man ein stinkendes Öl, welches Zahnschmerzen stillen soll, und einen säuerlichen Spiritus daraus. Wir ziehen den Buchsbauum auch in unsren Gärten, er bleibt aber klein und buschartig, s. Zwergbuchsbauum. Von Spielarten bemerken wir den mit streifigen und gelben Blättern, welcher letztere deshalb der vergoldete Buchsbauum heißt.

Buchsorn. (Lycium Europeum.) Ein kleiner stachlicher Strauch, dessen dicke Blätter denen des Buchsbauums

ähnlich sind. Auf die kleinen, in Menge neben einander sitzen- den Blüthen folgen grünlichgelbe drei- oder vierrechteckige oft herz- formige Früchte, welche einen bittern zusammenziehenden Ge- schmack haben. Er wächst an rauhen steinigten Orten, vorzüglich im südlichen Frankreich. Die Samenkörner werden in der Fär- berei und Mahlerei gebraucht.

B u c h s t a b e n h o l z. Man nennt dieses Holz so wegen seiner wunderbaren Zeichnungen und Schattirungen. In Guyana unterscheidet man drei Arten desselben, das rothe, schwarz gezeichnete und das gelbe Buchstabeholz. Man benutzt nur den Kern dieses Baums; aus dem gelben machen sich die Neger Stöcke. Beide Arten dienen zu Meubeln und vorzüglich zu Stuhlgestellen. Da dieses Holz hart und glatt ist, so wird es in Europa von den Ebenisten sehr gesucht. Es heißt auch **t a p e z i r t e s H o l z.**

B u c k b e a n. Eine Art Sumpfstrüssel. Die gehörig getrockneten Blätter dieser Englischen Pflanze haben alle Eigen- schaften des Hopfens, und würde sehr gut zum Biere gebraucht werden können. Diese Pflanze wächst ohne viel Mühe auf feuch- tem Lande, welches Ueberschwemmungen unterworfen ist. Ein Stück Wurzel, das zwei Zoll lang ist, und einen guten Kopf hat, ist zur Vermehrung der Pflanze hinreichend; zu diesem Endzweck hebt man ein Stück Nasen aus, steckt diese Wurzel einen Zoll tief unter die Erde, und bedeckt sie wieder mit dem rechnlichen Stück Nasen. Um mehr Blätter zu erhalten, muß man alle Stengel, welche Blüthen tragen, abschneiden, und wenn sich die Blätter entwickelt haben, so muß man sie sogleich abröhren, und wie das Heu an einem trocknen Orte dörren. Von dieser Pflanze braucht man zum Biere achtmal weniger, als man bei einer gleich großen Quantität Hopfen braucht.

B u c k e l o c h s e. (*Bos bison. Linn.*) Dieser in der Moldau, Littha uen, Siberien, Pohlen, und in den mittägigen

Gegenden von Europa beständliche Ochse ist nach Vallas Be-
merkungen nur das männliche Geschlecht des Auerochsen im
stärksten Alter, und nach Kleins Berichte eine Spielart
von jenem. Seine Größe ist die eines gemeinen ausgewachsenen
Ochsen, nur hat er gerade in die Höhe stehende Hörner,
die bloß an ihren Enden ein wenig gebogen sind; er ist mit
einer Mähne und einem Höcker auf dem Rücken versehen, der
öfters bis fünfzig Pfund wiegt, und wie Ochsenzunge gegessen
wird. Im Jahre 1769 zeigte man in Frankreich und in Deutschland
einen solchen Ochsen, von dem man vorgab, er sei vier
Jahre alt, er schien von sanftem Charakter zu sein, und fraß
seinen Führern aus der Hand, man fütterte ihn mit Heu, und
er gab nur selten einen Laut von sich. Sein oberer Körper war
robust, fest und stark behaart, der untere Theil des Leibes
hingegen schwach und mit einer feinen Wolle bedeckt, die jedes
Jahr sich erneuert, nachdem sie ausgefallen ist, und wegen ihrer
Feinheit zu mancherlei Webereien gebracht wird. Unter den
ausgegangenen Haaren ist eine überaus feine Haut zu sehen.
Sein hinterer Körper gleicht dem eines Maulesels, und sein
Zeugungsglied ist verhältnismäßig sehr klein. Am Stiere sind
die Haare vorn am Kopfe ein Schuh lang, dicke und kraus, von
einer dunkelschwarzen Farbe. Die Haare hängen ihm über die
Augen herab, so daß sie ihm auch auf der Flucht hinderlich sind,
und bisweilen seinen Untergang befördern. Der Schwanz ist nur
einen Schuh lang, und nur das Ende desselben ist mit einem
Büsche langer Haare bewachsen. Das Fell dieser Ochsen giebt
ein festes und starkes Leder. Obgleich die Kühe gemeinlich
größer als die Stiere sind, so haben sie doch außerordentlich
kleine Euter.

Bucku. Eine Pflanze auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Das Pulver, wozu man ihre trocknen Blätter reibt,
sieht gelb und glänzt. Die Hottentotten, die sonst auf Pus
und Schmuck wenig halten, pudern ihre Haare damit.

Buddingsteine. Eine Art Kiesel, die auch Wurffsteine heißen. Sie haben bisweilen eine Kaltrinde, welche von dem Lager, wo sie erzeugt wurden, herrührt; oder sie liegen in einer Kieselmasse und haben eine eirunde Gestalt, daher sie den Deutschen Namen haben.

Bugna - genay - maura. Eine Blume auf der Insel Celebes, die viel Ähnlichkeit mit der Lilie, aber einen noch weit süßern Geruch hat. Die Inselbewohner machen eine Essenz daraus, womit sie sich parfumiren, und nach ihren Tode sich einbalsamiren. Ihr Stengel ist zwei Fuß hoch, kommt aber nicht aus einer Zwiebel wie die Lilie, sondern aus einer dicken sehr bittern Wurzel, die man wider viele Krankheiten, besonders wider bösartige Fieber anwendet.

Büchermilbe. (*Acarus eruditus.*) Diese außerordentlich kleine Milbe, die uns von Paula Schrank (Enum. Ins. Austr. n. 1058.) zuerst beschrieben worden ist, findet man in alten, an feuchten Orten aufgesetzten Büchern, sie kommt durch den Buchbinderkleister, in welchem sie sich versteckt hält, in die Mänder der überzogenen Papptdeckel der Bücherverbände. Sie frisst sich vermöge ihres Mauls und ihrer scheerenförmigen Füße nicht nur durch die stärksten Bände, sondern auch selbst durch die Blätter der Bücher hindurch. Der Hinterleib verselben ist durchsichtig, stahl- und eiförmig. Hier und da ist sie, so wie an den Füßen mit steifen Härcchen besetzt. Die vier Vorderfüße sind sehr zart, durchsichtig und mittelmäßig lang, die zwei ersten Paar sind sehr dicke aber kurz, sie sind nicht an der Brust, sondern an der vordern Seite des Brustschildes angegliedert, da überhaupt dieses Insekt wider die Art der übrigen Milbengattungen ein ganz besonderes Brustschild hat. Die Füße haben keine eigentlichen Knie, und die vordern beiden scheerenförmigen Füße haben an der Seite einen beweglichen Daumen, dienen aber der Milbe nicht zum Gehen, sondern werden immer vorne herausgerückt wenn sie läuft. Das Thier

hat einen sehr spitzigen zweittheiligen Nüssel. Durch den hellen Hinterleib sieht man die Eingewände sich bewegen, die wie drei längliche Streifen hindurch schwimmen. Sie kommen sogleich vollkommen aus dem Eie heraus. Am angeführten Orte Tab. II. Fig. I. hat Schrank eine vergrößerte Zeichnung gesiefert.

Bücherskorpion, oder Skorpionspinne. Ein kleines braunes Insekt. Sein Körper ist plattgedrückt, und außer den acht Füßen hat es noch zwei krebsartige Scheeren; es kann vor- und rückwärts kriechen. Es hält sich in alten Papieren, Bücherschränken, Kräutersammlungen, auch in Vogelnestern auf und lebt auch von kleinen Insekten, an die es sich mit seinen Scheeren anhängt und sie aussaugt. Es soll sich auch zuweilen in den menschlichen Körper so tief einsaugen, daß gefährliche Zufälle darnach entstehen.

Büffel. (*Bos bubalis. Linn.*) Zahm und wild trifft man diese Ochsen in Asien, Afrika, Ungarn und Italien an, wo er seit sechshundert Jahren gezähmt worden ist und zum Ziehen gebraucht wird; man rechnet ihn nunmehr in diesen Ländern unter das Haussvieh. Dem Anschein nach hat er alle Ähnlichkeit mit dem wilden Ochsen. Er nimmt geduldig das Yoch auf sich, wird er aber gereizt, so ist er kühn und den Menschen sehr gefährlich. Er ist groß, stark vom Leibe, von harter Haut, mager und hat eine sehr krause Stirn mit verwirrten Haaren. Den Kopf hängt er mehrentheils zur Erde, er hat lange eingebogene schwarze Hörner, und nur wenige kurze Haare, am Schwanzende fast gar keine. Man führt diese Ochsen an einem eisernen Ninge in die Nase gelegt, dessen beide Spitzen in die Nasenlöcher zurück greifen, an dem man den Leitzügel fest gemacht hat. Zwei dieser Thiere leisten den Italienischen Landwirthen eben so viel, als vier gewöhnliche Ochsen; gewöhnlich führt man sie nach der Arbeit in den Stall; in gewissen Gegenden Italiens aber, z. B. im Toskanischen Gebiete sind sie so zu sagen halb wild und halb zahm; will ein Landmann arbeiten,

so schlägt er einen seiner Hunde in den Wald, der einen Büffel beim Ohr ansägt, und ohne ihn loszulassen, seinem Herrn zu führt, der ihn sodann ins Joch spannt, während welcher Zeit sich der Hund beschäftigt einen zweiten zu holen; ist die Arbeit vollbracht, so werden sie wieder los und frei gelassen, da sie denn wieder in den Wald zurückgehen. Man hat sich umsonst bemüht diesen Ochsen mit der Kuh zu paaren. Die Kuh versagt dem jungen Büffel die Milch gänzlich, welches im Gegentheile die Büffelkuh auch dem zahmen Kalbe thut. Uebrigens giebt sie häufige Milch, woraus man gute Käse macht. Der Afrikanische und Indianische Büffel fürchten das Feuer so sehr, daß man sie damit verjagen kann. Die Indianer steigen auf die Bäume, und schleien sie mit Pfeilen tot, esen sie alsdenn, so hart auch ihr Fleisch ist; die Haut und Hörner benutzen sie auch; erste Macht in Frankreich einen großen Handelszweig aus, sie wird in Oel getränkt, ist leichte, feste und sehr dauerhaft, man gebraucht sie zu allerhand Rüstungen der Soldaten. Eine Persische Büffelkuh giebt täglich beinahe zwei und zwanzig Kannen Milch. Wo der Boden hart und sandig ist, thut der Büffel beim Pflügen vortreffliche Dienste, so daß ein Joch derselben mehr als fünf Höhe gemeiner Ochsen arbeitet.

Bülow. S. Bieriesel.

Bürstenkäfer. (Anthribus Fabr.) Im Linne'schen System gehörte dieses Käfersgeschlecht unter die Rüsselkäfer (Curculio). Fabricius hat sie aber von denselben wegen der Kennzeichen und des äußern Ansehens getrennt. Sie zerbeißen die Blumen dergestalt, daß sie wie zerhackt aussehen. Ihr Körper ist etwas bualicht, eirund und glatt, die Fühlkörper etwas lang, unter den Augen in einer besondern Grube eingefüllt, die Flügeldecken sind gewölbt, etwas steif, und an der Spitze über den ganzen Hinterleib hinweg gebogen. Sie sind von verschiedenen, aber meist dunklen Farben, und nicht allzu groß.

Bürstenraupe. (Phalaena bombyx antiqua.)
Hat einen rauhen Körper, die Grundfarbe ist schwarz, einige Stellen sind gelb und roth. Sie ist fast auf allen Bäumen ohne Unterschied, und richtet viele Verwüstungen an. Zu Ende des Juli macht sie sich ein ovales Gespinnste von weißgelber Seide, hängt es an dem Baum, wovon sie zuletzt fräß, und verpuppe sich. Im August kriechen die Schmetterlinge aus, die man Lasträger nennet, weil das Männchen bei der Begattung oft das Weibchen mit in die Luft nimmt. Das Männchen hat gelblichbraune Flügel mit einem weißen Flecke; das Weibchen ist aber ungestrigelt, bleibt auf der Stelle sitzen, wo es ausgebrochen ist, und legt auch nach der Begattung seine Eier dahin.

Buitelaar. Ein Fisch auf den Molukischen Inseln.

Bulsuk. Ein Fisch auf den Molukischen Inseln.

Bumbos. Eine Gattung Krokodille, die sich in Afrika truppendweise aufhalten, sie sind sehr gefürchtet, und fallen Menschen und Thiere an.

Buntspecht. Deren gibt es zwei Gattungen, einen großen und einen kleinen. Jener hat eine gelblichbraune Stirne, einen schwarzen Scheitel, der (bei Männchen) hinten mit einer karmoisinrothen Vinde eingefasst ist; der Rücken ist schwarz, die Schultern sind weiß; Flügel und Schwanz sind schwarz, mit weißen Streifen. Der Unterleib ist schmutzig weiß, der Astor karmoisinrot. Er hat die Größe einer Larve, und findet sich in allen unsren Waldungen. Seine Nahrung besteht in allerlei Sämereien, Nüssen, Insekten u. s. w. Man kann ihn nur in einem eisernen Käfig aufzuhalten, hölzerne hält er entzwei.

Burzeldorn. Dieses Kraut treibt eine Menge rother und rauher Stengel, welche einen Fuß lang sind, und auf

der Erde herumliegen. Die Blätter gleichen den Linsenblättern, und sind rauh. Die Blüthen sind von gelber Farbe, und kommen zwischen den Blättern und Stengeln heraus. Auf sie folgt eine harte Frucht, welche die Gestalt eines Maltbescerkreizes hat, und in ihren Höhlen die Samenkörner enthält. Dieses Kraut wächst auf dem Felde, besonders in warmen Ländern. Die Frucht reinigt und wird wider den Nierenstein gebraucht. Auch soll das Dekolt davon, wenn es in Zimmern umhergesprengt wird, die Flöhe vertreiben.

Burzelkraut. S. Portulak.

Buschratte, oder der Surinamische Nepeas. (*Didelphis dorsigera*.) Ist aus dem Geschlechte des Beutelthiers, etwas größer als eine Ratte. Auf ihren Rücken flüchten sich die jungen Buschratten, und schlingen ihre Schwänze um den steif nach dem Rücken zu gekrümmten Schwanz der Mutter, wenn sie einen Feind bemerken, und lassen sich so forttragen.

Buschspinne, oder Vogelspinne. (*Aranea avicularia*.) Lebt in Westindien und hat die Größe einer Kinderfaust. Sie macht ein so starkes Gewebe, daß die kleinen Vögel, die Kolibris u. s. w. darin hängen bleiben, welche sie aussaugt; auch spürt sie die Nester derselben aus, tödtet die Jungen, oder saugt die Eier derselben aus.

Buschweide. (*Salix triandra*). Eine Art Weide, welche längliche zugespitzte herzförmige Blätter und braunrothe Zweige hat, und häufig, besonders an feuchten Orten, strauchartig wächst.

Butte. S. Plateise.

Butterbaum. Dieser Baum wächst in der Gegend von Kappa, und gleicht einer Amerikanischen Eiche. Die Frucht,

aus deren Kern die Butter gesotten wird, hat die Größe einer Olive. Die Butter selbst hält sich ungesalzen über Jahr und Tag, und ist weißer und schmackhafter als die beste Kuhbutter. Sie macht einen der wichtigsten Handlungsartikel in Afrika aus.

Butterblume. (*Taraxacum.*) Hat gezähnte und gekerbte Blätter, grüne hohle Stengel, die eine bittere milchige Feuchtigkeit enthalten, auf denen eine gelbe Blume wächst. Aus den noch unreifen Knospen dieser Pflanze werden falsche Kapern nachgemacht. Das ganze Kraut nebst der Wurzel ist ein gutes Mittel wider Milz- und Leberkrankheiten. Der weiße Saft vertreibt die Warzen.

Butterwurzel. Dieses Kraut treibt sechs und mehrere an der Erde liegende fettige und bläßgrüne Blätter und Stengel einer Hand hoch. Die Blüthen sind veilchenblau und haben lange Sporen. Sie hinterlassen eine Hülse, die endlich von selbst ausspringt, und einen Kopf zeigt, an welchem runde Samenkörner stehen. Dieses Kraut wächst in kalten Ländern an feuchten und sumpfigen Orten. Die Blätter enthalten einen fettigen heilsamen Wundbalsam. Auch dient diese Fettigkeit den nordischen Bäuerinnen zur Pomade. Gequetscht und als Umschlag gebraucht, heilt diese Pflanze die Brüche der Kinder und das Hüftweh.

Buxkopf. S. Nordkaper,

Buxbaumisches Moos. (*Buxbaumia.*) Eine Art Moos, das den Namen von einem nordischen Botaniker hat. Es gedeiht am besten in den Sandstrecken von Astrakan, kommt aus der Erde in Gestalt eines kleinen Eies hervor,theilt sich aber hernach horizontal in zwei Theile. Der obere Theil fällt ab, und enthüllt dadurch einen eirunden Kopf, der sich bis zur Höhe von fünf Linien verlängert, und wie die übrigen Moosarten einen Deckel hat, welcher auf die nämliche Weise

abfällt. Unter dem Deckel ist eine Staubkölbe, der an einem Faden hängt. Man glaubt, daß sich die beiderlei Geschlechtstheile an verschiedenen Individuen finden.

Byena. Ein Fisch auf den Moluckischen Inseln.

Byter. Ein Amboinischer Fisch.

C.

Caa-appia, oder **Ca-appia.** Man sagt, die Wurzel dieser Pflanze mache die Klapperschlange, wenn man sie ihr vorhielte, erstarren. Überhaupt soll sie ein vortreffliches Gegengift gegen den Biss der Schlangen, und gegen die von vergifteten Pfeilen verursachten Wunden sein.

Caa-atinga.

Caa-cica.

Caa-co.

Caa-etimap.

Caa-ghiynito.

Caagua-cuba.

Caa-igoara. Name des Merikanischen wilben Schweines.

Caajo. Eine Brasilianische Pflanze.

Caantie. Ein neuentdecktes Fischgeslecht auf den Moluckischen Inseln.

Caa-opia. Ein Brasilianischer Baum.

Caa-peba. Ein Brasilianisches Gewächs, welches lange Ranken treibt, die sich bald um Bäume schlingen, bald auf der Erde kriechen. Die Blätter sind meistens herzförmig und auf braunrothen Stengeln erscheinen blaßgelbe Blüthen, welche nachher von außen rothe, von innen grüne Schoten von der Größe einer Erbse bilden. Ihre Wurzel, die, wenn man sie ins Wasser legt, eine der Seele ähnliche schleimige Masse giebt, und der Pflanze den Namen: gefrieren machende Liane verschafft hat, wird für eines der wirksamsten Mittel gegen den Schlangenbiß, so wie auch gegen den Nieren- und Blasenstein gebraucht.

Caapomonga. Eine Brasilianische Pflanze.

Caaroba. Ein Brasilianischer Baum. Seine Blätter ein wenig gesaut, werden auf venerische Beulen zum Zertheilen gelegt. Dem Holze dieses Baums eignet man die nehmlichen Kräfte des Franzosenholzes zu, und aus den Blumen wird eine Conserve bei venerischen Krankheiten gemacht.

Cabello. Ein Amboinischer Fisch.

Cabecote'. Eine Art braunröhlicher Neuntöchter auf der Insel Luçon.

Cabela. Eine Amerikanische Pflaumensorte, die auf einem Kirschbaum ähnlichen Baume wächst.

Cabima. Art eines sehr gemeinen Baums in den Indianischen Wäldern, der einen Balsam giebt.

Cabliau. S. Kabeljau.

Cabridos. Ein Fisch auf der Insel Teneriffa und auf den Kanarischen Inseln.

Tabu ja. Diese in Amerika einheimische Pflanze, ist für die Bewohner derselben von großem Nutzen, sie gewinnen daraus eine Art Hanf, der von ihnen gesponnen und verschiedentlich benutzt wird.

Cacalie. (*Cacalia*. Linn.) Von diesem Kraute, das auf Bergen und an Bächen wächst, giebt es mehrere Arten. Die gemeine Cacalie (*Cacalia vulgaris*) hat große, fast runde, dicke, ausgezackte Blätter, einen maritigen Stengel, der sich oben in verschiedene Zweige theilt, worauf rothe Blumen in Büscheln wachsen. Auf diese folgen längliche, oben mit Borsten versehene Saamenkörner. Blätter und Stengel sind rauh. Eine andere Art der Cacalie, welche glatt ist und gelbe Blüthen trägt, die denen des Olivenbaums gleichen und zum Erweichen gebraucht werden, ist sehr selten. Auch machen sie Wunden verharrschen.

Cacaobaum. (*Theobroma cacao*.) Ein schöner Baum, der in Amerika und den Westindischen Inseln einheimisch ist. Doch muß das Klima, in welchem er sich befindet, durchaus heiß sein. Er treibt unmittelbar aus dem Holze selbst gelbe Blüthen, auf welche eine länglichrunde, einer Gurke ähnliche Frucht folgt, die drei Zoll dicke und noch einmal so lang ist, eine warzige Haut, der Länge nach zehn Rippen, und anfanglich eine grünliche, wenn sie aber reif wird, eine rothe Farbe hat. Die Haut ist von sehr bitterem Geschmack, und man muß sich daher hüten, sie an die Zähne zu bringen. Sie umgibt ein weiches, schleimiges, scharfes aber angenehm schmeckendes Fleisch, welches so viel Saft enthält, daß ein kleines Stück derselben den brennendsten Durst löscht. Mitten im Fleische liegen zwanzig bis dreißig Saamenkörner, breiter und dicker, doch weniger lang, als die Mandeln, mit einer rauhen schwarzrothen Haut umgeben, und mit einem veilchenblauen Kern. Diese Saamenkörner, welche viel Öl und einen angenehm bitterlichen Geschmack haben, sind die bekannten Cacaobohnen. Aus dem

Untertheile der Frucht gehen eine Menge Kanäle zu den einzelnen Kernen, welche ihnen die nöthigen Säfte zuführen. Wegen dieser herrlichen Frucht nennen die Indianer den Cacaobaum auch den Gottesbaum, und pflanzen ihn in Menge an, so daß man ganze Wälder von Cacaobäumen sieht. Man muß die Kerne stecken, wenn sie noch ganz frisch sind. Um ihnen Schatten zu geben, pflanzt man andere Bäume darzwischen. Man schneidet in den ersten vier oder fünf Jahren die Kerne ab, um ihre Fruchtbarkeit nicht zu erschöpfen. Dadurch gewinnt man nachher jährlich acht bis zehn Pfund Cacaobohnen von einem Baume. Der Cacaobaum ist das ganze Jahr hindurch mit Früchten von verschiedenem Alter bedeckt; man sieht an demselben zu gleicher Zeit Blüthen, reife und unreife Früchte. Zur Zeit der großen Aernde sendet man alle vierzehn Tage die geschicktesten Neger in die Cacaopflanzungen. Mit kleinen Stangen schlagen sie die reisen Früchte ab, ohne weder die, welche noch grün sind, noch auch die Blüthen zu berühren. Als diese Früchte legt man drei oder vier Tage lang auf einen Haufen, und wendet sie von Zeit zu Zeit um. Dadurch geraden sie in eine gelinde Gähnung. Der Cacao ist um so besser, je mehr man die Gähnung bis zu rechter Zeit aufgehalten hat; sonst riecht er säuerlich, erhält noch mehr Bitterkeit, und treibt zuweilen Keime. Der Carakacao ist der fettigste und der geschätzteste. Der, welcher von den Inseln kommt, unterscheidet sich vom Carakacao durch ein Wenig mehr Bitterkeit, die man jedoch mit Zucker mildern kann. In Spanien und in Frankreich zieht man den Carakacao dem von den Inseln vor; in Deutschland wird der letztere mehr geschätzt. Die Bohnen des Carakacao sind platter, und die, welche von den Antillischen Inseln kommen, dicker, als die von Jamaika und Cuba. Die Spanier fanden, daß die Amerikaner aus den Cacaobohnen ein wohlsmeldendes nahrhaftes Getränk, die Chocolade, bereiteteten. Sie rösteten sie, zerstießen sie mit heiß gemachten Keulen, legten die weichgemachte Masse in Formen, wo sie erkaltete und steif wurde, bewahrten sie an kühlen Orten auf und lockten sie, wenn sie dieselbe trin-

ten wollten, wieder auf. Die Spanier und Franzosen erhöhten zwar, indem sie Zucker, Vanille, Zimmt, Moschus und Ambrös hinzusetzen, den Geruch und den Geschmack der Chocolade, allein sie hörte auch dadurch auf ein so unschuldiges Getränk zu sein, weil sie in diesem Zustande das Blut mehr in Wallung bringt. Jene hingegen, die noch zur Zeit in Amerika ein sehr allgemeines Getränk ist, schafft der Gesundheit mehr Nutzen. Man versüßt die Chocolade auch nicht selten mit Mehl, Reis, Pfeffer, Ingwer u. s. w. Auf den Französisch-Westindischen Inseln macht man blos aus den Bohnen Cacaobrot. Will man Chocolade daraus machen, so thut man klaren Zucker, Zimmt und einige Pomeranzenblüthen in gehrigem Verhältnisse dazu, und diese Chocolade hat einen vorzüglichlichen Geschmack und Geruch. Durch das Pressen oder auch durch das Auslochen der Cacaobohnen erhält man ein weißes Oel, das bei uns so dicht wie Butter ist, daher es auch Cacao butter genannt wird. Es ist milber und füher als alle andern Oele, wird niemals rancig, wird in der Medicin häufig gebraucht, und schützt mehr als alle andere Oele die Metalle vor dem Roste. Es ist auch eine vortreffliche Schminke, indem es die Haut glatt und fein erhält, ohne etwas Fettiges oder Glänzendes zurück zu lassen. Durch Hinzufügung des mineralischen Alkali bereitet man in Braunschweig die Cacao seife daraus, die vor andern medicinischen Seifen große Vorzüge hat. Eingemachte Cacaobohnen sind ein vortreffliches Essen, welches den Magen stärkt ohne ihn zu erhitzen. Die Merikaner bedienten sich ehemals der Cacaobohnen als Scheide münze.

Cacaobutter. S. Cacaobaum.

Cacao seife. S. Cacaobaum.

Cachalong ist die Benennung des Chalcedon, welches siehe.

Cachalot. S. Pottfisch.

Cachimass. Ein Baum auf den Antillischen Inseln.

Cachiment. Die Frucht einiger Arten Anona auf den Antillischen Inseln.

Cachinlagua. Ein Südamerikanisches Kraut, es ist eine Art von Tausendguldenkraut, und wird für ein vor treffliches Fiebermittel gehalten.

Cachonde. Eine Art Teig von sehr gutem Geschmacke, der aus Cachou und Gewürzen besteht, s. Cachou.

Cachos. Der Peruvianische Liebesapfel, ein Ge wächs, dessen Frucht wider den Stein gut ist.

Cachou. Diese Substanz ist von den Kaufleuten, welche sich durch ihre Trockenheit und Zerreißlichkeit versöhnen ließen, Japanische Erde genannt worden. Der Cachou ist ein harziger Saft, welcher aus dem Saamen der Areka, der Frucht einer Art Palme (s. Areka) gewonnen wird. Man legt diesen Saamen, wenn er noch grün ist, in Wasser. Durch das Auflochen löst sich der harzige Saft darin auf, und der durch Ausdünnung gewonnene Extrakt derselben ist der Cachou. Um diesen angenehm zu machen, thut man Zucker und Gewürze hinzu, und nun wird es Cachonde (welches siehe). Die Indianer lauen denselben beständig, und reichen einander bei wechselseitigen Besuchen denselben dar, wie den Betel. Ist der Cachou ganz rein, so schmilzt er gänzlich im Munde, macht den Athem wohlriechend und stärkt den Magen. Dieser Saft verbindet die Süßigkeit des Drachenbluts und der Neglisse mit der anziehenden Kraft der Acacia und der Hypocista, und vereinigt die Eigenchaften dieser verschiedenen Extrakte in sich. Im Wasser aufgelöst, ist der Cachou ein heilsames Getränk für schlaffe Eingeweide. In geringer Quantität in Thee gethan, erheilt er denselben einen sehr lieblichen Geruch. Ueberhaupt theilt der

Cachou den Feuchtigkeiten, in welchen man ihn auflost; einen Weichengeruch mit.

Cacalotototl. Ein Vogel in Neuspanien; er ist so gross wie eine Amsel, sieht gelb aus, und hat einen sehr angenehmen Gesang.

Cactonite. Ein gewisser Stein, den Einige für einen Karniol gehalten haben, man machte chemals eine Art Talisman daraus, der die Kraft hatte, seine Besitzer unverwundlich zu machen.

Cabegi. Name zweier Bäume in Arabien und Ostindien.

Cadelari. Ein Malabarische Pflanze.

Cabel - avanacu. Eine Art Kreuzbaum in Brasilien.

Cadmie. Ein Hauptgeschlecht gewisser arsenikaler Erze.

Caffee. S. Kaffee.

Cafri. Eine Ostindianische Frucht von der Größe einer Nuß.

Cagui. Eine Art Meerlaken, die auch der kleine Löwenaffe heißt.

Cahimitier. Ein Baum in Amerika, der eine Frucht trägt, die ungefähr drei Zoll im Durchmesser hat, grün und mit rothen und gelben Flecken besprengt, und so gesund und erfrischend ist, daß man sie Kranken genießen läßt.

Cahutchu. Hartes Harz, woraus man Flaschen und andere Sachen macht, man bringt solches vom Amazonenflusse her.

Cajachabo. Eine Ostindische Pflanze, die sich wie Ephen um die Bäume schlingt, und zerstoßen auf Beinbrüche gelegt wird.

Cajan. Ein Indianischer Baum von mittelmäßiger Größe. Die Blätter desselben sind rund, und hängen allemal drei und drei, wie ein Kleeblatt, an den Zweigen beisammen. Er trägt weiße wohlriechende Blumen, hat erbsenähnliche Saatmenster und ist Sommer und Winter grün.

Cajaputbaum. S. **Kajaputbaum.**

Cajou. Ein Brasilianischer Apfel, der ein magenstärkendes Mittel sein soll. Der Baum, der ihn trägt, hat die Gestalt eines Granatbaums. Man zieht ein Gummi daraus, welches die Mahler brauchen können. Seine Rinde dient zum Färben der Baumwolle. Zwischen der Blüthe und der Frucht bringt er eine Bohne hervor, welche ebenfalls gegessen werden kann, und für eines der vorzüglichsten Mittel wider die Flechten gehalten wird.

Calaba. Ein gummiricher Baum in Indien, der eine Art guten Mastix hervorbringt. Seine Blüthen sind rosenförmig.

Calabrische Manna. S. **Manna.**

Calaf. Ein Baum in Egypten, der viel Ähnlichkeit mit der Weide hat, dessen silberfarbenen Blätter aber etwas größer als die Weidenblätter sind. Aus seinen Blüthen, welche weiß, wollig und wohlriechend sind, und noch eher, als die Blätter zum Vorschein kommen, destilliren die Egyptier ein

Wasser, dem man eine herzstärkende und fiebervertreibende Kraft beigelegt.

Calambouc. Nennt man zuweilen das Aloeholz, welches siehe.

Calamon. S. Porphyron.

Calappa. Benennung der Kokosnusspalme.

Calcamar. Ein Brasilianischer Vogel von der Größe einer Taube, der nicht gut fliegen, aber mit desto größerer Geschwindigkeit auf dem Meere schwimmen kann.

Calcedon. S. Chalcedonier.

Calebassenbaum. S. Kürbisflaschenbaum.

Calesiam. Ein großer Baum auf der Insel Malabar, aus dessen purpurfarbenem Holze Säbelgriffe und Heste zu allen Arten von Instrumenten gemacht werden. Seine Rinde wird in der Medicin pulverisiert wider konvulsivische Bewegungen, die von einem heftigen Schmerze herrühren, gebraucht. Der Saft dieser Rinde vertreibt die Schwämme und andere Mundgeschwüre und den Durchfall.

Calaturholz, ist das rothe Santelholz. S. Santel.

Calidris. Ein Wasservogel von der Größe einer Taube; er hat einen langen Schnabel, der roth und oben schwärzlich ist. Kopf, Hals, Kirtige und Schwanz sind aschgrau, der Bauch weiß und die Füße sehr lang.

Calmar. Eine Gattung vom Dintenwurm, wesen siehe.

Calmus. (*Acorns calamus*. Linn.) Eine Ostindische Wasserpflanze, die auch in Europa wächst. Die Ostindische ist kräftiger als die einheimische. Sie wächst an sumpfigen Orten, hat einen glatten Stengel mit langen spitzigen Blättern und einen aromatischen Geruch und Geschmack. Sie stärkt und erwärmt den Magen, reizt den Appetit, vertreibt die Blähungen und die Kolik. Sie wird auch mit Zucker eingeflocht und bei Magenschwäche gebraucht.

Calumet. S. Friedenspfeife.

Camahuya. Eine Art dunkelbrauner und schwarzer blauer Onyx mit milchweissen Streifen.

Camanioch. Eine Pflanze, die auf Cavenne wächst, und dem Manioch oder Manihot ziemlich ähnlich sieht. Aus ihrer Wurzel erhält man ein Mehl, woraus man die Cassave und den Malete, Arten von Brod, bereitet. S. Manioch.

Camara. Name verschiedener Arten des Amerikanischen Mehlsbaums.

Camaracuba. Eine Brasilianische Pflanze.

Camaramira. Eine Pflanze in Brasilien, deren gelbe Blüthe sich das ganze Jahr hindurch des Vormittags um 11 Uhr öffnet, bis Nachmittags um 2 Uhr offen bleibt, und sich für die übrige Zeit schließt.

Camarajapo. Eine Brasilianische Pflanze.

Camara-puguacu. Ein Brasilianischer Fisch.

Cambing. Ein kleiner Amboinischer Fisch.

Camboto. Ein Fisch auf den Moluckischen Inseln.

Cam - chain. Eine Art dickschaliger Pomeranzen im Königreich Tunquin.

Cameen. Darunter verstand man sich mittlern Zeitalter die Art geschnittener Steine, die zwei übereinander liegende Schichten von verschiedenen Farben hatten, und in die obere Schicht Figuren geschnitten wurden. Jetzt versteht man alle erhaben geschnittene Steine darunter.

Cametti. Ein Malabarischer Baum.

Camitten. Sind eine Art Fossilien oder versteinerte Klaasmuscheln.

Camouro. Ein Fisch auf den Molukischen Inseln.

Campan. Eine Art Marmor, der in Vigorre gegraben wird.

Campanini. Eine Art Marmor in den Gebirgen von Carrara, der verschiedene Farben und den Klang einer Glocke hat.

Camp hur. Eine Art wilder Esel im wüsten Arabien, die mitten auf der Stirn ein Horn haben.

Camquit. Eine wohl schmeckende aber schädliche Frucht eines Baums gleiches Namens im Königreich Tunquin.

Canadische Balsamtanne. Ist eben die Art Tanne, welche den Canadischen Balsam (welchen siehe) liefert. Aus ihren Blättern bereitet man ein erfrischendes und sehr angenehmes Getränk. In einen Kessel voll Wasser legt man nehmlich Zweige von dieser Balsamtanne, und lässt sie so lang darin tocken, bis sich die Rinde davon ablöst. Dann thut man

gerösteten Hafer und geröstetes Brod hinzu, und bald darauf Zuckersirup und ein wenig Bierhefen. Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden ist dieses Getränk scharf, wie Eider. Wenn man es gähren läßt, so wird es süßer.

Canadischer Balsam. Ein flüssiges, durchsichtiges, geruch- und farbenloses Harz, welches von einer Art Tanne in Canada und Virginien, die davon die Canadische Balsamtanne genannt wird (s. dieses Wort), herabrinnt. Dieser Balsam hat einen Terpentingeschmack, und wird mit gutem Erfolg gegen innerliche Geschwüre gebraucht.

Canariengras. (*Phalaris canariensis*.) Wächst auf den Kanarischen Inseln. Es wurde zuerst nach Südeuropa, und von da nach Deutschland gebracht. Es hat zwei bis drei Fuß hohe gestreifte, etwas rauhe Halmen, breite handförmige Blätter, und eine fast eirunde ährenartige Rispe mit Saamen, der an Farbe und Gestalt dem Leinsamen gleichkommt. Er wird gegen das Ende des Aprils in ein mittelmäßig gedüngtes Saatland gesäet, die Saat wird übrigens wie Hirsen behandelt. Im südlichen Europa wird er stark gebaut, und ein nicht unbedeutlicher Handel damit getrieben. In England gewinnen die Landleute auf der Insel Thanet in Kent sehr viel, und versetzen ihn nach London. In Thüringen und in Hessen ist diese Pflanze nach und nach einheimisch geworden, so daß man es wild auf Wiesen findet. Der Saame dieser Pflanze (Canariensaamen) liefert die gewöhnliche Nahrung der Canarienvögel, welche ihn allem andern Futter vorziehen, aber auch leicht davon zu fett werden. In Italien macht man auch Mehl davon und vermischt es mit Weizenmehl. Jetzt wird der Saame noch überdies zur Appretur der Seidenzeuge benutzt.

Canariensaamen. S. Canariengras.

Canariensaat. S. Sesam.

Canarienvogel. (*Fringilla canaria. Linn.*) In ihrem Vaterlande nisten diese Vögel an den Ufern kleiner Flüsse und Gräben, und nähren sich hauptsächlich vom Canariensaamen. Außerdem ist das Zuckerrohr für sie eine Leckerei, sie thun daher in den Zuckerplantagen viel Schaden. Ihre natürliche Farbe ist weißlichgelb, die Schwanz- und Schwungfedern sind grünlich, es giebt aber auch graue Canarienvögel, und durch Vermischung mit Stieglitz, Hänslingen und Zeisichen werden vielerlei Bastardarten derselben hervorgebracht. Sie lernen sehr leicht ysezen. Sie singen das ganze Jahr hindurch. Die Weibchen brüten in einem Sommer drei bis fünfmal, und brüten jedesmal nach vierzehn Tagen vier bis sechs junge aus. Die in Canarienhecken aufgezogenen, singen schöner als die ursprünglich wilden in ihrem Vaterlande. Vorzüglich giebt man sich in Tyrol und in der Gegend des Schwarzwaldes mit der besondern Zucht dieser Vögel ab, und versendet jährlich eine große Menge nach England, Russland und nach Konstantinopel, wo sie besonders befreit sind.

Canarienzucker. Eine sehr feine Zuckersorte, die auf den Canarischen Inseln gezogen wird.

Cancarla. Art weißer Ameisen in Ostindien.

Cancriten. Diesen Namen hat man versteinerten Krabben gegeben. S. Versteinerungen.

Candelbery. Ist der Englische Name des Wachsbäums.

Candiotte. Name einer sehr schönen Sammetart, deren große Blätter eine weißlichgraue Farbe auf einem fleischfarbenen Grunde haben. Der Sammet ist fleischfarben mit einem gelblichen Grün umrändert.]

Candou. Ein Baum ohne Früchte auf den Malabatischen Inseln, dessen Holz, ob es gleich sehr leicht und weich ist, die Eigenschaft hat, daß es, wenn man es an einem andern Holze von der nehmlichen Art reibt, Feuer hervorbringt.

Caneel. Beiname des Zimmts.

Canica. Eine Art wilder Zimmt in Amerika, von welchem man in der Medicin Gebrauch macht, der aber in Rücksicht auf den Geschmack sich mehr der Gewürznelke als dem wahren Zimmt nähert. Daher führt er auch den Namen Cupaische Gewürznelke.

Canjounou. Ein Amboinischer Fisch.

Caniram. S. Krähenaugenbaum.

Cannelkohle, oder **Candlekohle.** Ein schwarzer mineralischer Körper von schwarzer Farbe, von muschlichem glasartigem Bruch und von vorzüglich seinem festem und doch nicht zu sprödem Korn, so daß er sich schleifen und poliren läßt.

Canschy. Ein Baum in Japan. Man läßt die jungen Sprößlinge in Wasser kochen, worauf die Rinde sich vom Holze ablöst. Diese trocknet und zerstößt man, vermischt sie sodann mit Wasser, und macht einen Teig daraus, woraus Papier fertigstellt wird.

Cantheno. Eine Art Sparfische, der braune Seebrachsen.

Cantjang. Eine Krebsgattung auf den Antillischen Inseln.

Caobetinguau. Ein Brasilianisches Kraut, dessen zugleich mit den Blättern gestoßene Wurzel ein gutes Wundheil ist.

Caouac. Eine Art gelblicher Tuffstein, der in Martinique von den Karibischen Negern häufig gegessen wird, obwohl er ihnen heftigen Leib- und Magenschmerz verursacht. Man verbietet es ihnen bei harter Strafe welchen zu essen. Dieser vermeintliche Tuffstein ist vielleicht, wie die Japanische Erde, nichts weiter, als der Extrakt einiger Früchte oder eine Masse, die man aus dem Mehl des Maniochs bereitet. S. Manioch.

Caouane, oder Caovanne. Die größte Art Schildkröten, welche sich, wenn man ihnen zu nahe kommt, sofort mit ihren Füßen und ihrem Schwanz in Verteidigungsstand setzen. Ihr Fleisch wird nicht sehr geachtet, giebt aber ein gutes Brenndl.

Caoup. Ein Amerikanischer Baum auf der Insel Marguam.

Caoutchouc. Cayennisches elastisches Harz.

Capello. Eine Ceylonische Schlange.

Capeuna. Ein Brasilianischer schmackhafter Fisch.

Capicagtinga. Eine Art Amerikanischen Kalmus.

Capivard. Ein vierfüßiges Thier in Brasilien, das im Wasser und auf dem Lande lebt. Sein Leib hat viel Ahnlichkeit mit einem Schweine, und der Kopf mit einem Hasen, es hat keinen Schwanz und soll gut zu essen sein.

Capnias. Eine Art Jaspis von bläurother Farbe; er scheint mit einer Wolke oder einem Nebel überzogen zu sein, und besteht auf der einen Seite aus einer Jaspisart, auf der andern aber aus einer Onyxart.

Capoc. Eine sehr feine Watte, die man von einem Baume Capobaum genannt, erhält, und von welcher die Siamer starken Gebrauch machen.

Capolin. Ein Mexikanischer Baum, dessen Blätter denen des Mandelbaums gleichen, und der eine unsern Kirschen ähnliche Frucht hervorbringt.

Capricalca. Eine Gattung wilder Gänse. Sie sind schwarz oder bleifarbig, an der Brust, und Bauche aber mit breiten dunkeln Streifen durchzogen. Der Schwanz ist sehr kurz.

Capriskus. Ein Amboinischer Fisch aus dem Geschlechte derer, die verborgene Kiemen haben, worunter er der einzige in seiner Art ist, der nur ein Lustloch zu beiden Seiten hat. Er hat die Größe eines Karpfens und ein Horn an der Stirn.

Capscher gestreifter Esel. S. Zebra.

Capueba. Eine Brasilianische Pflanze, deren Wurzel dem Giste widerstehen soll.

Carabaccium. Ein wohlriechendes Indianisches Holz.

Caracara. Eine Art Brasilianischer Falken.

Caracoli. Sind kleine Platten von einem Metall, welches aus Gold, Silber und Kupfer zusammengesetzt ist. Die Kariben hängen sie als eine Art Schmuck an die Ohren, an die Lippen und an die Nasenspitzen.

Caracura. Ein kleiner aschfarbner Brasilianischer Vogel. Er hat lebhaft rothe Augen und eine außerordentlich starke Stimme.

Caraganna. Ein Siberischer Strauch mit vierblättrigen regulären papillenförmigen Blumen und trocknen schotenähnlichen Früchten.

Caragneharz. Ein östliches gelbschwarzes Harz, welches mit unter den unächten Chinesischen Firniß genommen wird.

Caragona. Ein Ostindischer immer grünender Baum.

Caragua. Eine Art Brasilianischer Füchse, etwas kleiner als die unsrigen. Er soll seine Jungen so lange im Sack unter dem Bauche tragen, bis sie selbst laufen und fressen können.

Caraguata. Ein Distelgemächs in Brasilien, das die Leibesfrucht der Schwangeren abtreiben soll. Bringt man sie roh zum Munde, so zieht sie die Lippen auf, ist sie aber gekocht, so spürt man diese Wirkung nicht. Man unterscheidet auch noch eine Art, aus deren Blättern Fischneze gemacht werden.

Carah. Eine Art braunrother Habichte in Bengalen mit einer Krone auf dem Kopfe.

Caramarien. Ein stachliches Fischgeschlecht in Brasilien, das viel Ähnlichkeit mit den Meerschlangen hat, die sich an den Portugiesischen Küsten aufhalten. Sie sind über eine Elle lang und so fett, daß sie, auf dem Noste gebraten, einen Geruch wie Schweinefleisch verbreiten. Sie führen ein Gift bei sich und ihr Biß bringt den verwundeten Theil zur Fäulung.

Carambola. Eine Indianische Frucht so groß wie ein Hühnerei. In der Mitte sind einige harte Samenkörner

enthalten, die einen sauren und lieblichen Geschmack haben. Der Baum, auf dem sie wächst, ist so hoch wie der Quittenbaum, und seine Blätter gleichen denen des Apfelbaums. Die Blüten sind klein und fünfblättrig, sehen weiß und roth aus, schmecken wie Sauerampfer, haben aber keinen Geruch. Die Indianer brauchen diese Frucht wider Gallenfieber und die Ruhr.

Carambou. Name zweier Malabarischer Pflanzen.

Caramdeira. Ein städtlicher Strauch, dessen Laub den Pomeranzenblättern gleicht. Er trägt eine Gattung Weintrauben, die äußerlich ins Purpurrothe fallen, inwendig aber sehr weiß aussehen.

Caranne. Ein zähes hartes Harz; frisch lässt es sich wie Pech ziehen, wird es aber alt, so wird es hart und spröde. Auswendig sieht es grau oder auch gelbschwarz, inwendig aber wie Harz; hat einen schleimigen bittern Geschmack und verbreitet angezündet einen angenehmen Geruch. Es kommt aus Amerika und besonders aus Neuspanien in breiten in Wiesenblätter eingeschlagenen Tafeln heraus. Der Baum, aus dem es fleist, ist sehr hoch, hat einen wohlriechenden goldgelbglanzenden Stamm und runde Blätter, die einen ölichen scharfen Geschmack haben. Je weißer dieses Harz ist, desto besser ist es, besonders wenn es etwas gelinde und doch nicht zusehr flebrig ist und einen aromatischen Geruch hat. Es thut beim Magenkrampf, bei hizigen Fleibern viel Dienste; es werden auch Pflaster wider das Podagra und Zahnschmerz, auch ein Wundbalsam davon gemacht.

Carancro. Eine Geiergattung in Louishane; er hat einen sehr langsam Flug und nährt sich mehrtheils von wildem Ochsenfleische. Er darf bei Lebensstrafe nicht geschossen werden.

Caranda. Ein Ostindischer Baum; sein Laub gleicht dem Laube des Erdbeerstrauchs und bringt sehr viel wohlriechende Blüthen. Seine einem kleinen Apfel ähnliche Frucht ist anfangs grün und voll zähnen milchichten Saftes, wird aber her nach schwärzlich und bekommt einen sehr angenehmen Geruch.

Carangua. Ein sehr schmackhafter Seefisch in Martinique. Er ist so stark und behende, daß er oft die Bemühungen der Fischer, ihn zu fangen, vereitelt.

Carapas. Ein sehr großer Baum auf der Insel Guyenne. Sein Holz ist nicht nur zum Bauen tauglich, sondern man macht auch Meublen daraus. Von seinen ausgepreßten oder der Sonnenhitze ausgesetzten Früchten erhält man ein Öl, das wegen seiner Bitterkeit außerordentlich nützlich ist; es schützt die Meubeln und hölzernen Fahrzeuge vor Würmern und Insekten. Die Neger sind auf der Jagd von den Chiquen gefischtet, wenn sie sich mit diesem Oele reiben. Die Indianer mischen es unter den Moucon oder Orlean, bemahlen sich damit, und geben dadurch ihrem Gesichte, ihren Haaren und ihrem Körper eine Feuerfarbe.

Carapo. Ein wohlschmeckender Fisch in Brasilien.

Carapopeba. Eine Brasilianische Art giftiger Eideren.

Carapullo. Eine Peruvianische Pflanze, deren Genuss eine Art vorübergehender Naserei verursacht. Die Indianer lassen ihre Kinder ein aus dieser Pflanze bereitetes Getränk trinken, um zu entdecken, zu welcher Beschäftigung sie selbige erziehen sollen. Sie legen alle Werkzeuge, welche sie bei ihren verschiedenen Arbeiten brauchen, vor die Augen der Kinder, und glauben, daß das, welches das Kind ergreift, seine Neigung und seine natürlichen Anlagen andente.

Cara schulli. Eine Ostindische Staude, die der Kapernstaude viel gleicht. Getrocknet, zu Pulver gerieben und mit Essig vermischt zertheilt es die Geschwulst, vermischt man es aber mit Cocossafte, so bringt es die Geschwüre zur Heilung. Das abgekochte Wasser ist ein Mittel wider die Urinverstopfung.

Carauna. Ein Brasilianischer Seefisch.

Carcajou. Ein Nordamerikanisches vierfüßiges Thier; eine Art wilder Kauen mit rothen und braunen Haaren. Sein Schwanz ist so lang, daß es ihn etlichemal um den Leib herumschlingt. Sein Geschoeß ist eine Art Brüllen, die ihm gesetzten Fallstricke sucht er von der Lockspeise loszumachen, um sie ohne Gefahr fressen zu können. Es macht besonders Jagd auf den Oüber, und sucht ihn, weil es nicht schnell laufen kann, in einem Hinterhalte aufzulauern. Wenn es auf die Jagd des Orignak (eine Art Elandthier in Kanada) geht, macht es mit dem Fuchs gemeinschaftliche Sache. Der Fuchs sucht den Orignak vermöge seines scharfen Geruchs auszuspüren, und ihn durch sein Gebelle unter den Baum zu jagen, wo der Carcajou auf ihn lauert, der ihn dann bei der Gurgel faßt, in Stücken zerreißt und selbige mit dem Fuchs theilt.

Car capul. Eine Art Kirsche auf der Insel Java. Baum und Frucht haben die Gestalt der unfrigen, aber in der Farbe der Frucht giebt es mehrere Varietäten. Diese Farbe ist nehmlich weiß, rot, braun, pomeranzenfarbig u. s. w.

Car capulli. S. Gummiguttbaum.

Carcharias. S. Menschenfresser.

Carciniten. Bildersteine mit Krebsfiguren.

Cardamomen. Werden die verschiedenen Sorten von Paradiesblütern genannt. S. Paradiesblüter.

Cardinal. Vogel in Neuspanien. Er ist von der Größe einer Lerche. Seine Federn und sein Schnabel sind vom schönsten Roth, und sein Kopf ist mit einem sehr schönen Busche von eben der Farbe geziert.

Carditen. Ein Name, den man den versteinerten Muscheln aus der Familie des Cardiums giebt.

Cardobenedikten. Wird in Gärten gezogen, hat eine längliche weiße mit kleinen Fasern besetzte Wurzel. Die Stengel haben runde wollige Knöpfchen mit spitzigen wolligen Blättern und Dornen und einer blaßgelben Blüthe, welcher ein blaßgelber Same folgt. Sie blüht im Juni und Juli. Die Blätter sind ein schweißtreibendes Fiebermittel, und werden wider Wärmer, Schwindel, Kopfschwe, Seitenstechen, Mutterkrämpfe u. s. w. gebraucht. Die Wolle der Blätter stillt das Bluten der Wunden, und die Wurzel heilet die Geschwüre des Hintern.

Cardonen. Eine Art Artischocken.

Cariama. Ein Brasilianischer Wasservogel von der Größe eines Neigers.

Cariarou. Eine Art Liane, welche auf den Antillischen Inseln wächst. Die Einwohner ziehen aus ihren Blättern einen dicken karminrothen Saft, womit sie ihre Hamacks und ihren Leib färben.

Caribou. Eine Art Elendthier in Kanada, das fast ganz weiße Haare und ein kleines Gewehe hat, es kann sehr schnell laufen und hält sich mehrentheils in Wäldern auf.

Carinourini. Eine Ostindische Staude mit hutförmigen blaugrünen Blüthen. Die Frucht ist in zwei Fächer

getheilt, in jedem liegt ein flaches zugerundetes und herzformiges Samenkorn. Das abgekochte Wasser vom Laube und von der Wurzel zermalmt den Stein, und vertreibt die kalte Pisse. Mit heißem Wasser abgebrühet füllt es den Husten und die Steinschmerzen.

Carinda. Eine Art Amerikanischer Papageien, die sich mehrtheils um die Wohnungen der Wilden aufhalten; sie bedienen sich seiner Federn zur Ausschmückung ihrer Kleider und Waffen.

Carigoueibeju. Die Brasilianische Fischotter.

Caripira. Ein Brasilianischer Vogel, der einen ganz gespaltenen Schwanz hat.

Carlo. Ein schwarzer Vogel auf der Insel Ceylon von der Größe eines Schwans. Er hat sehr kurze Füße, einen ungestalteten Kopf mit einer Art weißen Kämme und einem langen Schnabel.

Carmom. Eine Frucht auf den Philippinischen Inseln, sie macht Lust zum Essen, und hat, wenn sie gekocht wird, keinen unangenehmen Geschmack. An Größe gleicht sie einem gemeinen Apfel; ihr Mark schmeckt süß und sauer durch einander. Der Baum gleicht einem Apfelbaum.

Carniol. Ein Edelstein von verschiedenen Graden rother Schattirungen, Durchsichtigkeit und Härte. Der schönste kommt aus Arabien; sonst findet man ihn auch in den Zweibrückischen Achatbrüchen von ziemlicher Güte. Die Alten nennen ihn Sarder. Er wird zu Petschlersteinen verarbeitet.

Caröbe. Ein Baum in Amerika, dessen gelauft und auf die Blättern gelegten Blätter die Pocken abheilen.

Carolino. Eine Art Italienischer schwarzer Marmor.

Carotten. Eine Art Frühmöhren. Sie werden nie über einen halben Fuß lang und mehr dick und kuglig als spitzig.

Carouge. Ein Baum von mittlerer Größe, welcher eine Art Kirschen hervorbringt, die noch frisch genossen, sariend ist, getrocknet aber eine gerade entgegengesetzte Wirkung hat. Die Frucht des Orientalischen Carouge wird sehr geschätzt.

Cardula. Eine sehr giftige Schlange auf der Insel Ceilon.

Carpese. Eine giftig Pflanze in Brasilien, deren Genuss einschläfert und dann tödtlich ist.

Carpesium. Eine Pflanze, deren Samen die Eingeweide und die Nieren reinigt, und den Urin treibt.

Carpobalsamum. Ist die Frucht des Balsamstrauhs. S. Balsamholz. Sie ist eine Art Beere, welche oben zugespitzt ist, und anfänglich grün, nachher aber, wenn sie zur Reife kommt, braun aussieht. Der Same, welchen sie umschließt, enthält einen dicken gelben bitterlich schmeckenden, aber angenehm riechenden Saft, welcher dem Balsam gleicht. Dieser Saft vertrocknet zwar nach und nach, aber der Geruch und der Geschmack bleiben. Die Frucht hat die Größe eines Pfefferkorns und ist selten und theuer. Sie dient wider den Gist und stärkt das Herz.

Capolithen. Diesen Namen giebt man versteinerten Früchten. Doch belegt man auch oft, wiewohl uneigentlich, die Kiesel damit, welche von den Meerestwellen auf dem Sande umhergewälzt werden, und dadurch eine der Frucht ähnliche Gestalt, z. B. der Mandeln, Kastanien u. s. w. angenom-

men haben und nennt sie **Fruchtsteine**. Diese Kiesel verdanken den Namen Carpolithen mehr der Einbildung als der Wirklichkeit.'

Carrarischer Marmor. Ein schöner feiner Marmor, der von der Stadt Carrara in der Eisalpinischen Republik, in deren Nähe er gebrochen wird, den Namen hat. Vorzüglich wird der weiße Carrarische Marmor geschäkt.

Cascarillkroton. (*Croton cascarilla*) Ist ein Strauch mit einem baumartigen Stämme, der in Amerika einheimisch ist. Seine Rinde, welche bis zwei Linien dick, mit einer weißen runzlichen Haut überzogen ist, unter derselben aber hellbraun aussieht, einen bittern gewürzhaften Geschmack, und einen angenehmen, wiewohl schwachen, Geruch hat, wird in der Medicin gebraucht. Sie vertreibt das Gieber, wie die Chinarinde, und ist wider die Muhr eben so heilsam als die Muhrwurzel (*Ipoacanha*). Mit Weingeist erhält man aus ihr mehr Extrakt als aus jeder andern Pflanze. Gepulvert und mit Rauchtabak vermischt, verbessert sie den übeln Geruch desselben. Zu zu großer Menge aber, berauscht sie weit schneller, als der Tabak an sich selbst thut. Man verkauft diese Rinde bei uns unter dem Namen **Cascarille** in aufgerollten, röhrenförmigen, einige Zoll langen Stücken.

Caschalong. S. Chalcedonier.

Caschelot. S. Plottfisch.

Cassave, oder **Madagaskarbrod.** Man bereitet dieses Brod in Afrika und Westindien aus der Wurzel des Maniochs, welches s.

Casside. S. Schildkäfer.

Cassidionier. Ein kostlicher Stein, aus welchem die Alten Gefäße versertigten, welche sehr geschätzt wurden. Die schönsten Cassidionier sind die, welche eine Purpursfarbe haben, die ins Weisse schillert, oder auch die, welche Regenbögen farben spielen.

Cassie. (*Cassia*.) Diese bei uns in der Medicin stark gebrauchte Frucht wächst auf einem Baume, welcher die Größe unseres Nußbaums hat. Auch seine Blätter gleichen den Nußbaumblättern. Seine Rinde ist grau und von zusammenziehendem Geschmacke; seine Blüthen sind gelb; auf dieselben folgen schwarze Früchte, welche zwei Fuß lang, und nur einen Zoll dic sind. Ihre Schale ist holzig und hart, sie geben daher wenn der Wind weht, und sie an einander treibt, ein lautes Gellapper. Das Mark ist ebenfalls schwarz, der darin enthaltene Same aber gelb. Man nennt diese Schoten ihrer Länge wegen Cassienstäbe und den Baum selbst Röhren cassie (*Cassia fistulata*). Man unterscheidet eine Menge Varietäten desselben. Dieser Baum ist eigentlich in Afrika und Asien einheimisch, und noch jetzt erhält man die besten Cassie daher; man hat ihn aber auch nach Amerika, und besonders nach Merito, Brasilien und auf die Antillischen Inseln verpflanzt. In Europa zieht man ihn in Treibhäusern. Die Frucht ist ein sehr gelindes Purgarmittel. Ist das Mark der Schote von der Schote und dem Samen getrennt, so heißt es *Flos cassiae*, oder ausgezogene Cassie, Cassienmark, welches besonders die gallichten Feuchtigkeiten aus dem Körper abführt. Das Mark der Brasilianischen Cassie ist das beste, aber auch das seltenste. Dieses Mark wird so wie auch die an sich süße Schote, wenn sie noch jung ist, eingemacht. Pomeranzenblüthen geben der eingemachten Cassie einen sehr angenehmen Geruch.

Cassienholz. S. Cassienrinde.

Cassienmark. S. Cassie.

Cassienrinde. Diese Rinde erhält man von einem Baume, der dem Zimmtbaum ähnlich ist, und auf Malabar, Java, Ceylon und den philippinischen Inseln wächst. Sie hat einen beißenden Geschmack, zieht den Schleim im Munde zusammen und zergeht nach und nach darin. Sie führt viel starkes Del bei sich, wird als ein herz- und magenstärkendes und schweißtreibendes Mittel gebraucht, und mit unter den Therien genommen.

Cassinestrauch, oder Südmeerthee. Die Indianer und Bewohner von Carolina kochen die Blätter dieser Pflanze zu gewissen Zeiten in einem Kessel mit Wasser, sezen sich um denselben herum, trinken nach der Reihe dieses Getränks aus einer großen gemeinschaftlichen Tasse, brechen sich dann ohne Anstrengung und ohne unangenehme Empfindung, sezen diese Körperreinigung zwei oder drei Tage fort, und kehren dann mit einem Armvoll Cassinenblätter nach Hause zurück. Die Spanier zu Lima gießen auf die Cassinenblätter Wasser und Zucker, und nehmen, um die Blätter nicht mit zu verschlucken, dieses Getränk mit einem Rohre zu sich, welches im Kreise herumgeht. Der Gebrauch dieses Getränks ist heilsam gegen die schädlichen Ausdünstungen der Bergwerke in Peru. Die Apallachine ist nur eine Art des Cassinenstrauchs.

Cassiniraupe. S. Eichenraupe.

Cassoorwan, oder Cassorvan. Ein kleiner Westindischer wohlschmeckender Krebsfisch von der Größe einer Sardelle, hat in jedem Auge zwei Sehen, und sieht zugleich über und unter sich.

Cassumuniar, oder Casminar. Diese Wurzel, welche die Engländer aus Ostindien bringen, soll ein die Gieberrinde mildnerndes und verbesserndes, und ein Nervenmittel sein.

Castor. S. Biber.

Castoreum. S. Bibergeil.

Catacoua. Ein schöner Vogel auf den Molukischen Inseln, der so, wie der Papagei, die ihm vorgesagten Worte nachsprechen lernt.

Catappas. Ein Ostindischer Mandelbaum auf der Insel Java.

Catechu. Eine schwarzröhliche harte zerbrechliche Materie, ohne Geruch und von bitterlichem Geschmacke. Sie ist ein zusammenziehendes Mittel in Blutflüssen, bei Erschlafungen des Zahnsleisches wenn es öfters blutet und in ähnlichen Fällen.

Catochit. Korsikanischer Stein, der so lebrig ist, daß einem die Hand anklebt, wenn man ihn angreift.

Catraca. Ein Amerikanischer Vogel, der sich besonders auf den kleinen Inseln des Merikanischen Meerbusens aufhält.

Cattusehiragam. Ein Ostindisches Staudengewächs; es wächst an dürren von der Sonne verbrannten Orten. Gequetscht und in Öl gekocht vertreibt es alle Hautkrankheiten. Der Same pulverisiert treibt die Winde und tödtet die Würmer.

Caviar. Ist der eingesalzene Störrogen, der in Blasen, die fast die Gestalt eines Holländischen Käses haben, eingepreßt wird. Man mischt ihn mit blankem Wein, nimmt die Ligamente und häutigen Theile, die ihn umhüllen, hinweg, trocknet ihn, legt ihn hernach in ein Gefäß, welches voller kleiner Löcher ist, salzt und gequetscht ihn, so daß alle Feuchtig-

heit herausgeht. Die Eier des Nogens bekommen dadurch eine gewisse Konsistenz. Die Holländer treiben einen beträchtlichen Handel damit. Die Russen finden dieses Essen sehr schmackhaft, und verbrauchen während ihrer drei Fastenzeiten sehr viel davon. Auch macht man einen Caviar von Karpfeneiern für die Juden.

Caumoun. Eine Art Palmenkohl in Guyana. Die Wilden decken mit den Blättern derselben ihre Hütten. Die Kerne geschält und gequetscht, geben ein Öl, welches dem Olivenöl nahe kommt. Die in warmen Wasser eingeweichte abgeschälte Haut der Kerne, giebt demselben die Farbe und Konsistenz der Chocolade. Die Wilden finden sehr viel Geschmack an diesem Getränke.

Caup. Ein Brasilianischer Baum mit Apfelbaumähnlichen Blättern. Seine Früchte haben den Geruch und die Gestalt der Pomeranzen.

Cay. Eine Art kleiner Brasilianischer schwarzer Affen.

Cayapia. Ein Kraut, dessen sich die Wilden zur Heilung der von vergifteten Pfeilen und vom Biß giftiger Schlangen verursachten Wunden bedienen. Sie quetschen es, weichen es in Wasser und trinken das letztere.

Cayapollin. S. Didelphis.

Cayennische Biene. S. Biene.

Cayennischer wilder Feigenbaum. Dieser Baum wird sehr hoch; sein Holz ist weich und mit Stacheln besetzt. Seine Wurzeln treten über die Erde hervor, und bilden Bogen, welche dem Stamme zu Stützen dienen. Die Frucht gleicht der des Maulbeerfeigenbaums. Wenn die Wilden diesen Baum fällen oder beschneiden, so brauchen sie die Vor-

sicht, sich wohl zu bedecken, um sich vor dem heftigen Brennen des milchigsten Saftes zu sichern, der aus dem Baume hervorspritzt und Geschwüre und Entzündungen verursacht.

Cayennisches Engelsfuß. Diese Pflanze wird in den Europäischen Treibhäusern gezogen. Die Wurzel derselben erhebt sich über die Erde, wird mit einer Wolle bedeckt und kriecht auf dem Boden herum, und benimmt den benachbarten Pflanzen die Nahrung. Diese Wurzel hat auch viel Ähnlichkeit mit dem Baromets oder Agnus Scythicus (Scythisches Lamm), wovon man so viel Wunderdinge erzählt; s. auch übrigens Engelsfuß.

Cayennisches Schneidekraut. Seine Stengel und Blätter haben Zähne wie eine Säge. Die Wunden, welche dieselben verursachen, sind schwer zu heilen.

Cayennisches Wespennest. S. Pappenschmauerwespe.

Caymilo. Ein Baum auf der Insel Hispaniola. Seine Blätter sind fast rund, auf einer Seite grün, auf der andern röthlich. Die Frucht ist rund, groß, länglich und einen Finger dick. Das Fleisch ist weich, markig und voller Saft.

Cebipira. Ein Baum in Brasilien, dessen zusammenziehende Rinde ein gutes Mittel wider Kräze, Flechten und andere Hautkrankheiten ist. Man braucht es bei Badekuren und zu Umschlägen.

Ceder. (*Pinus cedrus. Linn.*) Name verschiedener Arten von Bäumen. Die Ceder von Libanon unterscheidet sich von allen durch ihre steifen, anderthalb Zoll langen Nadeln, wo von immer einige Dutzend aus einer Scheide wachsen, und den Winter über stehen bleiben. Die fünf Zoll langen Zapfen stehen

aufrecht. Der Stamm ist funfzehn bis zwanzig Fuß hoch und bisweilen einige und dreißig Fuß stark. Sie treibt außerordentlich starke Zweige. Die männlichen Blüthen sitzen auf demselben Stamm wie den weiblichen getrennt. Die Ceder ist in Asien und besonders auf den Gebirgen Taurus und Libanon einheimisch; doch ist sie auf dem letztern durch die schlechte Ökonomie der Bewohner beinahe ausgerottet. Sie kann auch bei uns gezogen werden, indem sie sehr schnell heranwächst, Kälte verträgt, und mit einem steinigten trockenen Boden vorlieb nimmt. Besonders gedeiht sie auf Anhöhen sehr gut. Um guten Cedernsaamen zu erhalten, muß man die Zapfen aus der Levante selbst kommen lassen. Ihr Holz ist fein, fest, harzig, leicht, von angenehmen Geruch und von beinahe unvergänglicher Dauer. Auch wird es nicht von Würmern angegriffen, und ist daher ein sehr vortreffliches Bauholz, besonders brauchte man es ehedem zum Schiffbau, jetzt ist es wegen seiner Seltenheit in hohem Preise. Man braucht es auch zu eingelegerter Arbeit, zu Schachspielen, Dammbretten u. dergl. m. In England, wo man Cedern angepflanzt hat, legt man den Punsch und andere geistige Getränke in Fässer, deren Dauben aus Cedernholz bestehen. Das Getränk nimmt darin einen angenehmen Geschmack an. Die Ceder wird an die zweitausend Jahre alt.

Cederngummi. Nennt man die dicke Substanz, welche man durch Einschneide in die Ceder erhält. Sie ist gelb, durchsichtig, von gutem Geruch und leicht zerreiblich.

Cedernharz. Unterscheidet sich von dem Cederngummi darin, daß es von selbst ohne Einschneide in die Ceder röhrt. Es ist das reinste Harz derselben, kostlicher und viel seltener als der Cederngummi, weiß, durchsichtig, und verhärtet sich wie der Mastix zu Körnern. Die Egyptier bedienten sich derselben beim Einbalsamiren ihrer Leichen. Es kann, so wie der Cederngummi, als ein schweißtreibendes Mittel gebraucht werden.

Cedernwachholder. (Oxycedrus.) Eine Art Wachholderstrauch. Seine Früchte haben die Größe einer Haselnuss. Er ist in Spanien und in Frankreich einheimisch, kann aber auch bei uns gezogen werden, und empfiehlt sich durch seine ungewöhnliche Höhe und Stärke, da er baumartig wächst.

Cedrac, oder Cedrat. Eine sehr wohlriechende Art Citrone, s. Citronenbaum.

Ceiba. S. Seiba.

Celaster. Ein immer grünender dem Spindelbaum verwandter Baum. Zwischen seinen Blättern wachsen gelbgrüne sechsblättrige Blüthen, denen eine dunkelrote Frucht folgt. Er blüht im Juni.

Celtis. Ein Afrikanischer Baum mit doppeltem Geschlechte auf einem Stämme, aber auf verschiedenen Resten; die weiblichen Blumen sind ein Pistill, welches eine firschartige Frucht wird.

Cementkupfer. Dieses wird mit zu dem gediegenen Kupfer gerechnet; es wird bei Neusohl und Schmolitz in Ungarn gewonnen. Es findet sich nehmlich an diesem Orte Wasser, das vermittelst der Vitriolsäure aufgelöstes Kupfer bei sich führt und Cementwasser heißt. In diesem Wasser wird das aufgelöste Kupfer zuweilen ohne ein sichtbares Fällungsmittel in seiner metallischen Gestalt niedergeschlagen, oft setzt es sich auf Erde, Steine und Holz an. Am häufigsten schlägt es sich vermittelst des Eisens nieder. Wegen der verschiedenen Verwandtschaft der Metalle zu den Säuren, schlagen sie sich wechselseitweise einander aus ihren Auflösungen nieder, z. B. das Quecksilber die Silberauflösung (s. Dianenbaum.).

Cementquellen. }
Cementwasser. } S. Kupfer.

Cenar. Ein Mineral in China, woraus Gefäße gemacht werden.

Cenchrinus. Eine Brasilianische Schlange. Sie hat kleine hirschkörnerförmige Flecken; ihr Biß ist gefährlich.

Cenchriten. Eine Art Tropfsteine, welche wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Fischeiern auch Nogensteine heißen. Sie bestehen aus runden zusammengewachsenen Theilchen, deren jedes aus Erde, welche sich schichtweise über Gries angelegt hat, entstanden ist.

Cenchrus. Eine Gattung Schlangen auf den Inseln Lemnos und Samos. Sie sind etwa drei Schuh lang, und haben eine gelbgrüne, mit allerhand Flecken bestreute Haut. Ihr Biß ist tödlich.

Cencoalt, oder Cencoatl. Eine Amerikanische Schlangenart. It. Eine Viperengattung in Neuspanien.

Cenosqui. Ein Brasilianischer Vogel mit gelber Brust, schwarzem Kopfe und weißem mit Schwarz vermischtem Gefieder.

Ceoan. Ein kleiner Indianischer Fisch, der den vorübergehenden Personen nachstiegen, und die menschliche Stimme nachahmten soll.

Ceracate. Ein wachsgelber Achat.

Cerastes. Eine giftige Schlange mit zwei Hörnern in Afrika.

Ceratiten. Erdichtete Substanzen, oder Steine, die die Gestalt des Seehörns haben.

Ceratocarpus. Eine Tatarische Pflanze.

Ceratocephalus. Ein Virginianisches Staudengewächs. Seine Blumen sind regulär zusammengesetzt und riechen sehr angenehm.

Cerbera. (Sphinx Cerbera. Linn.) Gehört unter die Sphinxen, das sind Schmetterlinge, die nur Morgens und Abends in der Dämmerung herumfliegen. Er lebt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, hat schwarzgrüne Flügel mit glasartigen Flecken, und unter dem schwarzen Hinterleibe sechs rothe Ringe.

Cercio. Ein Indianischer Vogel von der Größe eines Storches.

Cereiba. Ein kleines Brasilianisches Bäumchen, das viel Ähnlichkeit mit dem Weidenbaum hat.

Cereus. Ein Kräutergeschlecht, welches ohne Blätter ist, nur in einem Stämme besteht, und sich durch Augen, welche zur Seite ausbrechen, vermehrt.

Ceterach. Ist der Arabische Name des Milzkrauts, s. Milzkraut.

Cevadille. Kleine Gerste, ist eine Getreideart, welche der Gerste ähnlich sieht, und in Senegal und in verschiedenen Gegenden in Amerika wächst. Die Samenkörner sind überaus hitzig und ätzend, und werden gegen wildes Fleisch und den kalten Brand, und auch als ein Mittel wider die Flohe und Wanzen gebraucht.

Ch a, oder Th a. Eine Japanische Theesorte.

Chacelas. Art weißer und süßer Weintrauben, die man ist, weil kein Wein daraus gepreßt werden kann.

Chachalacametl. Ein Mexikanischer Vogel von der Größe einer Henne.

Chachavatototl. Ein Mexikanischer Vogel von der Größe eines Stieglitzes.

Chacos. Ein Baum in Peru mit einer Frucht, welche auf der einen Seite platt, auf der andern Seite rund ist, und einen Samen enthält, dessen Kräfte gegen den Blasen- und andere Arten von Stein sehr gerühmt werden.

Chacril. Ein Baum in Amerika, dessen Rinde mehrere von den Kräften der China- oder Fieberrinde besitzt, und welchen man daher auch für eine Art des Fieberrindenbaums hält.

Chadet. Eine Art Trompeterschnecke oder Kuhhörner auf Jamaika und Barbados.

Chajar. Eine Melonenart in Egypten, welche einen weniger angenehmen Geschmack als unsre Melonen hat, ihnen aber übrigens in der Gestalt, den Blättern und den Ranken gleichkommt.

Chalcedonachat. Eine Achatart, welche vorzüglich aus Chalcedoniern besteht.

Chalcedonier. Dieser Halbedelstein ist milchblau, wolfigweiß, und meistens halbdurchsichtig. Ist er weiß und un durchsichtig, so heißt er Cachalong oder Caschalong. Oft findet man ihn mit dendritischen Zeichnungen, und dann heißt

er Mocastein, Baumstein. Ist er durchsichtig und hält zugleich Wassertropfen eingeschlossen, dann führt er den Namen Hydropyan. Der Orient, die Insel Island und die Färder Inseln liefern die schönsten Chalcedonier, die wegen ihrer lebhaftern und feineren Farben sehr geschätzt werden. Auch in Sachsen, Schlesien, Zweibrücken und in der Pfalz findet man welche. Die Härte des Chalcedonier ist der des Achats gleich. Man macht Ringe, Petschakte, Messerhölste u. s. w. davon.

Chalcit. Ist eine andere Benennung des Atramentsteins, (welches siehe).

Challua. Ein peruanischer Flüssig mit sehr großem Schlunde und einem dem Krötenkopfe ähnlichen Kopfe. Sein Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein.

Chalotte. S. Schalotte.

Chaluk. Ein Seefisch, der dem Großkopf oder Kaulkopf gleicht.

Chamā. Ein zweischaliges Muschelgeschlecht, dessen Angel außer dem Mittelpunkt steht, worin der Unterschied dieser Muscheln von den übrigen besteht. Es gibt deren verschiedene Arten.

Chameleon (Antillisches). (*Lacerta clamaeleon.*) Dieses sonderbare Amphibium lebt auf den Antillischen Inseln in Ostindien, Bengal, Ceylon und Amboina. Es nimmt fast von jedem Körper, auf den es sich setzt, die Farbe desselben an. Im tiefsten Schlafe ist es gewöhnlich über den ganzen Leib, wenigstens isabellfarben, im Sonnauer im Sonnen scheine schwarz mit purpurrethen und weißen Flecken gemischt. Wird es gereizt, so zieht es wie eine Schlange, blähet den Kopf auf und schlägt mit selbigem auf beiden Seiten um sich

herum; beim Feuer verändert es die Farbe nicht. Ist es ohne Gleiten, so ist dieses ein Zeichen der Märtigkeit, der Neigung zum Schlaf oder des Schlafs selbst. Die großen goldfarbenen Augen bewegt es beide zugleich nach verschiedenen Richtungen, so daß es mit dem einen in die Höhe und zugleicher Zeit mit dem andern hinterwärts sehen kann. Es ist sehr unschädlich, gesellig gegen die Menschen, und kommt gern in die Häuser. Es sieht oft halbe Tage lang auf einem Gleite unbeweglich mit offenem Maule auf Bäumen, auf welche es weit geschickt hin-ausflattert, als es auf platter Erde laufen kann, und lauert auf Fliegen und andere Insekten; die, welche es habhaft wird, sticht es mit seiner Zunge an, die es wie ein Pfeil aus dem Munde heraus-schießen kann, packt und verschluckt sie. Seine Zunge hat bei-nahe die Länge seines Leibes, sie ist rund, vorne eckig, mit einem gelben Geifer beständig belegt, woran die Beute augen-blücklich leben bleibt. Dieses Thier kann fasten, aber auch sehr viel fressen, daher kommt die Fabel, daß es blos von der Lust lebe. Es ist übrigens sehr träge, und hält sich am liebsten im Sonnen scheine auf. In Indien wird es in Zimmern gehalten, um sie von Insekten zu reinigen. Es ist nicht größer als unge-fähr sechs Zoll, und zwei Zoll dicke, und legt Eier.

C hamigo. Ein Gesäme aus Peru, welchem man die Wirkung zuschreibt, daß das Wasser, worin es gekocht wor-den ist, eine einschlafende, vier und zwanzig Stunden dauernde Kraft haben soll.

C hamille (gemeine). (*Matricaria chamomila*, Linn.) Wächst häufig auf dem Felde. Man hat verschiedene Arten derselben. Sie hat einen starken Geruch. Sie er-weicht, laciert, ist untreibend und krampffstellend, in welchen Fällen besonders die Blüthen derselben genommen werden, wel-che sowohl als Thee getrunken, als auch zu Kästchen und Um-schlägen gebraucht werden. Man destillirt auch ein Öl davon, welches die nehmlichen Wirkungen ausübt.

C hampakan. Ein großer Ostindischer Baum, dessen Frucht einen Kern enthält, woraus ein Del gepréßt und auf der Insel Amboina eine Art Brod gebacken wird. Er blüht jährlich zweimal, trägt aber erst lange hernach, wenn er gepflanzt worden ist, Früchte. Aus der ungemein wohlriechenden Blüthe wird eine Augensalbe bereitet.

C hanna. Ein Seefisch von der Größe eines Karpsens. Sein Kopf ist dünne und mit einer spitzigen Schnauze versehen. Der Leib ist mit kleinen Schuppen von allerhand Farbe besetzt. Die im Kopfe befindlichen Steine werden wider den Durchfall gerühmt.

C hanterelle. Eine Art Schwämme, deren Huth weniger als gewöhnlich pörs ist.

C haramais. Ein Baum in Ostindien und Kanada, wovon es zwei Arten giebt. Die Blätter der einen gleichen denen des Birnbaums, die der andern, deren Wurzel einen Milchsaft enthält, denen des Apfelsbaums. Ihre Frucht wächst traubenweise, sieht gelb, ist etige, und hat die Größe einer Haselnuss, doch ist sie bei der zweiten Art viel größer und dicker als bei der ersten. Beide Arten haben die Größe unserer Mispelbäume. Man macht die Frucht mit Salz ein; auch wird sie roh gegessen. Rinde und Wurzel werden in der Medicin gegen Fieber und Engbrüstigkeit gebraucht.

C hatos. Ein Baum, der in Peru einheimisch ist, und dessen Frucht einen Saamen enthält, welcher ein vortreffliches Mittel gegen den Blasen- und andere Arten Stein ist. Er ist auf der einen Seite platt, auf der andern rundlich. Ohne Zweifel ist Chatos und Chacos (wovon oben) ein und der selbe Baum.

C hausaru. Ein Nordamerikanischer Fisch. Er hat beinahe die Gestalt des Hechts; seine Haut ist mit starken fast

undurchdringlichen Schuppen bedeckt. Die Farbe ist silbergrau. Unter den Năchen geht ihm eine platte zackige hohle Art Grate hervor, die am Ende eine Deffnung hat und wodurch er Athem holt. Er nrt sich auch von Vögeln, und versteckt sich in Schilf und hält die Grate in die He. Die Vögel, welche darauf ausszuruhen suchen, halten es fr einen Ast, und so entgehen sie ihm selten.

C ha - w ha. Ein Baum in China, der viel Aehnlichkeit mit dem Spanischen Lorbeerbaum hat. Die Blter fallen im Winter nicht ab, sie stehen wechselseitig auf jeder Seite der Zweige, sie sind eirund, an den Rndern gezhnelt, und an den Enden zugespitzt. Das Holz dieses Baums ist weißlichgrau und sehr glatt, und der Stamm hat die Dicke eines Schenkels. Wo die Zweige herausgehen, zeigen sich Knospen wie Haselnüsse, welche mit einer feinen weißen Wolle umgeben sind, und woraus rthliche Blumen werden, die aus dem Ast ohne Stengel herauswachsen.

Chay. Eine Pflanze in Golconda, woraus eine schne rothe Farbe gemacht wird.

C hechinuamin. Eine Art Eichel, welche auf einem Baume in Virginien wächst und mit einer harten Schale, wie eine Nuß, bedeckt ist.

C hehao. Eine Chinesische Steinart, welche in China zum Porzellanmachen gebraucht wird.

C helason. Ein vierfiges Thier in der Tartarei, das viel Aehnlichkeit mit dem Wolfe hat.

C herimolias, oder Cherimoya. Eine Art Papaubaum in Peru.

C hersea. Eine Art Durschlange, deren Biß die Wirkung einer glühenden Kohle verursacht, und am Ende tödtlich ist.

C hervis. S. Zuckerwurzel.

C hevrotain. Ein kleines vierfüßiges Thier in Indien.

C hiampim. Eine weisse Blume in China. Sie ist von angenehmen Geruch. Der Baum, auf dem sie wächst, ist eine kleine Ahornart. Es giebt noch eine Art von Chiampim, welche zwei lange weiße und zwei rothe Blätter hat, sie wächst aber auf keinem Baume, sondern auf einem niedrigen Strauche.

C hanzozoli. Eine Pflanze in Neuspanien mit vierrechten Stengeln, weißen Blüthen und Saamen, aus welchen vermittelst füßer Mandeln ein kührender Trank bereitet wird.

C hicaly. Ein Südamerikanischer Vogel, dessen Federn roth, blau und weiß gemischt sind. Die Indianer machen ihren schönsten Schmuck daraus. Er hat die Stimme des Kukuts, nährt sich von Baumfrüchten; sein Fleisch ist von gutem Geschmack.

C hichotli. Eine Nachteulengeschlecht in Mexiko.

C hike. Eine Flöhgattung auf den Antillischen Inseln, lebt blos im Sande und heißt daher auch Sandfloh. Das Weibchen legt die Eier unter die Nägel der Fußzehen, welches die heftigsten Schmerzen und bisweilen den kalten Brand verursacht. Man verwahrt sich von diesem Insekt mit ledernen Strümpfen.

C hilicoquipoltototl. Ein Amerikanischer Vogel von der Größe einer Amsel.

Chilpelagua. Eine von den vier Sorten des Guizneischen (Indianischen oder Spanischen) Pfeffers.

Chinabaum. (*Cinchona officinalis*, Linn.) Dieser Baum wächst in Südamerika, - besonders in Peru nahe bei der Stadt Loja oder Lora auf einer Bergkette; er wird sehr hoch und mannsdick. Seitdem aber die Minde desselben ein wesentlicher Handelszweig geworden ist, sieht man selten Chinabäume von dieser Größe.

Chinarinde. S. Fieberrinde.

Chinawurzel. Man hat deren zwei Arten, welche in der Medicin gebraucht werden. Die eine ist von außen roth, von innen fleischfarben und knotig, und wird aus Peru und Neuspanien zu uns gebracht. Dort treibt sie stachlige Stengel, weiche dunkelgrüne Blätter haben und sich um nahestehende Bäume herumranken. Man hält sie für ein gutes Mittel gegen Engbrüstigkeit und Wassersucht. Die andere Art bringt man aus einer Provinz von China zu uns. Man vermischt sie mit Guajal und Sassafrisse, und bedient sich ihrer gegen Leber- und Brustkrankheiten.

Chincapinen. Eine kastanienähnliche Frucht in Virginien. Sie ist ebenfalls mit einer doppelten Schale umgeben und noch nicht so groß wie eine Eichel. Sie wächst auf großen Sträuchern an unfruchtbaren Orten, und soll von sehr gutem Geschmacke sein.

Chinché. Ein lakenähnliches Thier mit einem langen Kopfe und einem Nacken, der bis an die Augen geht. Seine Augen sind lang und schmal; seine Ohren sind breit, fast wie Menschenohren, die untern Theile derselben hängen herab. Zwei weiße Streifen, die sich auf dem Kopfe anfangen, gehen über die Ohren, indem sie sich von einander entfernen, und sich

in Bogen an den Seiten des Bauchs endigen. Es hat kurze fünfzehntheile Füße, welche mit schwarzen spitzigen Nägeln versehen sind. Sein Rücken ist gewölbt und sein Bauch unten ganz flach. Der Schwanz ist eben so lang als der Leib, und dem Fuchsschwanz ähnlich. Es hat dunkelgraue Haare.

Chincilla. Ein kleines vierfüßiges Thier in Peru von der Größe eines Eichhörnchens, das sich besonders durch die Schönheit seiner Haare auszeichnet.

Chinesischer Epheu. S. Co.

Chinesisches Goldhuhn. S. Goldhuhn.

Chinesische Zimptrinde. Man erhält diese Minde in China von einigen Arten des Zimtbaums. Ob sie gleich von schlechterer Beschaffenheit, als die Zimptrinde von Ceylon ist, so bedienen sich doch die Chinesen derselben statt des Zimmts. S. übrigens Zimptrinde.

Chirimoya. Eine Frucht in Peru, die der Ananas noch vorgezogen wird. Ihre Größe ist nicht einerlei; ihre Gestalt ist nicht ganz rund, gegen den Stiel zu, etwas platt. Sie hat eine dünne weiche Schale. Wenn die Frucht noch wächst, ist sie dunkelgrün, wird aber etwas heller, wenn sie die völlige Größe erreicht hat. Die Schale hat dicke Adern oder Streifen schräg übereinander laufend. Das Mark ist weiß, und besteht aus fast unmerklichen Fasern, die in der Mitte zusammenlaufen, und hat einen angenehmen süßlichen und säuerlichen Geschmack. Der Baum, worauf diese Frucht wächst, ist hoch und dick. Seine Blätter haben eine länglichrunde Gestalt von mittelmäßiger Größe und einer etwas dunkelgrünen Farbe.

Chiriten. Steine, welche die Gestalt einer Hand haben.

Chise. S. Merikanischer Pfeffer.

Chocolade. S. Cacaobaum.

Chocoladenmatte. Diese kleinen, kaum ein und dreivierel Linnen breiten Matten, lustern so wie die Raupen nach aller süßen Nahrung, wählen sich sorgältig das Beste und Schönste, daher man sie in Zuckerbäckereien, wo sie am liebsten Chocolade fressen, am häufigsten antrifft. Im Anfang des Herbstes geht gewöhnlich ihre Verwandlung an, wo sie aus ihrer Hülse herauskriechen.

Ehoine. Name eines Baums in Brasilien, dessen Blätter denen des Lorbeerbaums gleichen, und dessen holzige Minde zu Gefäßen und andern Geräthschaften tauglich ist. Die Frucht ist eine Art Kürbis und hat die Gestalt eines Strauseneis, ist aber sonst gar nicht zu gerauchen.

Cho - hy - u. Ein Brasilianischer Fisch, dessen Rücken, Bauch und Seiten mit schwarzen Schuppen, die wie Dachziegel in geraden Reihen übereinander stehen, bedeckt sind; sein Fleisch sieht weiß aus und schmeckt angenehm.

Chomet. Ein kleiner sehr fetter wohlschmeckender Vogel in der Normandie.

Chonkas. Ein gewisser Raubvogel, von dem die Grimmischen Tartaren dem Großturen alle Jahre einen, nebst verschiedenen Juwelen zum Geschenk schicken müssen.

Choroliten. Steine, deren Zeichnung Bäume, Büsche und Strauchwerk bildet.

Chouan, oder Chouankörner. Ein gelblicher Saame von säuerlichem etwas salzigem Geschmack, der aus der

Levante gebracht, und zur Bereitung des Karmīns genommen wird. Er hat die Größe des Kohlksamens, man weiß noch nicht, von welchem Gewächs er seinen Ursprung hat.

C h o u m a r i n, Eine Englische Pflanze, die dem Braunkohl gleicht, und an den Seelüsten wächst; sie ist bei Wunden und Wurmfrankheiten gut.

C h o y e n n e. Eine Amerikanische Baumfrucht von der Größe einer mittelmäßigen Wassermelone.

C h r i s t d o r n , S t e c h d o r n . Ein Standengewächs in Palästina mit fünfblättrigen kleinen Blüthen und einer trocken wie ein Hut gebildeten Kapsel. Der Saame vertreibt den Husten und den Stein. Die Blätter und die Wurzel befördern den Urin und dienen wider den Durchfall.

C h r i s t b i r n , B o n c h r e t i e n b i r n . Name einer schönen sehr schmackhaften Birnensorte. Man unterscheidet zwei Arten derselben: die Sommerchristbirne, welche diesen Namen daher führt, weil sie zeitig reif wird und sogleich gegessen werden muß. Die Winterchristbirne, welche später reift, sich länger aufzuhalten lässt, und einen noch bessern Geschmack als jene hat.

C h r i s t o p h s k r a u t . Ein Kraut, welches zwei Fuß hohe, schlanke und ästige Stengel treibt. Die Blätter sind groß, breit, ausgezackt, in einen Haufen spitzer Theile zertheilt und weißgrün. Die weißen rosenförmigen Blüthen stehen traubengeweise an den Spitzen der Stengel, und hinterlassen kleine magere Beeren, die, wenn sie reifen, schwarz seien und zwei Reihen platter Samenkörner einschließen. Die Wurzel ist zäsig, von außen schwarz und von innen gelb. Dieses Kraut, welches in Bergwäldern wächst, kann äußerlich gegen Krähe und Ungeziefer gebraucht werden, innerlich aber ist es ein sehr subtiles Gifft.

Christwurz. Benennung der Nieswurz, weil sie oft zu Weihnachten im Freien blüht.

Chrysalide. Diesen Namen giebt man überhaupt den Puppen der Tagvögel, deren harre Bedeckung den Körper ganz einschließt, daß man keinen Theil derselben sehen kann. Man findet sie gemeinlich an schattigsten Orten mit dem Hintertheile angehängt. Nach ungefähr drei Wochen kommt der Schmetterling heraus; die von der letzten Brut bleiben den Winter hindurch im Puppenstande, und brechen erst im nächsten Frühjahr hervor.

Chrysanthemum. S. Goldblume.

Chrysites. S. Probierstein.

Chrysobat. S. Goldbusch.

Chrysocolla. Ist aufgelöstes, durch eine Kombination der Grundstoffe, die im Innern der Erde vorgegangen ist, niedergeschlagenes Kupfererz. Man giebt dem Berggrün und dem Bergblau diesen Namen. Auch benennt man zuweilen den Borax damit.

Chysolith. Dieser Edelstein findet sich in sechseitigen Säulen kristallisiert. Seine Farbe ist zeissiggrün oder goldgrün. Er ist etwas härter als der Aquamarin (welches siehe); die schönsten kommen aus Peru und Brasilien; Sachsen, Böhmen und Schlesien liefern schlechtere Sorten.

Chrysopras, oder Goldpräser. Ein Edelstein, welcher ein hellgrüne ins Gelbliche und Braune spielende Farbe hat. Diese schöne Farbe röhrt von beigemischtem Nicelfalk her, und ist nicht feuerbeständig. Man findet ihn vorzüglich bei Kosemiz in Schlesien im mürben aufgelösten Serpentin. Man verarbeitet ihn zu Stockknöpfen, Ohrringehänge u. s. w.

Chulon. Ein vierfüßiges Thier in der Tartarei, von der Größe und Gestalt eines Wolfs.

Chumpi. Ein Mineral von Farbe und Gewicht dem Schmiergel gleich; man findet es oft in den Silbererzen von Potosi.

Chungar, Schongar oder Chonku. Ein seltener Vogel in der großen Tartarei von der Gestalt einer Rohrdommel.

Chupalon. Ein Strauch in der Provinz Esmeraldas und Mido mit einer wohlgeschmeckenden Frucht.

Chupiri. Ein Baum in Neuspanien in der Landschaft Mechoacann. Er gleicht dem Lorbeerbaum; sein Laub ist größer als das des Mandelbaums. Seine Blüthe ist eine Art von Rosen und hat einen sehr scharfen Saft. Die Indianer vermischen ihn mit andern Säften, und gebrauchen ihn als ein schleimabführendes Arzneimittel.

Cibeben. S. Kubeben.

Eichorien. Deren gibt es zwei Arten: die zahme und die wilde. Die zahme erzieht man in Gärten, sie blüht im Jani und ist auch unter dem Namen Endivien bekannt. Die wilde ist bitter und wird zu Holztränken, auch mit Brühe gekocht, zu Frühlingsluren gebraucht. Die Blätter und Blüthen sind urintreibend und bei Leber- und Magenkrankheiten anwendbar; sie kommt auch mit zu unserm Deutschen Kaffee.

Eichorienkäfer. (*Meloe eichorii. Linn.*) Ist im südlichen Europa und im Oriente einheimisch, und nährt sich hauptsächlich von der Eichorienpflanze. Sein Leib ist schwärzlich, die Flügel seien gelblichrot, und haben drei

schwarze Querstreifen. Thedem wurde er als ein blasenziehendes Mittel gebraucht.

Cider. Benennung alles Obstweins.

Ciecee-ete, oder **Ciecie-ete**. Eine Gattung vierbeiniger Krebsen in Brasilien von der Größe einer Haselnuss.

Cigarro. Eine Art Tabak auf der Insel Cuba.

Cinamomum. Ein Strauch, dessen Rinde mit der Zimmitrinde viel Ähnlichkeit hat, und der auch alle Eigenschaften derselben besitzt, ob man gleich behauptet, daß es eine davon ganz verschiedene Art sei. Von der Insel Ceylon wird viel dergleichen zu uns gebracht. Hat man den Strauch seiner Rinde beraubt, so bekommt er drei Jahre hernach eine neue, die eben so gut ist, wie die vorige. Cinnami heißt im Arabischen grober Zimmit.

Cipalxocotli. Ein Baum in Neuspanien.

Cipollanimarmor. Diese Marmorart, welche man vornehmlich in Italien bricht, hat große grüne Adern, in welchen die Farbe bald heller, bald dunkler ist. Er wird zu Tischblättern und Säulen verarbeitet.

Circee. S. Alraun.

Circium. Eine Pflanze, deren Blätter einige Ähnlichkeit mit dem Ochsenzungenkraute haben; sie hat kleine rothe Knospen und dient wider Müdigkeit und Schwäche der Füße.

Circus. Ein großer Raubvogel, beinahe so groß wie der Geier. Auf dem Kopfe und unter dem Halse sieht er röthlich und weißlich aus. Der Schnabel ist schwarz, der Hals

Kurz, und hat gelbe rauhe Schenkel. Sein Fett und Kotl wird in der Medicin gebraucht.

Cirquinson. Name des Armadills mit neun Bändern. S. Panzerthier.

Cirfion. Eine distelsähnliche medicinische Pflanze mit purpurfarbenen Blüthen. Sie ist von der Distel nur darin unterschieden, daß die Blumenkelche weichstielige Blumen haben.

Cistenröschen. Von diesem Strauche hat man zwei Hauptarten, welche sich wieder in viele Nebenartentheilen. Diese Hauptarten sind der männliche Cistenröschenstrauch mit runden rauhen Blättern, rosenformigen rothen Blüthen, runden rauhen und harten Früchten, welche in mehrern Fächern braune zarte Samenkörner enthalten, und mit einer holzigen sich weit ausbreitenden Wurzel. Der weibliche Cistenröschenstrauch unterscheidet sich von jenem durch kleinere Zweige, durch die salbeiähnlichen Blätter, und durch seine gelben oder weißen Blüthen. Das liebste aber hat er mit ihm gemein. Die Cistenröschen wachsen eigentlich in wärmeren Ländern, z. B. in Spanien, Italien und auf den Inseln des Archipelagus. Einige Arten derselben hat man in unsre Gärten aufgenommen, wo ihre Blumen im Frühjahr einen angenehmen Anblie gewähren. Blätter und Blüthen braucht man als ein anhaltendes und wider die Ruhr dienliches Mittel. Eine Art Cistenröschenstrauch auf der Insel Kandia (*Cistus ladanifera*) giebt das Ladanum, (welches siehe). An diesem Strauche wächst die bekannte Schmarotzerpflanze, die Hypocistis, (siehe dieses Wort).

Citrinch'en. Dieser in Frankreich sehr gemeine Vogel ist größer und noch hänsiger als der Zeisig. Er hat einen sehr angenehmen Gesang, womit er seinen Namen auszusprechen

scheint. Seine Nahrung besteht in Hanssamen, und andern Sä-
mereien.

Citronat. S. Citronenbaum.

Citrone. S. Citronenbaum.

Citronenbaum, oder Limonenbaum. (*Citrus medica*. Linn.) Als Orangeriegewächs hat dieser Baum viele seiner Kennzeichen mit den übrigen zu dieser Klasse gehörigen Vegetabilien gemein; (s. Orangeriegewächse;) er unterscheidet sich aber auch wieder von ihnen durch seine sperrhaften, mit kleinen Stacheln besetzten Zweige, seine einzeln stehenden, länglichen, zugespitzten Blätter, seine weißen etwas ins Rothliche fallenden Blüthen, und durch seine hellgelben länglichen sich in eine Warze endigenden Früchte. Dieser Baum stammt eigentlich aus Assyrien und Medien her. Erst im zweiten Jahrhundert fieng er an in Europa kultivirt zu werden, und in den wärmeren Ländern desselben erndtet man nicht nur die Früchte davon in großer Menge, sondern auch von vorzüglicher Güte ein. Italien, das südliche Frankreich, Spanien und Portugall sind reich an Citronen. Italien und Spanien versenden die meisten. Je weniger die Citrone Fleisch hat, und je reicher sie hingegen an Saft ist, desto mehr schätzt man sie. Der Citronensaft ist sehr sauer, doch hat man auch eine Art mit süßlichem Saft. Ueberhaupt wird der Saft der gemeinen Citronen in einem warmen Klima milder, wenn man sie gehörig reif werden lässt; man pflegt sie aber mehrentheils vor der Zeit ab, damit sich die Säure nicht zu sehr entwickele und die Citronen sich besser halten und verschicken lassen. Das Einpacken derselben geschieht an verschiedenen Orten unter obrigkeitlicher Aufsicht, jede Citrone wird an einem dazu bestimmten eisernen Ringe probirt, ob sie die gehörige Größe hat; geht sie durch denselben hindurch, so legt man sie zurück und preist den Saft davon aus; er ist auf Seereisen ein Verwahrungsmittel wider den Skorbut, und wird

auch zum Färben gebracht. Durch Abdampfen in der Sonnenhöhe erhält man aus diesem Saft das kostbare Citronen-salz. Von Citronenschnitten bereitet man das Citronen-wasser. Aus der Schale wird der Citronat, und aus der äußern Schale durch Auspressen das Citronenöl (Cedroöl), welches einen durchdringenden und angenehmen Geruch hat, verfertiget. Aus diesem wesentlichen Citronenöl erhält man, wenn es in Weingeist aufgelöst wird, das Eau sans pareille. Man hat von der Citrone viel Spielarten. Außer den Adamsäpfeln, Bergamotten, und Cedratcitronen sind auch die Lumien, die den Pomeranzen ähnlich sehen, und auch fast wie dieselben schmecken, die Limen, die Peretten und die Limönchen, die Varietäten derselben; letztere sind die kleinsten unter allen, fast ohne Fleisch, und mit einem grünlichen Saft angefüllt. Die so genannte Hand Gottes, welche in China wächst, ist ebenfalls eine Art Citrone. Sie hat die Gestalt einer zugemachten Hand, und wird wegen ihrer Schönheit und wegen ihres vorzüglichen Geruchs sehr hoch geschätzt. Von den Früchten, welche halb Citronen, und halb Pomeranzen sind, und Bizarrien genannt werden, s. Pomerange.

Citronenholz. Diesen Namen giebt man auf den Antillischen Inseln dem Licht- oder Jasminholze (welches s.).

Citronenmelisse. (*Melissa officinalis*. Linn.) Sie wächst auf Bergen im südlichen Europa wild. Ihr citronenartiger Geruch empfiehlt sie zur Anpflanzung in Gärten. Die Blätter derselben werden zum Thee als ein blähungstreibendes und magenstärkendes Mittel, ingleichen auch die stocende monatliche Reinigung wieder in Gang zu bringen, gebraucht. Auch wird aus denselben das sogenannte Carmeliterwasser gemacht.

Citronenthymian. Ist eine Abart des gemeinen oder wilden Thymians.

Citronenvogel. (Papilio dan. cand. rhamni. Linn.) Ein Tagvogel mit citromgelben Flügeln, die wie ein Lindenblatt gestaltet sind.

Citrulle. (Cucurbita citrullus.) Hat die Geschlechtskennzeichen mit dem Kürbis, die äußere Gestalt aber mit der Melone gemein. Uebrigens gehört sie zum Kürbisgeschlechte. Man findet sie in Sicilien, Unteritalien und im Orient als wilde Pflanze. In Egypten und Indien baut man sie häufig an. Sie wird über dreißig Pfund schwer; unter der grünen dicken Schale befindet sich ein rothliches Fleisch, welches angenehm-säuerlich, saftig, und in warmen Ländern sehr geschätzt ist. Die Samenkörner haben eine schwarze Hülle.

Civelle. Eine Gattung kleiner Lampreten, die in süßen Wassern, besonders in der Loire, in großer Menge gefangen werden.

Clicquart. Einer der besten Steine, welche sich in den Steinbrüchen um Paris herum finden. Vor Alters nannte man ihn Bas = appareil, aber man glaubt, daß sich kein echter Clicquart mehr finde, weil die Brüche erschöpft sind.

* **Clofie.** Ein schwarzer Vogel, von dessen Flüge die Amerikaner Glück oder Unglück erwarten.

Closif. Ein schwarzgesiederter Vogel in Afrika von der Größe eines Staars.

Coura. Ein Ostindischer Wasserrabe, welcher abgerichtet wird, Fische aus den Teichen und Flüssen zu fangen. Unter dem Schnabel hat er einen Sack, wo er seine Beute hineinschlingt. Man legt ihm einen Ring um den Hals, damit er sie nicht verschlucke.

Cnif. So nennen einige Naturforscher den größern Schüsself- oder Schnellkäulchenbaum.

Cniben. Sind die kleinen Würmer, die in den Blättern des Ullmenbaums wachsen, und rothe Auswüchse auf denselben verursachen. Sie gehören unter die Minirer und sind eine Art sogenannter Gallinsekten. Sie verwandeln sich nach ihrer Verpuppung in kleine Fliegen.

Co. Chinesischer Ephen. Diese Art von Ephen giebt, wenn er geröstet worden ist, und dadurch die äußere Haar verloren hat, mittelst der zweiten innern Haut einen Haas, den man weder zu brechen noch zu spinnen braucht. Man webt davon eine feine dauerhafte Leinwand, die man unter dem Namen Coupon kennt.

Coacca. Eine große Art geschwänzter Affen. Ihr Waterland ist Guyana, Peru und Panama. Ihr Körper ist schlank, haarig und verhältnismäßig mit den übrigen Gliedmassen ziemlich ungestaltet. Sie wohnen gesellschaftlich bei einander, sind nicht menschenscheu und haben viel Fähigkeiten. Sie leben von Früchten, Fischen, Gewürmen, Insekten und besonders von Austern. Bei der Ebbe suchen sie dieselben an den Seufzern, und schlagen sie mit zwei Steinen entzwei. Sie necken die Vorübergehenden und lassen besonders gern ihr Wasser auf sie. Den Schwanz brauchen sie als die dritte Hand zum Fischfang und Raube ihrer Beute. Besonders sind sie sinnreich über einen Fluß zu kommen, sie fassen nehmlich einer den andern beim Schwanz, ziehen sich einige Zeit immer geschwindertück- und vorwärts, und nun ergreift mit einemmal der erste aus der Reihe den nächsten Ust jenseit des Ufers, und zieht die übrigen auf diese Art nach sich. Die Weibchen bringen gewöhnlich ein bis zwei Junge zur Welt, tragen sie, ohne dadurch an ihrer Gewandheit verhindert zu werden, bis sie sich selbst fortselfen können, auf dem Rücken. In ihren Eingewinden finden

sch acht Zoll lange Würmer. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, besonders wenn man sie einige Zeit mit Früchten gefüttert hat.

Coali. Ein großer Strand in Neuspanien, dessen Holz das Wasser blaßfärbt.

Coapoiba. Ein Baum in Ostindien von der Größe einer Buche. Die Rinde ist aschgrau und braun gewässert; das Laub stark und länglich; wenn der Stiel abgebrochen ist, so tropft ein milchiger Saft heraus. Die Blüthen, deren jede einen eigenen Stengel hat, sind so groß wie Rosen, und bestehen aus weißen Blättern. Die Frucht hat eine dünne Schale.

Coati. S. Waschbär.

Coatias. Ein vierfüßiges Thier in Brasilien, es hat die Größe und den Geschmack eines Hasens.

Coatti. Ein hoher starker Baum in Neuspanien. Die Blüthen sind schmuckig weiß, länglich und klein; sie stehen in einem Büschel beisammen. Sein Holz färbt blau; man hält es für ein vortreffliches Mittel wider den Nieren- und Blasenstein; es hindert die Schärfe des Urins bei inflammatorys Krankheiten. Die Spanier verschicken es unter dem Namen nephritisches Holz nach Europa.

Cobalt. S. Kobalt.

Cobban, oder Gehuph. Ein Baum in Neuspanien mit einer safrangelben Rinde, dessen Frucht in der Medicin gebraucht wird.

Cobella. Eine Amerikanische Schlange.

Cobra. Eine Indianische Schlange, deren Kopf, wenn sie gereizt wird, sich aufbläht. Sie hat einige zähnlich-

Zeit mit einem Eichhörnchen, das im Begriff ist einen Sprung zu thun. Ihr Gift ist so fein und der Biß so heftig, daß er einen schnellen Tod verursacht. Sie heißt auch Cobra de Capello.

Cobrastein. Ein kleiner platter runder Stein, von welchem man sagt, daß ihn die Cobra (welche siehe) im Kopfe bei sich führen soll. Er ist ein Mittel wider den Biß giftiger Thiere. Wenn man ihn an die Wunde hängt, so bleibt er fest daran kleben, und fällt nicht eher ab, bis er das Gift an sich gezogen hat. Man legt ihn darauf in Milch, worin er das Gift wieder von sich giebt und die giftsteinsaugende Eigenschaft von neuen erhält. Doch ist zu merken, daß man sich dieses Steins fogleich, wenn man von der Cobraschlange gebissen worden ist, bedienen, und daß Blut aus der Wunde ziehen lassen muß, wenn er jene Wirkung äußern soll. Man muß daher die Wunde, wenn sie nicht von selbst blutet, durch eine Lanze röten. Diese Thatsachen sind aber zu wunderbar, als daß man ihnen unbedingten Glauben beimessen sollte. Schon ältere Naturforscher leugneten, daß dieser Stein im Kopfe der Cobraschlange gefunden werde, und glaubten vielmehr, daß es ein Gemisch von allerhand Kräutern sei, deren heilsame Kräfte wider vergiftete Wunden in Ostindien und im südlichen Africa bekannt wären. Die Indianischen Braminen behalten das Geheimniß mit diesem Steine vor sich. Die Franziskaner auf Manila schreiben dem Cobrasteine, welchen sie selbst fertigen und verkaufen, die nehmlichsten Kräfte zu.

Cobrissa. Kupferhaltiges Silbererz in Peru.

Coca. Die Bewohner des südlichen Amerika mischen die Blätter dieses Strauchs unter verkalte Muschelschalen, und kauen diese Teigmasse beständig, wie die Orientaler den Betel. s. dieses Wort.

Cocantbe. Ein stachlicher Baum auf der Insel Madagaskar, dessen Blüthe und Holz, welches letztere von schwarzer Farbe ist, im Feuer einen angenehmen Geruch geben.

Coccathrause. Ein in Italien und Deutschland sich aufhaltender Vogel von der Größe einer Lärche; er hat einen schwarzen Schnabel und schwarze Füße, der Oberleib ist aschgrau und der Unterleib weiß.

Coccolaba. Der Amerikanische Pappelbaum.

Coccus. Ein Strauch, der in Niederslanguedoc sehr gemein ist. Er ist eine Art Cochenille und trägt Scharlachfarner. Da in diesen Äortern kleine Millionen Würmer entstehen, so hat man ihnen auch den Namen Vermillon gegeben, weil sie in der Farbe viel Aehnlichkeit damit haben.

Cochenille (Amerikanische). (*Coccus cacti*. Linn.) Eine Art Gallinselten, die in das Geschlecht der Schildläuse gehören; sie haben viel Aehnlichkeit mit den gemeinen Wanzen, nur daß sie nicht so platt wie diese sind. Ihr eigentliches Vaterland ist Mexiko, sie werden aber auch jetzt in Südamerika und Spanien gezogen. Sie sehen braunroth aus und liefern eine schönrothe Farbe, welche aber mehr eine Ursache ihrer Nahrung, der Cochenillenopuntia, (welches siehe) sein mag. Sie vermehren sich sehr zahlreich und werden jährlich dreimal eingesammelt, müssen aber gleich nachher getötet werden. Die Art, wie dieses letztere geschieht, hat einen großen Einfluß auf die Güte der Farbe derselben, welche daher auch verschiedene Namen erhält. Brühet man die Cochenille mit heißem Wasser, so bekommt sie ein rothbraunes Ansehen, und heißt *renegrida*. Setzt man sie der Sonne oder Sonnenhitze aus, so wird sie silbergrau und wird *jaspeada* genannt. Tödtet man sie auf heißen Platten, so wird sie schwärzlich und heißt *negra*. Die an der Sonne gedörzte Cochenille liefert die schönste rothe Farbe.

Zur Zucht aufs kommende Jahr hebt man junge Brut davon im Winter in kleinen von Moos und Kotuswolle verfertigten Nestchen auf und legt Blätter von der Cochenillenopuntia hinein. Wenn es die Witterung zuläßt, so bringt man sie wieder ins Freie, wo sie sich bald begatten. Vier Pfund frische Cochenille geben kaum ein Pfund getrocknete. Man hat bemerkt, daß an siebzigtausend Cochenillenwürmer zu einem einzigen Pfunde gehören. Es werden jährlich gegen neunmalbundertausend Pfund nach Europa versendet. Sie behalten ihre farbende Kraft unverändert viele Jahre hindurch.

Cochenille (Deutsche). Eine andere einheimische Cochenillengattung. Sie findet sich in sandigen Gegenden an den Wurzeln des Gänserichs, der Erdbeeren, der Pimpinelle, des Mauseohrhens und anderer Pflanzen. Das Weibchen ist etwas größer als ein Haussorn, violetfarben und im Anfang des Juli mit einem weißen wolligen Staubke bedeckt. Ebdem wurden sie häufig gesammelt, welches bis jetzt noch in Pohlen geschieht. Durch die Einführung der Amerikanischen Cochenille aber wurde die Deutsche verdrängt, indem jene schöner und auch stärker färbt, denn das Verhältniß der Amerikanischen Cochenille zur Deutschen verhält sich wie eins zu zwanzig.

Cochenillenopuntia. (Cactus coccinellifer.) Eine Merikanische Pflanze, welche blos aus einer Menge Blättern besteht. Sie ist eine Art der Indianischen Feige und macht die eigentliche Nahrung der Cochenille aus, auf welche sie auch in Ausnehmung der Güte derselben ungemeinen Einfluß hat. In Amerika wird sie wegen ihrer außerordentlichen Süßigkeit sehr geschätzt. Ihr Farbestoff ist so fein und durchdringend, daß sie den Urin roth färbt. Die Indianer bedienen sich derselben zum Färben und in Europa hat man mit dem verdickten Saft dieser Pflanze glückliche Versuche gemacht.

Cochitotol. Eine Gattung Wiedehops in Ostindien.

Cochislapoti. Ein großer Baum in Westindien, welcher eine Frucht hervorbringt, die der Quitte ähnlich sieht, und von den Spaniern Zapote-blanco genannt wird. Diese Frucht ist von ziemlich gutem Geschmacke, enthält aber eine Art Kern, welcher ein gefährliches Gift ist.

Cochliten. Sind versteinerte Schnecken.

Cockateo. Der große weiße Papagei in Ostindien.

Cockelkörner. Sind dunkelbraune Körner von der Größe einer kleinen Lorbeere, deren viele an einer Manke beisammen wachsen. Sie haben etwas giftartiges bei sich und schmecken bitter. Sie werden aus Malabarien und Egypten zu uns gebracht. Neuerlich werden sie mit Stephanskörnern vermischt und mit zu Läusesalben genommen. Wenn sie mit Kamphfer zu Pillen gemacht und ins Wasser geworfen werden, so werden die Fische so sehr davon berauscht, daß sie mit der Hand gefangen werden können.

Cockroach. Der Wanzenköder, eine dunkelbraune Käferart auf der Goldküste.

Cocoi. Der Brasilianische Fischreiger.

Cocon. Ist das Gewebe des Seidenwurms. Von der bewundernswürdigen Kunst desselben s. Seidenwurm.

Coconhaut. Ist der abgehaspelte Cocon, s. Seidenwurm.

Cocosnuss. S. Kokosnuss.

Cocosi. Die kleine gesleckte Turteltaube in Mexiko.

Coco hon. Eine Brasilianische Neigergattung.

Coc - figrue. Ein Antillisches Heuschreckengeschlecht.

Cocujas. Eine Art Springläfer, die in der Nacht wie Phosphorus leuchten.

Codago - pale. Dieser Strauch wächst auf den Inseln Ceilon und Malabar. Seine Frucht benutzt man wie die Fieberrinde, welcher seine Rinde sehr ähnlich ist, gegen Fieberkrankheiten.

Codi - avenam. Ein Strauch in Ostindien, dessen Saft verlorne Körperkräfte, besonders das Zeugungsvermögen wieder herzustellen vermag. Man zieht auch ein sehr heilsames Öl daraus, welches als ein vortreffliches Mittel gegen den Durchfall gebraucht wird.

Co endon. Ein in Brasilien, Louisiana, Gujana und im südlichen Theile von Kanada wohnhaftes vierfüßiges Thier, das einige Ähnlichkeit mit dem Stachelschweine hat; es schlafst den Tag über, und geht nur die Nacht auf Raub aus. Sein Fleisch ist sehr schmackhaft.

Cofer. Eine Martinikische Pflanze.

Cogoil. Ein Seestich im mittelländischen Meere.

Cogreko. Ein Vogel in Neuspanien mit sehr kurzen Flügeln. Er hat die Größe und Farbe eines Rebhuhns, hält sich gern in sumpfigen Gehölzen und an Wassergräben auf, und hat ein sehr schmahaftes Fleisch.

Cohyna. Ein Amerikanischer Baum, dessen Blätter denen des Lorbeerbaums gleichen, und dessen Frucht die Größe

einer Melone hat. Das Fleisch derselben stiftt, wenn es zerquetscht und auf die Stirne gebunden wird, die Kopfschmerzen. Aus der Rinde derselben machen die Indianer Gefäße. Es ist eine Art Kürbisflaschenbaum. Einige Stämme der Indianer haben große Ehrerbietung gegen die Cohinafrucht, und bewahren dieselbe sehr sorgfältig in ihren Hütten auf.

Cola. Eine Tannzapfend ähnliche Frucht in Congo. Unter ihrer Schale beschließt sie noch andere Kastanien ähnliche Früchte, in deren jeder viel kleine röthliche oder fleischfarbne Nüschen stecken.

Colcothar. Heißt das gelbe oder rothe Pulver, welches nach der Destillation der Vitriolsäure aus dem Eisenvitriol übrig bleibt. Man bereitet eine schöne rothe Farbe daraus.

Colias. Ein den Makrelen sehr ähnliches Fischgeschlecht mit schwarzen Flecken und Querstreifen.

Colibri. S. Kolibri.

Colin. Ein gewisser Seevogel.

Colinil. Eine Americanische Pflanze.

Coliou. Name zweier Vogelgattungen in Brasilien.

Colocasie. Eine Art Arum, welches in Egypten, Syrien und auf der Insel Kandia in Sümpfen und Teichen wächst, sich aber nur mit Mühe in unsren Gewächshäusern ziehen lässt, und selten bis zur Blüthe kommt. Es treibt bis sechs Fuß hohe, dämmenstücke Stengel, große, runde, an langen Stielen sitzende, mit einem schleimigen Saft angefüllte Blätter, und große rothe Blüthen. Die Frucht ist halb kugelförmig,

und grün, sie enthält in jeder ihrer vielen Höhlen ein Samenkorn. Die Wurzel hat frisch genossen einen scharfen Geschmack, gekocht aber schmeckt sie wie Nüsse oder Kastanien, man macht Brod daraus.

Colocolo. Ein Vogel auf den Philippinschen Inseln; er kann mit gleicher Geschwindigkeit unter dem Wasser schwimmen, als in der Luft fliegen. Seine Federn liegen so dicht beisammen, daß sie im Augenblick wieder trocken sind, sobald er aus dem Wasser kommt. Er ist schwarz und kleiner als der Adler, und hat einen zwei Spannen langen Schnabel.

Colophonium. S. Kolophonium.

Coloquinte. Ein Indianisches Gewächs, welches eine Menge raucher auf der Erde herumkriechender Stengel treibt. Die Blätter wachsen einzeln an besondern Stielen, sind sehr groß, unten rauch, tief eingeschnitten, und mit weißen Punkten bezeichnet. Die Blüthen sind bleichgelb. Die Früchte gleichen den Pomeranzen, sind gelblich, leicht und haben eine glatte glänzende Schale. Diese letztere ziehen die Indianer ab, und senden uns das weiße, schwammige außerordentlich bitters Fleisch. Dieses ist eines der allerheftigsten Purgiermittel, und wird nur bei heftigen Verstopfungen gebraucht.

Colubrinstein. Eine Art von grauem, ungesteckten Tropfstein, der bald mehr, bald weniger Härte hat, und welchen man zwar leicht bearbeiten, aber nicht poliren kann. Je weißer er ist, desto weicher ist er auch. Man bedient sich desselben zuweilen um Modelle auf Mauern damit zu zeichnen.

Colytea. Ein Baum in der Levante, der weder Blüthen noch Früchte hervorbringt, und dessen Blätter denen des Lorbeerbaums gleichen. Er ist vom Schaaf- oder welschen Lin-

senbaume verschieden, ob dieser gleich im Lateinischen denselben Namen hat.

Conani. Eine Art stachlichten Palmbaums in Caven-ne. Man unterscheidet zwei Arten, den wilden und den zahmen Conani. Dieser letztere trägt eine Frucht, deren Kern weiß und gut zu essen ist. Die Frucht des wilden Conant hat die Gestalt der Quitte. Die Einwohner bereiten ein Getränk daraus, welches, wenn es gegohren hat, wie Wein schmeckt. Man sagt, dieser Baum habe die nehmliche Eigenschaft, die man an dem die Fische heranschenden Baume entdeckt hat.

Condor, S. Greifseier.

Conger. Ein langer aalförmiger Seefisch. Er hat alles mit dem Flußaal gemein, und ist theils hundsfarbig, theils blaufarbig.

Conguar. Ein Baum in Ostindien. Sein Laub ist rund und an jedem Blatte ein kleines dem Kerne eines Tannenzapfen ähnliches Nüschen. Die Frucht dieses Baums ist eine Gattung kleiner wohlgeschmeckender Pflaumen.

Conserve. S. Grasleder.

Consolida. Dieses Pflanzengeschlecht ist sehr weitläufig. Sie wachsen meistens auf feuchten Wiesen. Einige Arten werden äußerlich, andere innerlich gebraucht, einige sind bloße Wundmittel, andere braucht man mit gutem Erfolg bei Verrenkungen und Brüchen.

Contrayerve. S. Giftwurzel.

Copahubalsam. Diesen harzigen Saft liefert ein Brasilianischer Baum, dessen Holz zum Färben und zu eingeleg-

ter Arbeit von den Ebenisten gebraucht wird; man erhält ihn sowohl durch Einschneide in den Stamm, als auch durch Auslösung der Zweige. Die erstere Art hat einen bittern Geschmack und aromatischen Geruch, ist anfangs süßend, wird aber nach und nach zähe. Die zweite Art hat einen starken Terpentingeruch, und eine adstringirende und die Schärfe mildernde Kraft. Die Juden brauchen den Copahubalsam nach der Beschneidung das Blut zu stillen. Der innere Gebrauch desselben giebt dem Urin einen Beischengeruch.

Copalharz. S. Kopalharz.

Copalyocoti. Ein Baum in Neuspanien, dessen Blätter wie Kirschlaub sehn. Seine Frucht besteht in einer Art kleiner Apfel, welche süß, aber zusammenziehend sind, und auch Gummiäpfel heißen. Sie enthalten einen schleimigen Saft, und sollen gut zur Stillung des Bluts, wie auch gegen das Fieber sein. Der ganze Baum enthält ein Harz, das den Geruch und Geschmack des Kopalharzes hat, und nicht von Würmern angegriffen wird.

Copolocassou. Name eines Birnbaumsgeschlechts in Westindien, dessen Frucht sehr beliebt ist.

Coqualin. Ein dem Eichhörnchen einigermaßen ähnliches vierfüßiges Thier in Südamerika. Es ist äußerst wild und misstrauisch. Seine Wohnung hat es in der Erde unter den Wurzeln der Bäume, und sammelt sich daselbst seinen Wintervorrath von Körnern und Früchten.

Corallenachat, oder Sächsischer Corallenstein. Eine Art gemischter Achat mit corallenfarbenen muscheln Jaspin- und hornfarbenen Chalcedonarten vermischt, aus deren verschiedenen Lauf und Bildungen, Festungswerke, geometrische Figuren u. s. w. auf der Oberfläche desselben entstehen,

Corallen. Eine Art Pflanzenthiere. Sie thellen sich in zwei zahlreiche Familien, davon die eine in besondern Gehäusen wohnt, die andere aber ohne Gehäuse ist; jene nennt man Corallen und diese Polyphen. Die Materie, woraus das Korallengehäuse besteht, ist entweder horn-falk-stein- oder schwammartig. Der äußern Gestalt nach haben sie viel Aehnlichkeit mit Pflanzen, und wachsen meistentheils im Mittelländischen Meere. Sie gleichen einem entblätterten Bäumchen. Der breite Fuß derselben sitzt auf Felsen, Muscheln und andern festen Körpern, hat aber keine Wurzeln, sondern sitzt wie aufgeleint fest. Die ganze Corallenstaude senkt sich mit ihren Zweigen und den Spizie mehr nach dem Boden des Meeres hinab. Die Corallenstaude hat einen steinartigen Kern, eine weiche weiße Nesshaut, die den Kern umgibt und viele Gefäße mit einem milchichten Saft enthält, und eine röthliche Minde, die aus sehr zarten Häutchen besteht, und worin man eine Menge rother Körnerchen findet. Bei der Fortpflanzung wird daß Junge aus diesen rothen Körnerchen und den Spizien der Nestie wie ein Auge aus den Baumzweigen hervorgetrieben, fällt, wenn es reif, vom Mutterstamme ab, hängt sich an einen festen Körper an und wächst dann wieder zu einer Staude.

Corallenmoos. Besteht aus dünnen haarschönen und vielen kleinen Schuppen zusammen gesetzten Nöhren, welche bisweilen weiß, bisweilen röthlich, öfters aber grünlich aussehen und einen salzischen Geschmack haben. Es hängt sich an die Meersfelsenmuscheln und Seecorallen als ein Moos an; es kommt aus Italien und Frankreich. Es ist ein besonders gutes Wärmitittel bei Spülwürmern.

Corallenschwamm. Ist eine Steinpflanze, welche auf einem Stengel aus den Felsen im Meere, in Form der blättrichen Schwämme wächst.

Corallenstein. S. Corallachat.

Coralliten. Sind fossile Corallen. Sie sind selten.

Coralloiden nennt man versteinerte Corallenpolypen.

Cochchorus. Egyptisches Muskrat. Ein Gewächs, dessen Stengel anderthalb Fuß hoch wird. Die Blätter gleichen denen des Bingelkrauts und sind ausgezackt; die Blüthen sind gelb und roseenförmig, und die röhrenähnliche Frucht enthält in fünf Fächern ashgraue, echte Saamenkerne, welche einen Schleim enthalten. Diese Pflanze ist in Egypten einheimisch, und eines der allgemeinsten Nahrungsmittel der dässigen Landesbewohner.

Cori. S. Aperea.

Coriander. (*Coriandrum sativum.*) Diese Pflanze, welche in Südeuropa einheimisch ist, treibt schlank, ästige, zwei Schuh hohe Stengel, doldenförmige, weiße Blüthen, und ihre Samenkörner sind rund, gestreift und braungelb. Eine andere Art Coriander ist etwas kleiner. Das Kraut und der Same haben einen unaesthetischen Wanzengeschmack und Geruch; der Same aber verliert ihn nicht nur, sondern er riecht dann sogar angenehm und hat alle Eigenschaften anderer Gewürze. Die Alten, besonders die Griechen und Araber, hielten den Coriander für ein starkes Gift, und schrieben ihm eben so schreckliche Wirkungen zu, wie dem Schierling. Dieses mag wohl daher bekommen sein, weil das Kraut nach einem Regen durch seine Ausdüstung den Kopf beschwert, und der noch grüne Same Schwindel erregt, weshalb man ihn auch Schwindelkörner nennte. Diese schädliche Eigenschaft des letztern verliert sich ebenfalls durchs Trocknen. Der Coriandersame wird unter verschiedene Liqueurs und Ratafiasorten, zum Karmellitewasser und unter das Bier genommen; auch wird er, so wie das daraus destillierte Öl, als ein windtreeibendes und magenstärkendes Mittel gebraucht. Die Blätter des Corianders werden von den

Spaniern und Egyptiern als ein herzstärkendes Mittel statt der Petersilie, mit welcher sie viel Ähnlichkeit haben, an die Speisen gethan. Vermuthlich verlieren sie ihren würdigen Geschmack und Geruch durchs Kochen. Um Paris wird viel Coriander gesucht, und ein großer Theil davon nach Deutschland gesendet. Wir ziehen dieses Gewächs in unsren Gärten; es verlangt die nämliche Kultur, die der Anis nöthig hat.

Corinthen bekommen wir von einer Art kleiner Weinbeeren, welche man am Stämme abtrocknen läßt, und wenn sie abfallen, von der Erde aufsammelt. Der Weinstock, von dem sie genommen werden, wurde ehemal am häufigsten um Corinth herum gebaut, daher sie auch den Namen haben; jetzt gewinnt man sie auch auf den Inseln des Archipelagus. Sie lindern, so wie die Kubeben, die Schärfe der Säfte, geben eine gute Nahrung, erweichen den verstopften Leib und werden zu Bruststrängen häufig gebraucht.

Corinthisches Erz. Ist ein Gemisch von Gold, Silber und Kupfer, doch glaubt man, daß dieses kein künstliches, sondern ein natürliches Mineral sei.

Cornille. Name eines in Spanien sehr gemeinen Strauchs, welcher harte, holzige Stengel, kleine längliche und dicke Blätter, wovon immer fünfe oder sieben an einem Stengel stehen, und kleine gelbe Blüthen treibt, welche letztere die Gestalt einer Krone und dem Gewächse selbst den Namen gegeben haben. Auf diese folgen zarte Schoten mit länglichen schwarzen Samenkörnern. Der Strach wächst an sandichten Orten. Die Blüthen werden wider Blähungen, und außerdem zu Klystieren und erweichenden Umschlägen genommen.

Correso. Ein Vogel in Neuspanien, der sich von Beeren nährt, und dessen Fleisch sehr schmackhaft ist. Seine Knochen hält man für so giftig, daß man sie vergräbt oder ver-

brennt, damit kein Hund dazu komme. Er ist größer als ein Indianisches Huhn. Das Männchen ist schwarz und hat einen Busch auf dem Kopfe, das Weibchen ist dunkelbraun.

Corroffol. S. Ochsenherz.

Corroze. Eine Art Schwerdfisch. Die Zähne sind bei diesem Seehund so schärend und stark, daß sie gleich einen Arm oder einen Schenkel mit einem Male durchschneiden können. Man trifft ihn am häufigsten bei dem Asiatischen Gebirge Cap de Comorin.

Corrosu. Ein großer schwarzer Vogel in Südamerika, von der Größe eines Indianischen Hahns. Auf dem Kopfe hat er einen Büschel gelbe Federn, den er bewegen kann. Der Hals ist wie der eines Ecclatistischen Hahns. Er lebt in Wäldern und nährt sich von Baumfrüchten. Sein Fleisch wird gegessen, ob es gleich etwas hart ist.

Corruda. S. wilder Spargel.

Cortusa. Eine Pflanze, welche man in einigen Ggenden Italiens häufig findet. Ihre großen, breiten, rauhen und gezähnelten Blätter gleichen denen des Weinstocks, nur daß sie noch etwas kleiner sind, sie kommen unmittelbar aus der Wurzel, welche aus lauter Fasern besteht. Zwischen denselben erheben sich mehrere feste Stengel, auf deren Spitzen die purpurfarbenen Blüthen stehen. Man hält es für ein sehr wirksames Mittel gegen Nerven und Gichtkrankheiten.

Corydalis. Eine Pflanze, welche für eine Art Erdrauch gehalten, und die getrocknet und pulverisiert als ein Mittel wider die Kolik eingenommen wird. Ihre Blätter gleichen denen des Corianders.

Coscome. Ein Baum in Monomotapa, welcher eine veilchenblaue Frucht trägt, die zwar sehr gut schmeckt, aber heftig purgirend ist.

Costus. S. Kostuswurzel.

Coffus. Ist die Vorre des Hirschfasers oder Schrotters. Sie wurde von den alten Römern für eine Leckerei gehalten.

Cotinus. S. Färberbaum.

Cotonin. Ein kostlicher Stein, welcher auch Cotoninalabaster heißt, und eine Achatart ist. Er wird in einigen Gegenden Italiens gefunden.

Couhage. Name einer Art Bohnen in Ostindien, deren man sich bei der Wassersucht bedient.

Coulicawau. Eine Minde von einem Baume auf den Molukischen Inseln. Sie hält in Rücksicht ihrer Eigenschaften das Mittel zwischen den Gewürznelken und dem Zimmet. Sie ist eine neue Specerei, von der die Holländer viel Gebrauch machen. Durch die Destillation ziehen sie ein Öl aus derselben, welches sie für Gewürznelkendörl verkaufen, und sehr ähnlich ist. Außerlich gebräucht, ist es sehr heilsam bei Flüssen und Schmerzen von rheumatischer Schärfe. Die Indianer salben ihren Körper damit, um sich wohltriegend zu machen, und zugleich die Schmerzen zu vertreiben, die sie sich in der Nacht an der freien Luft durch Erkältung zuziehen. Diese Minde ist harzig, und löst sich theils in Weingeist, theils in Wasser auf. Ein halbes Pfund von dieser Minde giebt durch die Destillation nicht mehr als ein halbes Quentchen Öl. Die Wurzeln des Baums haben den Geruch und die übrigen Eigenschaften völlig mit dem Sassafras gegen.

Coult. Eine Holzart in Neuspanien, welche als schwitztreibendes Mittel in der Medicin gebraucht wird.

Coupaya. Dieser Baum wächst auf der Insel Cayenne, und ist ein unähnlicher Simarouba (welches siehe), dessen Eigenschaften er aber sonst nicht hat.

Coupy. Dieser Baum wächst auf der Insel Cayenne, und wird daselbst wegen seiner Schwere also genannt. Er liefert ein vortreffliches natürlich gekrümmtes Bauholz, woraus die Krummhölzer beim Schiffbau, ohne eben große Anrichtung, gemacht werden können.

Couratary. Eine Art Lians in Cayenne, deren Rinde sich gut zur Gerberlohe schicken würde. Ihr Holz giebt vortreffliche Fahreisen. Die Blätter, welche so rauh wie kleine Polterseiten sind, dienen zum Poliren der Metalle, Marmorarten u. s. w.

Courbaril. Einer der höchsten und stärksten Bäume in Amerika. Von seinem Holze macht man sehr schöne Meublen; auch wird es zu Walzen in Zuckermühlen benutzt. Aus seiner Frucht bereiten die Neger eine Art Brod, das den Geschmack und die Farbe des Pfefferkuchens hat. Wenn der Baum alt wird, so giebt er ein Gummi, oder ein durchsichtiges und hartes Harz, das im Feuer einen angenehmen Geruch giebt.

Courondi. Ein großer immergrüner Baum in Ostindien, dessen Blätter und Früchte einen Saft von sich geben, der ein vorzügliches Mittel wider die Diarrhoe und Ruhr ist.

Courouca. Dieser Baum wächst in Amerika. Die Papagelen sind nach seiner Frucht, welche halb roth und halb schwarz ist, und die Größe einer Haselnuss hat, sehr lustern.

Couffe = couche, oder **Couche = coucho.** Die Wurzel ist die eines Küchengewächses, welches man auf den Antillischen Inseln zieht. Sie wird an Fischen und gekochtem Fleische verspeist, und hat den Geschmack der gebratenen Kastanien.

Couton. Name eines Baums in Canada, der einige Ähnlichkeit mit dem Wallnussbaum hat, und durch Einschnitte in die Rinde einen sehr angenehmen Saft von sich giebt, und in Absicht seiner Eigenarten und seines Geschmacks mit dem Weine von Orleans verglichen wird.

Cowalam. Ein großer Ostindischer Baum, dessen Frucht einem Apfel gleicht; unter ihrer äußern Schale, welche etwas dick ist und grünlich aussieht, liegt in einer flebrichten, nassen, gelben, süßsäuerlichen Feuchtigkeit noch eine zweite holzige harte Schale, in welcher man flache, längliche, weiße, mit einem gummiähnlichen Saft angefüllte Kerner findet. Die Indianer halten diese Frucht, wenn sie völlig reif geworden ist, für eine Leckerei, sie machen sie aber auch, ehe sie noch reif wird, mit Essig und Honig ein, und brauchen sie als ein bewährtes Mittel gegen den Durchfall und die Ruhr.

Coy a. Ein Peruvianisches kleines Insekt. Es hat einige Ähnlichkeit mit einer Spinne, ist aber so klein, daß es noch nicht die Größe einer gemeinen Wanze hat. Es hat eine hochrothe Farbe, und hält sich ordentlich wie die Spinnen in Winkeln der Gemüre auf. Die Feuchtigkeit, die es enthält, hat eine so giftige Beschaffenheit, daß sie, wenn das Insekt gedrückt wird, und etwas davon auf die Haut des Menschen spritzt, sogleich durch die Schweißlöcher eindringt, sich mit dem Blute und den übrigen Säften vermischt, und eine solche Geschwulst verursacht, daß in kurzer Zeit der Tod erfolgt.

Cozquauheli. Ein Vogel in Neuspanien, von der Größe eines Indianischen Hahns. Sein Leib ist schwarz, Brust

und Hals fallen ins Rothe. Die Flügel sind gegen das Gelenke zu schwarz, übrigens aber mit Aschgrau, Gelb und Purpur gemischt. Er hat krumme Klauen, einen Papageischnabel, der an der Spitze schwarz ist und sehr weite Nasenlöcher hat. Die Augenlider sind rotlich und die Augäpfel gelb. Die Stirne, welche er auseinander und zusammenziehen kann, ist roth. Sein Schwanz ist halbschwarz und halb aschgrau und hat Ähnlichkeit mit dem eines Adlers. Er nährt sich von Schlangen, Eidechen und Menschenköthe. Sein Fleisch ist nicht essbar und hat einen ausäulichen Geruch.

Crasane. Eine Birnforte von gewürzhaften bisweilen angenehm säuerlichen Geschmack. Der Baum muss einen etwas fetten Boden haben.

Cratogona. Eine sehr scharfe jetzt wenig bekannte Pflanze, deren Samen dem Hirsen gleicht.

Crebbebe. Frucht eines Baums dieses Namens auf der Insel Java, in Gestalt des langen Pfeffers.

Crequier. Eine Art wilder Maulbeerbaum, dessen Frucht Cregne genannt wird. Einige Naturforscher glauben, Crequier sei der Name eines wilden Kirschbaums.

Cretischer Diktam. S. Diktam.

Crissall. S. Kristall.

Crocodill. Krokodill.

Crocote. Ein Indianisches Thier, welches in Ansehung seiner Gestalt, Ähnlichkeit mit dem Hund und Fuchs, in Ansehung der Farbe aber mit dem Löwen und Tyger hat.

Crocus. S. Safran. *Die Blüthe ist gelb*

Croton. Dieses Pflanzengeschlecht ist sehr weitläufig. Die merkwürdigsten Arten desselben, den Castarillen, den Purgie, den Lack und andere Crotonarten findet man an gehörigen Orten angezeigt. Sie wachsen meistens strauchartig, haben blonde oder weiße Blüthen und schützen sich sehr gut zu Laubern. Der Genuss ihrer Beeren verursacht Konvulsionen. Die ganze Pflanze ist, wenn man sich derselben äußerlich bedient, auflösend und schmerzstillend. Ihr Saft mit Weingeist vermischt, lindert das Zucken der Haut. Hauptlich verdient diejenige Art bemerk zu werden, welche man eigentlich Croton, oder auch Lactmus Croton nennt, wovon man in Frankreich die Tournesols bereitet, und welche der Holländer sodann zu seinem Lactmus benutzt. Das nähere hierüber s. Lactmuscroton.

Cryptogamische Gewächse. Sind Pflanzen mit unkennlicher Blüthe. Sie tragen wirklichen Samen, und pflanzen sich auch durch denselben fort, nur von den Schwämmen ist dieses noch zweifelhaft.

Cubaische Gewürznelke. S. Canica.

Cubaya, oder Cubaika. Ein Brasilianischer Baum, der dem Feigenbaum sehr gleicht und sehr gerade hoch und stark ist. Wenn man Einschnitte in seine Rinde macht, erhält man ein sehr gutes wundheilendes Öl.

Cubeben. S. Kubeben.

Cuca. Ein Strauch in Peru, dessen Blätter man sorgfältig sammelt, weil sie, wenn sie trocken sind, die Eigenschaft haben, bei den Arbeitern, wenn sie sie im Munde haben, einen ganzen Tag den Hunger zu unterdrücken, so daß sie keine Nahrung zu sich zu nehmen brauchen, und in ihrer Arbeit nicht

gestört werden. Auch rühmt man sie gegen Geschwüre und Zahnschmerzen.

Cucibaum. Soll eine Art Palme sein. Er wächst im Orient, und bringt eine Frucht hervor, welche Cuci genannt wird. Sie ist länglich und quittengelb, und enthält einen vierseitigen Kern, der an Farbe und Härte dem Marmor gleicht.

Cuciombi, oder Cumuc. Eine Ostindische Stauden, die sich um die Bäume windet. Sie trägt eine Art Kugeln. Diese Frucht wächst Weintraubenförmig. Man braucht sie besonders bei Brustkrankheiten.

Cucubalus. Ein Gewächs, welches man in warmen Ländern, und vorzüglich im südlichen Frankreich findet. Es treibt eine Menge Stengel, welche knotig und dünne sind, mehr als Mannslänge haben, und entweder auf der Erde kriechen, oder sich um nahe Bäume winden. Die Blätter gleichen denen des Majorans, sind aber größer. Die grünlichweißen Blüthen kommen aus einer Hülse, und haben die Gestalt der Nelken. Auf sie folgen ovalrunde schwarze Beeren, welche dicht aufeinander liegende schwarze glänzende Samenkörner enthalten. Es wächst in Hecken. Man röhmt es als ein fühlendes Mittel.

Cucurbit. Name eines thonigen Steins, dessen Gestalt sich der Gurke nähert.

Cucuris. Ein Brasilianischer Fisch.

Cucurme. Eine Indianische Wurzel, welche viel Ähnlichkeit, besonders in Ansehung des Geruchs mit dem Ingwer hat.

Cucurucu. Eine Brasilianische Schlange, deren Biß sehr gefährlich ist und fiebhaftige Zufälle erregt. Wenn man ihr den Kopf abgeschnitten hat, kann sie gegessen werden.

Cucuyo. S. Vaterenträger.

Cudu-pariti. Frucht eines Indianischen Strauchs eben dieses Namens von medicinischem Nutzen. Stoßt man sie zu Pulver, und vermischt dieses mit Wasser, so heilt sie die Ruhr. Die getrockneten und pulverisierten Blätter befördern den Schlaf.

Cugupu-guracu. Ein Brasilianischer Fisch.

Cujanizcatototli. Ein kleiner Merikanischer Vogel.

Enirlacocha. Ein Merikanischer Vogel mit braunen Flügeln, rothen Augen und einem langen Schabel, den er sich immer am Binsenstein abschleift, damit er ihn nicht am Fressen hindere.

Cuit. Der Bengalische Heher auf Mindanao.

Cumana. Ein dem Maulbeerbaum ähnlicher Ostindischer Baum, dessen Holz so hart ist, daß es wie ein Kieselstein Feuer schlägt. Aus seinen Früchten bereitet man einen sehr guten Sirup von vorzüglichem Nutzen bei Brustkrankheiten.

Cumanda-quacu. Eine Art Indianischer Bohnen. Gebraten sind sie ein Mittel wider den Durchlauf; gekocht bringen sie als Umschlag Geschwüre zur Reife.

Cumcult. Ein Brasilianisches Schlangengeschlecht, das bei der Nacht leuchtet.

Cunk. Eine Amboinische Schlange, deren Biß sehr gefährlich ist, und in der Nacht leuchtet.

Cunolit. Eine besondere Steinart, eine Art Marmor, worauf die weiblichen Geschlechtstheile vorgestellt sind.

Cupalba. Ein Brasilianischer Baum, der viel Ähnlichkeit mit dem Feigenbaum hat. Man erhält durch Einschneide in seine Rinde ein olivenartiges und wundheilendes Öl.

Curassao. Eine der giftigsten Spinnen, von der Größe einer mäßigen Kreuzspinne. Sie hat einen braunen orangegelb gescheckten Leib, und sechs Füße; ihre Nahrung besteht in Pflanzenwurzeln unter der Erde.

Curcumā. Eine Ostindianische Wurzel. Die dässigen Landesbewohner bedienen sich derselben häufig als Gewürz, z. B. an den Reis u. s. w., um ihm eine schöne Farbe zu geben. Besonders wird sie in der Färbererei gebraucht. Der kalte Aufguss derselben dient noch besser zur Prüfung der Langensalze als der Weichensirup. In der Arznei röhmt man sie als ein die zähnen Säfte verdünnendes und auflösendes Mittel. Die Pflanze selbst, welche aus dieser Wurzel wächst, ist ungefähr einen Fuß hoch, hat schiffähnliche Blätter von medicinischem Nutzen, röthliche ährenförmige Blüthen, und trägt den Samen in einer runden dreisächerigen Kapsel.

Cucumern. S. Gurken.

Curucucu. Eine Brasilianische sehr lange Schlange, deren Gift eines der allerfubtilsten ist.

Curvi. Ein Südamerikanischer kleiner Fisch. Auf der Oberlippe hat er zwei nach jeder Seite bewegliche goldfarbene Hörner. Am äußern Ende der Unterkiepe hat er vier Hörner, deren zweie länger sind als die andern beiden. Sein Kopf ist platt. Auf dem obern Theile einer jeden Seite hat er drei Reihen grauer Flecken, die hinter dem Kopfe anfangen und sich am

Schwanz endigen. Der Oberleib hat eine blasse Goldfarbe, der Unterleib ist hellgrau auf silberfarbenem Grunde. Der Schwanz ist durch einen bläulichen Streif der Länge nach getheilt. Dieser Fisch hat keine Schuppen, und sein Fleisch hat einen vorzrefflichen Geschmack.

Curupa. Eine Amerikanische Pflanze. Die Südamerikaner machen ein Pulver davon. Sie nehmen ein gabelförmiges Stück Rohr, füllen es mit diesem Pulver, stecken in jedes Nasenloch eines der beiden Enden, zünden den einzelnen Theil desselben an, und ziehen auf diese Art den Rauch davon ein. Dieses bewirkt bei ihnen eine Art angenehmer Trunkenheit, welche vier und zwanzig Stunden dauert.

Curupicaira. Ein Brasilianischer Baum, dessen Blätter denen des Pfirsichbaums gleichen und einen milchigen wundheilenden Saft haben. Seine Rinde gibt, wenn sie aufgeriezt wird, eine Art Vogelleim.

Cururyva. Eine Brasilianische dreißig Fuß lange Schlange. Sie soll Hundezähne und ein seitensformiges Rückgrad haben.

Curutucu. Eine Brasilianische Schlange, die bisweilen fünfzehn Fuß lang, und deren Kopf sehr giftig ist.

Curuheti. Eine Pflanze in Westindien, deren Wurzel einen Moschusgeruch hat. Pulversirt braucht man sie als ein Mittel in Nierenkrankheiten, Magenschwäche, Verstopfungen und allen Arten Gift. Ihre Blätter gleichen den Weinblättern. Die Blüthen sind gelb.

Cusco. Eine Art Merikanischer Hähne.

Cuscos. Ein Kaninchen ähnliches Thier mit röthlichen Haaren auf den Molukischen Inseln. Es klettert auf die

Bäume, und hängt sich mit dem Schwanze an die Zweige derselben, um die Früchte erlangen zu können.

Eyperpulver. Ist zu Staub gemahlnes verfaultes Fichtenholz, welches in Venedig statt des Puders, und in Deutschland statt des Zunders gebraucht wird.

Eypewurz. Es gibt verschiedene Gattungen dieser Pflanze; einige derselben wachsen in heißen, andere in temperirten Gegenden, einige haben lange, andere runde Wurzeln. Eine Art derselben hat an der Wurzel weiße Erhabenheiten von sehr angenehmen Geschmack, deren Saft ein vorzügliches Heilmittel bei Brustkrankheiten und Seitenflecken ist. Man macht auch ein wohlriechendes Pulver daraus. Die Spanier versetzen wohlriechende Rosentränke von den Knoten dieser Pflanze. Der Same einer Art derselben mit Reis vermischt, berässt. Die sehr aromatischen Wurzeln sind zertreibend.

Cypresse. (*Cypressus*) Dieser immer grünende Baum ist zwar in heißen Gegenden einheimisch, kommt aber doch auch in andern gut fort. Er trägt männliche und weibliche Blüthen auf einem und dem nehmlichen Stamm. Sie bestehen in Kätzchen wie bei den Fichten, die weiblichen geben zur Zeit der Reife einen braunen edigen Samen. Das Holz ist wohlriehend und kann wegen seiner Festigkeit wie die Ceder und die Eiche zum Bauen gebraucht werden. In heißen Gegenden erhält man durch Einschüttre in die Wurzel dieses Baums ein Harz. Aus dem Stamm läuft eine dem Gummiträgant ähnliche Substanz, welche die Bienen mit zu ihrem Bienenkutt (s. Vorwachs) nehmen. Die Kerne sind adstringirend, und zugleich ein Fiebermittel.

D.

Dabach, oder Dabuh. Dieses Afrikanische Thier ist eine Art Hyäne. Es soll Hände und Füße haben wie ein Mensch und die Größe, und fast auch die Gestalt des Volfs haben; auch die todtten menschlichen Körper aus der Erde graben, und fressen.

Dachs. (*Ursus meles*, oder *Meles ursus*.) Ein vierfüßiges Thier, das sich in Wäldern in der Erde seinen Bau macht. Seine Länge beträgt etwas über zwei Fuß. Die Beine sind ganz kurz und die Haare zottig, unter diesen hat er noch eine starke Haut, die ganz locker ist, und wie ein Sac das Fleisch umgibt und sich hin und herschieben lässt. Die Farbe ist weiß, grau und schwarz gemischt, der obere Theil des Leibes ist mitunter fast ganz weiß, die Kehle, Brust, der Bauch und Füße sind ganz schwarz. Er hat sehr starke Pfoten mit scharfen Klauen, und sehr spitzige Zähne. Er grunzt beinahe wie ein Schwein. Sein Vaterland ist Europa, Asien und Afrika. Der Kopf ist bei einigen hundsartig, bei andern schweinsartig, jene heißen daher *Hundsdachte*, diese *Schweinsdachte*. Er lebt von Honig und Wachs der wilden oder Erdbienen (welches siehe). Im November und December wird er hizig, und im Februar bringt das Weibchen drei bis fünf Junge, welche sich leicht zähm machen lassen, die Alten aber behalten ihre natürliche Wildheit beständig. Sie sind träge und furchtsam, und fressen auch junge Hasen, Gestügel, Würmer, Insekten, Obst, Landfrüchte u. s. w. Im Winter kriechen sie in ihre Bäume und schlafen beständig, sie rollen sich zusammen, und stecken die Schnauze in eine Öffnung zwischen dem After und Schwanz. Dieses Saugloch hat keine Gemeinschaft mit den Eingeweiden und ist gerade so groß, daß nur die Schnauze hineingeht, und schwitzen eine klebrige übelriechende Feuchtigkeit aus, wovon sie sich diese Zeit über zu nähren scheinen. Das Dachsfleisch wird in der Schweiz und in Frankreich gegessen, ist aber weichlich und

süßlich und kommt dem des Schweinefleisches sehr nahe. Das Fell wird wegen seiner Dictheit zum Beschlagen der Koffres, Fässer u. s. w. gebraucht. Das Fett dient wider Steinschmerzen, aufgesprunzene Brustwarzen und ist auch ein Nervenmittel; wenn man es mit halb abgelöntem Honig vermischt, und die Pferde, denen man vorher an einigen Stellen die Haare ausgerauft hat, damit bestreicht, so bekommen sie weiße Haare daselbst.

Dachshund. S. Hund.

Dämmerungsvögel, oder Abendvögel. Sind Schmetterlinge, die in der Morgen- und Abenddämmerung umher fliegen. Sie haben einen langsam und schwierigsten Flug. Ihre Puppen verwandeln sich meistens in der Erde ohne sich vorher einzuspinnen.

Damascener Erde. Eine röthliche Erde in Asyrien und Damaskus. Von dieser Erde soll Adam gemacht worden sein.

Damascener Pflaumen. Ihr Vaterland ist Syrien. Sie sind rund, haben eine veilchenblaue Farbe und werden sehr zeitig reif. Ihr Geschmack hat etwas apricotenes.

Damascener Rose. (*Rosa Damascena*.) Eine zinnoberrote mit Gelb vermischte Rose, deren Stock acht bis zehn Fuß Höhe erreicht. Sie blühen im Herbst, haben aber wenig Geruch und sind einfach.

Damascener Trauben. S. Kuhbeutel.

Dammgeis. Ist das Weibchen des Zannhirsches. Es trägt acht Monate und einige Tage.

Dante. Ein sehr behendes und sichtiges vierfüßiges Thier in Ostindien; es hat die Größe einer kleinen Kuh, Alter keine Hörner, und viel Ähnlichkeit mit dem Maulesel. Es wohnt in Wäldern. Die Haut ist von außerordentlicher Härte, und die daraus gemachten Schilde sind gegen den Schuß der Pfeile undurchdringlich. Wenn dieses Thier fühlt, daß es zu viel Blut hat, so reibt es sich so lange an einem spitzigen Stein, bis es sich dadurch eine Ader öffnet.

Darmbandwurm (breiter). (*Taenia vulgaris.*) Findet sich mehr in der Schweiz und in Frankreich. Seine Glieder sind nur anderthalb Ellen lang, und einen halben, bisweilen auch einen ganzen Zoll breit. Der schmale Hals misst nicht selten eine halbe Elle, und das ganze Thier wächst über sechzig Ellen.

Darmbandwurm (langgliedriger). (*Taenia solium.*) Ist der gemeinste in Deutschland, und wird mehrere Ellen lang. Die einzelnen Glieder desselben ähneln den Kürbiskernen, und erreichen oft, nach dem Schwanz, zu die Länge eines halben Zolls. An dem dünnen fadenförmigeren Halse sitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf ist. Die Eierstücke haben die Gestalt eines Stammes, aus dessen beiden Seiten Zweige hervorschießen. Von den hintersten Gliedern des Wurms, welche größer als die vordersten sind, sondern sich von Zeit zu Zeit einige ab, um den nachwachsenden Platz zu machen. Diese einzelnen abgesonderten Glieder wurden ehemal für ein besondres Bandwürmgeschlecht gehalten.

Darmbeeren. Benennung der Elsbeeren; weil aus ihnen eine Latwerge wider das Bauchgrimmen bereitet wird.

Datteln. Die Frucht der Dattelpalme, welche sieben Sie ist das Hauptnahrungsmittel verschiedner Nationen in der Levante. Diese Früchte werden in der Sonne getrocknet, wo sie

dann ihre gehörige Meise bekommen. Sie sind von der Gestalt der Eicheln und von der Größe der Pfauen, seien zur Zeit der Reife rothgelblich aus und haben ein süßes Fleisch, in welchem ein längl. her harter Kern liegt, aus diesem letztern macht man in Spanien eine Art Zahnpulver, auch wird er zur Verstärkung der Chineischen Tasche genommen. Die weichgekochten Kerne giebt man als ein gutes Nahrungsmittel zu Mehle gemahlen dem Kameelen, Ochsen zu. Die Datteln geben auch auf mancherlei Art einen honigartigen Saft, welcher nach der Säuerung einen angenehmen Wein liefert, welcher in Congo unter dem Namen Dattelwein bekannt ist. Das von ihnen erhaltenen Öl wird als Butter gebraucht. Durch die Destillation erhält man einen Spiritus, dessen sich die Mahomedaner als ein Mittel wider Magenschmerz und Unverdaulichkeit bedienen. Das nach der Auspressung der Datteln übriggebliebne ist ein gewöhnliches Nahrungsmittel des gemeinen Mannes. Der unmaßige Genuss der Datteln bewirkt Melancholie und Schwäche der Augen.

Dattelpalme. (*Phoenix dactylifera*). Einer der gemeinsten und nutzbarsten Palmbäume, daher er auch nur vorzugsweise der Palmbaum heißt. Er wird in Afrika und Asien, vornehmlich in Syrien, Palästina und Egypten häufig angetroffen; man hat ihn aber auch in einigen Gegenden des südlichen Europa angepflanzt, doch kommt er nie zu der Volksamtheit als wie in seinem Vaterlande. Er wird über hundert und funfzig Fuß hoch. Die Blattstiele haben eine Länge von sechs Fuß, die Blätter sind schiffähnlich, zwei Fuß breit und in der Länge gespalten. Männliche und weibliche Blüthen stehen auf verschiedenen Stämmen, und wenn beide Geschlechter sich nicht nahe genug befinden, so muß man der Befruchtung durch die Kunst zu Hülfe kommen. Auf dem weiblichen Stämme wachsen die Datteln (welche siehe) in einem Büschel beisammen. Wenn der Baum noch jung ist, hat er ein weiches wohl schmeckendes Mark, welches mit zunehmenden Jahren sich ver-

driet und nach und nach verhärtet, so daß nur der äußerste Gipfel desselben esbares Mark enthält. Ist endlich auch dieses hart geworden, so geben doch die jungen noch nicht entfalteten Blätter eine schwachäse Nährung. Man nennt sie *Palmkohl*, und genießt sie sowohl gekocht als auch eingemacht, und im Nothfall roh. Aus dem Stamme loct man durch Einschnitte einen süßen Saft, den so genannten *Palmwein*, der sich aber kaum vier und zwanzig Stunden hält und dann sauer und ungesund wird. Das Holz dient zum Bauen und Brennen, die Blumenhelden zu Trinkgeschirren, indem man ihnen, wenn sie noch weich sind, durch Drücken die beliebige Gestalt giebt. Die Stengel der Blumenbüschel geben nach gehöriger Zubereitung feine Stricke, und die Blätter, Matten und Körbe. Zäher Sonnenhüte u. s. w. werden leicht abgerissen.

Dattelpflaumenbaum. Ein großer Afrikanscher Baum, wovon man den großen und den kleinen unterscheidet. Die Blätter haben einen sehr bittern, die Frucht aber einen sehr angenehmen Geschmack. Man kann eine Art Most und auch Bauch- und Blutschüttende Morsellen daraus bereiten.

Datura. (*Stramonium Datura.* Linn.) Eine Amerikanische Pflanze. Der Stengel erreicht eine Höhe von zwei bis drei Fuß, die Blätter sind eirund, und am Rande durch eisiforme Ausböhlinungen ungleich gezackt. Auf die trichterförmige weiße Blume folgt eine längliche, stielchliche zweifächerige Samentasche mit melonenartigem nierenförmigen Samen, welcher eine den Verstand betäubende Freudigkeit verursacht; die Portugiesischen Weiber geben ihn ihren Männern, um sie mehr zur Lust dadurch anzureizzen. In Wein eingeweicht äußert er eine alle Sinne betäubende und einschläfernde Kraft, und wenn die Portion zu stark ist, so erwacht der Schlafende nie wieder. Die Russen mischen den Samen unter das Bier, um es berausend zu machen, und in Indien bereitet man eine

Eatverge daran, welche wie Opium wirkt. Die Wurzel und das Kraut sind ebenfalls giftig.

D a u m u r. Eine Schlangenart in Amboina, deren

Fleisch mit zum Theriak genommen wird.

D a v i d s h a r f e (*Buccinum harpa*, Linn.) Eine Muschel aus dem Geschlechte der Kuhhörner mit platten gleichfarbig abgeschnittenen Spindeln; sie ist birnförmig, und sieht, wenn man sie umkehrt, fast wie eine Davidsharfe. Sie ist vier bis fünf Zoll lang, eiförmig, bald größer bald kleiner. Man findet im Indischen Meere eine Art Davidsharfe, welche in den Sammlungen unter dem Namen edle Davidsharfe (*Harpa nobilis*) bekannt ist. Sie ist nichts anders als eine von den vielen Spielsarten der ersten, sie ist etwas länger, schmäler und hat auf dem ersten Gewinde, wenn man sie umkehrt, brettförmige nach herabgehende fleischfarbne Nibben, die in gleicher Weite von einander abstehen, und nach der innwendigen Windung zu immer schmäler werden, wo sie aber das zweite Gewinde berühren, laufen sie in spitzige Ecken aus; über diese laufen querdurch dunkelbraune Linien. Die Zwischenfelder der Nibben sind weiß, die Länge herunter laufen rothbraunliche geschlangelte Linien, auf denen hin und wieder dunkelbraune Flecken stehen. Außer allen diesen Zeichnungen gehen zwischen den Nibben Streifen durch, die weit feiner als ein Haar sind. Der weite Mund ist innwendig glänzend weiß, bläulich und hellbraun maroriert. Das in dieser Muschel wohnende Thier hat fadenförmige Fühläden, die an der äußern Seite mit Augen versehen sind, es ist aber nicht erfäßbar.

D e g e n f i s c h. Ein Fischgeschlecht in der Nord- und Ostsee, das einen dünnen spitzig laufenden Körper und einen rysselförmigen Kopf hat.

D e l p h i n. S. Meerschwein.

Demanck. S. Diamant.

Demanckbrod. S. Diamantbrod.

Democulo. Eine große Spinnenart auf der Insel Ceylon. Sie ist länglich, schwarz, rauh, fleißig, durchsichtig und glänzend. Ihr Leib ist so dick wie eine Faust. Sie verbirgt sich gewöhnlich in hohen Bäume. Ihr Biß ist sehr giftig, und hat die Eigenschaft, daß er Diaselei und zuletzt den Tod beförderst.

Dendrachat. Ist der weiße hornfarbene Chalcedonier mit Baumfiguren schwarz gezeichnet.

Dendrit. Eine Steinart, worauf die Natur manichäfige Figuren von Ruinen, Landschaften, Gebüschen u. s. w. gebildet hat.

Depone. Eine schöne aber seltene Merikanische Schlange. In der Oberklinsade befinden sich unter den übrigen Zähnen zwei größte. Ihr Blick ist fürchterlich. Die Schuppen ihres Rückens sind bemerkenswürdig. Der Anblick eines Menschen jagt ihr Furcht ein. Ihr größter Feind ist eine Läuseart, die sich zwischen ihre Schuppen setzt und sie auf das grausamste peinigt.

Desman. Eine Art Bisamratte in Moskau und Lappland.

Deutscher Nhabarber. S. Faulbaum.

Deutscher Ingwer. Die Wurzel dieser Pflanze kann in der Theurung die Stelle des Brods vertreten. Die Weiber in Poitou ziehen vermittelst der Maceration und nachherigen Trocknung derselben eine Art Hesen darans, welche sie als

Seife gebrauchen. Mit dem destillirten Wasser dieser Wurzel kann man auch die Unzellen vertreiben und die Haut glänzend machen.

Diamant. (Gemma adamas. Linn.) Der härteste, durchsichtigste und kostbarste unter allen Edelsteinen. Wenn er ganz helle ist, so gleicht er einem Thautropfen; und seine Durchsichtigkeit heißt das Wasser, der Glanz aber, womit er alle Farben zurückwirft, das Feuer. Er widersteht der härtesten Feile, schneidet Kristall, Rubin u. s. w. und giebt am Stahl Funken. Man findet ihn mebrentheils mit acht gleichen dreiseitigen Flächen kristallisiert, bisweilen auch in runder Gestalt. Sein Gewebe ist blättrig, und die Bestandtheile sind eine eigne Grunderde und ein brennbares Wesen, erstre hat den Namen Edelerde. In einer Hölle, die etwas größer ist, als die, welche Silber schmilzt, verfliegt er, und bringt sogar eine kleine Flamme hervor; wird er aber mit Kohlenstaub umlegt, und gegen den Zutritt der atmosphärischen Lust verwahrt, so bleibt er auch im stärksten Feuer unverändert. Die schönsten findet man in Ostindien, besonders in Golconda, Bisapour, Bisnagar und Desan. Die Europäischen sind die weichsten. Legt man ihn eine Zeit lang in das Sonnenlicht, so leuchtet er im Finstern, und reibt man ihn gegen ein Glas, so wird er elektrisch und phosphorisch. Ursprünglich hat er eine gräuliche Rinde, und das Pulver dieser Rinde, welches Diamantbrodt heißt, wird zum Schleifen und Poliren der Diamanten gebraucht. In Rücksicht ihrer Bearbeitung werden sie in Brillanten und Nieten eingetheilt, wovon die ersten die kostbarsten sind.

Diamantspath. Ein undurchsichtiger mehrtheils kristallisirter Stein von grauer oder schwarzer Farbe, welcher in einigen Stücken mit dem Diamant übereinkommt und dessen Gewebe spathartig ist. Er wird in China und Indien geschnitten, und ist so hart, daß man mit seinem Pulver Diamanten schleifen kann. Er nimmt einen schönen Glanz an, doch hat

er wegen seiner Undurchsichtigkeit befeuerten das Feuer des Diamanten nicht. Nach chemischen Untersuchungen besteht er aus zwei Dritteln Alraunerde, und ein Drittel einer noch unbekannten Erde, und etwas eingesprengten Eisenheilchen.

Dianenbaum. Dieses Kunst- und Naturprodukt wird so genannt, weil es von Silber, das die Alchymisten Diana nennen, gemacht wird. Wenn man eine Silberauflösung durch Quecksilber niederschlägt, so nehmen die Theile des von der Salpetersäure geschiedenen Silbers die Gestalt eines kleinen Baums an. Man löst nehmlich zwei Loth seines Silbers in einer hinlänglichen Menge Salpetergeist auf, hierzu gießt man zwanzig Unzen destillirtes Wasser, dieses thut man zusammen nebst vier Loth Quecksilber in einen Becher, lässt es vierzig Tage stehen, während dieser Zeit bildet sich auf der Oberfläche des Quecksilbers die Figur eines Bäumchens, und dieses kommt denn daher, weil das Quecksilber mit der Salpetersäure eine nähere Verwandtschaft hat als das Silber. Die besondere Stellung und Bildung der Silberheilchen bei diesem Niederschlage schreibt man der Wirkung der anziehenden Kraft zu.

Dickbauch, Plakbauch. (*Silurus ascita.* Linn.) Ein Fischgeschlecht, das man unter die Weise rechnet. Dieser Fisch hält sich mehrentheils auf dem Grunde des Meers, oder auch bisweilen an den Seufzern auf und nährt sich von Fischbrut, Würmern und Wasserinsekten. Zur Laichzeit versteckt dem Weibchen der Bauch, wo man denn eine Menge Eier in einer dünnen Blase erblickt. Er ist in Ostindien einheimisch, und wird nur einige Zoll lang. Wenn die Jungen geboren sind, wächst der geborsteine Bauch wieder zu.

Dickkopf. (*Cyprinus cephalus.* Linn.) Ein in der Donau und im Rhein sich aufhaltender Fisch, der in das Karpengeschlecht gehört. Er wird gegen dreiviertel Elle lang und anderthalb Spanne breit. In stehenden Wassern und sum-

pfigen Lachen erlangt er ein Gewicht von acht bis zehn Pfunden. Er hat ein wässriches unschmackhaftes Fleisch; seine Haut ist dunkelfarbig, sehr schleimig und mit äußerst kleinen Schuppen bedeckt. Seine zwei kleinen Bartfasern sind kaum sichtbar. Zur Begattungszeit wird er häufig mit dem Nasenfische (*Cyprinus nasus*) in Gesellschaft angetroffen, daher er für eine Spielart des ersten gehalten wird.

Dickschnäbler. S. Kernbeißer.

Diebkafer. (*Prinus fur.* Linn.) Eine Art Bohrkafer von der Größe eines vollgesogenen Flohes, er sieht gelbgrau und hat auf den Flügeldecken zwei weiße Streifen. Das Weibchen hat zwar Flügeldecken, aber keine Flügel. Sie gehen besonders Naturaliensammlungen nach, und legen ihre Eier darein, aus denen weißgraue fast walzenförmige Larven entstehen, deren Kopf nach dem Schwanz zu gebogen ist, daher sie sich nie gerade ausstrecken können. Sie zerfressen auch Bücher und Pelzwerk. Im Winter erstarren sie, wachen im Frühjahr wieder auf und machen sich im Sommer kleine Nester von zerfressenen Pflanzen und thierischen Theilen, die sie mit einem klebrigen Saft zusammenkütteln, und worin sie sich verwandeln.

Diktam (Cretischer). Ein Kraut mit wolligem Blatte und irregulären einblättrigen Blumen, welche in einem blättrigen röthlichen Kopfe beisammen stehen; es ist schweißtreibend, und befördert die Geburt und die monatliche Reinigung, heilt den Biss und Stich giftiger Thiere, ziehet Splitter und Dornen heraus und kommt mit zum Theria.

Diktam (weisser gemeiner). Die Blume ist fünfblättrig irregulär, und die Kapsel fünffach, und riecht sehr angenehm. Der Stengel ist zwei Ellen hoch, rund und knotig, wächst auf waldigen Bergen und auch in Gärten. Er blüht im Mai und Juni. Es gibt auch einige Nebenarten desselben, z.

B. mit rother Blume, mit gelber Blume u. s. w. Die Wurzel ist weiß, stärkt das Herz, Haupt und die Mutter, und treibt die monatliche Reinigung.

Diktam (wilder oder falscher). Ist dem Kreischen nur in Ansehung der weißen wolligen Blätter ähnlich. Die Blume ist irregulär einblättrig und wächst in abgetheilten Reihen um den Stengel.

Dille. S. Dylle.

Dinkel. (*Triticum spelta*, Linn.) Eine Art Weizen, die Halme werden aber nicht so hoch und stark; die etwas kleineren Körner sitzen äußerst fest in den Hülsen. Eine Spielart davon hat mehr Ähnlichkeit mit der Gerste; die Körner halten das Mittel zwischen dem Weizen und Roggen und wachsen zwei und zwei neben einander in starken Hülsen; diese Art nennt man besonders Speltgerste und baut sie als Sommerfrucht. Sie verlangt einen fetten, schweren und gut bearbeiteten Boden und mehr Sonne als der gemeine Weizen. In kälteren Gegenden ist der Halm imagerer und das Korn weicher, da es hingegen in einem wärmern Klima fast steinhart wird. In Frankreich und dem südlichen Theile von Deutschland giebt sie ein Mehl, das dem Weizenmehle vorgezogen wird. Ehe die Körner gemahlen werden können, müssen sie auf der Schälmühle enthület werden. Die feinste Sorte derselben ist unter dem Namen Frankfurter oder Nürnberger Mehl bekannt. In der Küche zu Kuchen und anderm feinen Backwerk ist es vorzüglich, allein das davon gebacken. Brod wird noch spröder als das Weizenbrod, und hat auch keinen sonderlichen Geschmack. Uebrigens macht man auch von den Körnern gute Grapfen, Grühe, Gries, Stärke u. s. w. und braut auch Bier davon. Die unenthületen Körner geben ein besseres Pferdefutter als der Hafer.

Dintenfisch. (Sepia.) Ein Geschöpf, das mehr zu den Fischen und Meerinsekten, als zu den Würmern gehört. Es gibt verschiedene Hattungen desselben; es wird ungefähr zwei Fuß lang und hat auf dem Rücken eine weiße harte Schale, welche es wie der Krebs jährlich abwirft. Diese kalkartige Masse schwimmt auf dem Meere herum, und wurde ehemals für verhärteten Meerschaum gehalten, daher es auch noch bis jetzt den Namen Meerschaum führt und von Goldschmidten unter dem Namen weißes Fischbein oder Os sepiä gepulvert statt des Formandes gebraucht wird. Um den Kopf sitzen acht lange Arme, wovon zwei länger sind als die übrigen sechs, mit diesen kann es sich ungemein fest anklammern und gleichsam einsaugen. Der Mund hat zwei hornartige Kinnladen, welche fast die Gestalt eines kurvigen Schnabels haben. An beiden Seiten des Kopfs stehen zwei schwarze ziemlich große Augen. Der Körper ist fleischig und kann gegessen werden. Im Unterleibe befindet sich in einer Blase eine schwarze Feuchtigkeit, woraus man auch Dinte bereiten kann, und welche das Thier, wenn es verfolgt wird, von sich giebt und das Wasser damit trübe und sich unsichtbar macht.

Dintenwurm. S. Dintenfisch.

Diogenes. (Cancer Diogenes, Linn.) Eine besondere Krebsart, welche in verschiedenen Europäischen und Indianischen Meeren lebt, und auch oft an das Land steigt. Die linke Scheere ist bei dieser Krebsart größer als die rechte.

Diorchiten. Sind zwei aneinander hängende hodenförmige Steine; sie sind Kiese, welche in Bergwerken erzeugt werden.

Diptam. S. Distam.

Distel (Brach-). S. Mannstreu.

Distel (Brasilianische). S. Caraguata.

Distel (Donner-). S. Mannstreu.

Distel (Frauen-). Wächst in Gärten und auch an ungebauten Orten; hat Blätter wie die weiße Eberwurzel, sie sind aber breiter, weißer und mit mehr Dornen und Stacheln versehen. Der Stengel ist eines Daumens dick, hat eine weiße Farbe und ist innwendig hohl. Die Blumen sind purpurfarben, und der Same dem wilden Safran ähnlich. Sie blüht vom Juni bis zum Oktober. Das Kraut treibt Schweiß, Harn und das Monatliche, und stillt auch den weißen Fluss. Außerdem dient es wider den anfangenden Krebs. Der Same, welcher unter dem Namen Stechhörner bekannt ist, wird zu Emulsionen genommen.

Distel (gemeine). Ist das gemeine Futter der Esel, sie wächst allenthalben auf Feldern und Acker. Ihr runder Stengel wird eine Elle hoch und trägt lange breite tiefeingeschnittene stachliche Blätter. An den runden stachlichen Köpfen stehen purpurfarbene gestielte Blumen, die einen weißen Samen zurück lassen. Sie blüht im Juli und August. Das Kraut stillt das Spodobrennen, und der in Wein gekochte Same heilt als Umschlag die Skorpionstiche.

Distel (gesegnete). S. Karbomedikten.

Distel (Karten-). Ein Kräutergeschlecht, dessen einblättrige reguläre Blumen beisammen stehen; jedes Blümchen hat seinen besondern Kelch. Sie unterscheiden sich hauptsächlich von der gemeinen Distel durch die längeren und härteren Stacheln, und länglichen Köpfe. Sie wird von Tuchmachern gebraucht. Die Wurzel wird innerlich wider Kräze, Flechten und Warzen, äußerlich aber bei Fisteln und heftigen Bluten der Wunden angewendet.

Distel (Kugel-). Die Köpfe derselben sind mehr rund als die der Kartendistel. Wenn man die Blätter derselben in einer Lauge von Weinrebenasche kocht, so erhält man von der Wolle derselben eine Art Baumwolle.

Distel (Marien-). S. Frauendistel.

Distel (Weber-). S. Kardendistel.

Distel (Weg-). S. gemeine Distel.

Distelfink. S. Stieglitz.

Distellaus. (*Aphis Cardui.*) Ein sechsfüßiges, ver gemeinen Wanze ähnliches Insekt; es ist schwärzlich und glänzend. Die Füße und Fühlhörner sind auch schwärzlich.

Dockenkraut. S. Wasserampfer.

Döbel. (*Cyprinus dobula.* Linn.) Ein Flussfisch in Deutschland mit grünlichem Rücken und bläulichweisen Seiten und Bauche. Er kann auch zur Nahrung der Hechte und Forellen in Teiche gesetzt werden. Er erreicht ein Gewicht von anderthalb Pfund.

Dörrwurz. S. Altheenwurz.

Dösch. S. Dösch.

Dogge (große Englische). Ist die größte Art Hunde, die von einer Englischen Dogge und einem großen Fleischerhunde erzeugt wurde. Sie wird in großen Handelsstädten zur Bewachung großer Waarenlager, und von Vornehmen zur Pracht und zum Vergnügen gehalten. Ehedem brauchte man sie gegen die Feinde im Kriege, und die Spanier bedien-

ten sich ihrer gegen die Wilden, bei der Entdeckung von Amerika.

Dogge (kleine Englische). Ist von der großen Englischen Dogge und dem kleinen Dänischen Hunde entstanden, und pflanzt sich als eine eigne Art fort, sie trägt den Schwanz geringelt und hat nicht das Ansehen von Stärke und Kraft, wie die große Englische Dogge.

Dohle. (*Corvus monedula*. Linn.) Ein Vogel von der Größe einer Taube. Sie ist am Hinterkopfe hellgrau, sonst überall ganz schwarz, der Unterleib ist etwas heller. Im südlichen Europa ist sie seltner als im nördlichen. Sie fliegt schaarenweise mit andern, und mischt sich gern unter die Krähen. Sie baut ihr Nest in hohle Bäume, Thürme und alte Mauern. Das Weibchen legt fünf bis sieben weißgrüne braun gestreute Eier. Sie lebt von Insekten, Samen und Früchten, von dem Ause suchen sie nur die Maden, das Fleisch aber lassen sie liegen. Es giebt verschiedene Arten dieser Vogel, die sich in Ansehung ihrer Gestalt und Farbe von einander unterscheiden. Wenn man sie jung fängt, lässt sie sich zahm machen, lernt sprechen und pfeifen. Sie sieht besonders glänzende Sachen, z. B. Geld, Minge u. s. w. Sie ist auch oft mit der fallenden Sucht behaftet. Die Jungen sind essbar.

Dohmpfaff. (*Loxia pyrrhula*, Linn.) In Bezug seines dicken Schnabels zählt man diesen Vogel zu dem Kermbeißergeschlechte. Er ist eine Art von Grasmücke und bei nahe so groß als ein Krammetsvogel. Der ganze Kopf und Schwanz sind schwarz, der letztere ist sehr lang, der Rücken ist blau mit aschgrau vermischt. Der untere Theil der Kehle sieht so wie der Unterleib des Männchens, bei dem Weibchen aber röthlichgrau aus. In Deutschland nisten diese Vögel nicht häufig, sondern überwintern nur bei uns und ziehen im Frühlinge in gebirgische nördliche Gegenden. Sie bauen ihr Nest auf nie-

drige ganz dichte Gebüsche und junge bestehende Schläge in Holzjungen. Das Weibchen legt vier bis sechs Eier, welche sie in vierzehn Tagen ausbrütet. Ihre Jungen füttert sie aus dem Kropfe wie die Häuslinge. Ihre Nahrung besteht in allerlei Gesäume und Beeren, doch sollen sie von letztern nur die Körner herausklauben. Er hat eine sehr angenehme Stimme, und lernt fremde Melodien pfeifen und Worte aussprechen. Will man diesen Vogel lange erhalten, so muß man Männchen und Weibchen beisammen lassen. Das Weibchen pfeift fast eben so schön wie das Männchen. Einige behaupten aber, die Stimme sei nicht so angenehm.

Dolläpfel. Ein Sommergewächs, welches Verwandtschaft mit der Mandragora hat, welcher es auch an einblättrigen regulären Blumen und Früchten gleich ist. Die Früchte sind weiße eiförmige Körper. Das Kraut ist heftig betäubend.

Dollwurz. (*Paris una*, Linn.) Eine in dicken Hölzern und schattigen Orten wachsende Pflanze, deren Beeren ein vorzügliches Mittel wider Pest und ansteckende Krankheiten sind, doch müssen sie mit großer Vorsicht gebraucht werden, weil sie leicht tödtliche Zufälle nach sich ziehen. Die Blätter dienen äußerlich wider hizige Geschwulst, Entzündung des Gemächtes und der Hoden, Pestbeulen, Fingewurm und alte Schaden. Die Blumen stehen einzeln auf einem einzigen Stengel. Die Kräuter und Blumenblätter stehen krenzweise ins Gevierte.

Donja. Ein großer Afrikanischer Baum, der eine unser Welschennüssen ähnliche Frucht trägt.

Donnerbart. Es gibt verschiedene Gattungen dieser Pflanze, einige sind süß und werden als Salat gegessen, andere sind bitter und brennend. Aeußerlich aufgelegt ist es ein auflösendes Mittel wider Honiggeschwülste und andere strophulose Krankheiten.

Doradille. Ein Kraut in Südamerika, es ist eine Art Steinsachenkraut, dessen Blätter ganz geträuselt sind. Der davon abgekochte Trank ist eine Blutreinigung.

Dorados. Ein Seefisch, der sich gern in die Flüsse und auch wohl in die Landseen beziebt. Der Leib ist lang und platt und mit buntfarbigen Schuppen bedeckt. Der Bauch ist milch- und die Seiten silberweiß. Der Rücken ist blau oder schwarz, und der Schwanz lang und breit.

Dorignium. Eine Pflanze, deren Blätter denen des Olivenbaums gleichen, sie trägt eine weiße Blüthe. Ihr Saft hat eine dem Mohn gleiche temperirende und eine tödtliche schlafbringende Eigenschaft.

Dornmyrthen. S. Stechpalmen.

Dornroche. (*Raja rubus*. Linn.) Eine Art Rosen, findet sich in der Nordsee. Er hat sehr schlechtes Fleisch, welches von den Matrosen gegessen wird.

Dorsch. (*Gadus callarias*. Linn.) Ist etwas kleiner als der Schellfisch, er hat einen schwärzlichgrünen Rücken und einen weiß und braungefleckten Bauch. Er lebt in der Ostsee, geht aber auch in die Mündungen der Flüsse. Er wird in Pommern, Preußen und Liefland gefangen, auch eingesalzen verarbeit.

Dorschlein. Eine Flachsart mit dunklen Samen, er liefert langen Flachs, der mehrheitheils grünlich, und wenn er stark geröstet worden ist, etwas schwärzlich aussieht. Diese dunkle Farbe schadet aber seiner Güte nicht, denn sie verliert sich durch die Bleiche.

Doste. (Origanum Linn.) Eine Pflanze, die als Gegenmittel wider Opium und Schierling, ingleichen als Brechmittel gebraucht wird. Die Blätter gleichen den Nopfblättern, treiben den Schweiß, stärken das Haupt und öffnen die Verstopfungen, äußerlich dienen sie wider Verhärtungen der Gebärmutter, verstopfte monatliche Reinigung, Hantaußschlag und Zahnuweb. Die einblättrig irregulären Blumen wachsen in einem Blumenkopfe beisammen, und tragen vier unbedeckte Samen.

Dosten (brauner). (Origanum vulgare.) Wächst in Deutschland wild an ungebauten Orten. Er ist eine Art Majoran und heißt daher auch wilder Majoran. Er hat einen starken aromatischen Geruch.

Dotling. Eine besondere Art Wallfische, die bei den Inseln Före gesangen wird. Sein Fett und Fleisch ist übel schmeckend, und der Genuss desselben verursacht einen gelben stinkenden Schweiß.

Dotterblume. S. Löwenzahn.

Douc de Cochinchine. Dieses im südlichen Asien wohnhafte Thier ist so groß wie der Pavian, und hat, wie der Sapajou, zottige Hinterbacken. Sein Gesicht ist das eines gemeinen Affens. Er sitzt gewöhnlich auf den Hintersufen, und seine Nahrungsmittel sind Bohnen. Die Bezoarsteine, die sich in seinem Magen und in seinen Eingewinden erzeugen, werden ihrer medicinischen Wirkung wegen, denen der Gemsen und Ziegen vorgezogen.

Drachenauge. Eine Frucht in China, sie hat eine runde Gestalt, glatte gelbliche Minde und ein weißes sauerlich saftiges Fleisch. Der Baum, der sie trägt, ist so groß wie der Welschenußbaum.

Drachenbars. (Gasterosteus.) Dieser Fisch lebt an den Ufern im Schlanime; man unterscheidet mehrere Arten davon. Die Stacheln, die ihn umgeben, machen ihn furchtbar, und der Stich davon verursacht Entzündungen; man muß ihn nur am Schwanz anfassen. Legt man die Leber dieses Fisches, oder auch einer Meerbarbe darauf, so kann man ihnen ihre Schädlichkeit bemeinnen.

Drachenbaum. (Dracaena draco. Linn.) Wächst in Ostindien auf den Kanarischen Inseln, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und kommt auch im südlichen Theile von Europa fort. Ehe er blüht, hat er in Ansicht seines Buchses viel Ähnlichkeit mit den Palmen. Seine Frucht gleicht einer saueren Kirsche und ist gelblich.

Drachenblut. Ein trocknes, sprödes, blutrothes Harz ohne Geruch und fast auch ohne Geschmack, welches aus den aufgerissnen Knoten des Drachenbaums (welchen siehe) hervordringt. Es wird in Körnern in Blätter des Drachenbaums eingeschlagen versendet. Im Weingeist löset es sich ganz, im Wasser aber wenig auf. Angezündet riecht es sehr angenehm; zuweilen wird es in der Medicin als ein zusammenziehendes und stärkendes Mittel, am meisten aber zum Lackiren und Mahlen wegen seiner schönen rothen Farbe benutzt, auch braucht man es als ein Mittel beim Bauch- und Blutsfluße, ingleichem kommt es als ein das Zahnsfleisch stärkendes Mittel zu Zahnpulvern und Zahnlatzvergen.

Drachenhuren. S. Wasserjungfern.

Drachenkopf. S. Drachenbars.

Drachensteine. S. Draconiten.

Drachenwurz. (Bistorta.) Eine Wiesenpflanze. Die Wurzel ist viereckig, innwendig roth und auswendig schwarz

und wie eine Schlange zusammengeschrankt. Sie treibt den Schweiß und mildert die schädlichen Wirkungen aller Arten von Giften. Sie wird auch wider die rothe Muhr, gäulne Ader, Blutbusen, Brechen, Abortus und Warenkrankheiten angewendet. Die Blätter dieser Pflanze sind schmal und spitzig, etwas gebogen, auf einer Seite schwarz, auf der andern aber blaugrün. Der Stengel ist zart, rund und fast Ellen hoch, worauf im Mai und Juni leibfarbene Blumen mit einem einzigen Samenkorne folgen.

Draconiten. Diese Rieselart hat eine besondere Gestalt. Eben diesen Namen führen auch Steine, worauf ein Stern abgebildet ist, und Astroiten heißen (welches siehe). Gießt man Weinessig darauf, so wird er durch das dadurch verursachte Aufbrausen in eine hüpsende Bewegung gesetzt.

Dragon.

Dragonwermuth. } S. Kaisersalat.

Drakwurzel. S. Giftwurzel.

Dreher. S. Blasenbandwurm ohne Decke.

Drehkäfer. (Gyrinus natator. Linn.) Eine Art Wasserkäfer, der die einzige Gattung dieses Geschlechts ist; er dreht sich bei warmen Sonnenschein in seinem schnellen Laufe mit unglaublicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers herum, er ist etwa drei Linien lang, stahlblau und glänzend, und ist schwer zu fangen, weil er mit seinen vier Augen sehr scharfsichtig ist, und sich mitten in seinem wirbelnden Laufe untertaucht.

Dreifaltigkeitsblümlein. (Jacca.) Zeigt das Blatt dieser Blume ist in purpurroth, gelb und weiß abgestreift. Sie hat die Gestalt eines Veilchens, aber keinen Geruch. Sie wächst auf den Acker, blüht im Mai und Juni.

und hat eine zäserichte Wurzel mit kleinen ästigen Stengeln. Der kleine glänzende Same liegt in dreieckischen Samenkapseln. Sie dient wider die Hitze bei bösartigen Fiebern, Engbrüstigkeit und Hautausschlag. Das davon getrunkene ausgedrückte Wasser ist ein Specifikum wider das Leibschneiden der kleinen Kinder.

Dromedar. (*Camelus dromedarius.*) Eine Kamelgattung mit einem einzigen Höcker. Es ist etwas kleiner und schwächer als das Kameel oder Trampeltier (welches siehe). Beide aber paaren sich mit einander. Es hat auch einen geschwindern Gang als das letztere.

Dronen. S. männliche Bienen.

Dronte. (*Didus ineptus.* Linn.) Ein großer Indianischer Vogel. Er ist größer als ein Schwan, und übrigens ganz ungestaltet und plump, hat einen großen Kopf und einen eben so unformlichen Schnabel; er ist neun Zoll lang, außerordentlich dicke, in der Mitte gebogen, und vorne spitzig. Quer herüber gehen zwei Büsche. Oben auf sitzen zwei große schwarze Augen mit weißen Ringen umgeben. Die Spalte des Schnabels geht bis unter die Augen und endet sich nahe an den Ohren; an der Wurzel ist er mit einem Federringe umgeben, der auf der Stirne eine Art spitzer Schneife bildet. Der Hals hat einen großen Kopf, die Flügel sind kurz und zum Fliegen ganz untanglich. Der Schwanz besteht aus einem Büschel gekräuselter Federn, die aber mehr auf dem Rücken hervorstecken. Seine Füße sind so ungeschickt, daß er sich nur äußerst langsam in Bewegung setzen kann. Die Farbe ist aschgrau mit ein wenig Weiß und Gelb vermischt. Man findet oft in seinem Magen Steine.

Drossel. (*Turdus.*) Eine Zugvogelgattung, deren es mehrere Arten gibt.

Drossel (Häubchen-). (*Ampelis garrulus.*) Hat auf dem Kopfe einen kleinen Federbusch, Kopf und Hals sind rothlich, der Leib braun und grau. Die schwarzen Flügel sind gelb gerändert, der Schwanz ist aschgrau, und schwarz und gelb gestreift. Im Herbst kommt sie aus den nördlichen Gegend en zu uns, geht den Wacholder- und Eibischbeeren nach. Ihr Fleisch ist essbar.

Drossel (Mistel-). (*Turdus viscivorus.*) Ist die größte Art in Deutschland, heinaher von der Größe einer Taube. Sie hat einen rothlichbraunen Rücken, weißgestrecketen Hals und gelblichen Schnabel. Sie nährt sich besonders von Mistelbeeren, den Samen derselben verspreuet sie und vermehrt dadurch den Wachsthum dieses Gewächses selbst. Im Frühjahr singt sie sehr schön, baut ihr Nest von Moos und Lehm an Baumäste, und legt fünf bis sechs Eier. Sie soll des Jahrs zweimal brüten.

Drossel (Nohr-). (*Turdus arundinaceus.*) Hält sich im Schilfe auf und klettert auf den Halmen desselben auf und ab, baut auch ihr Nest zwischen den Schilfhalmen, die sie auf eine künstliche Art mit einander verweht, und singt beständig bis in die Nacht, während der Zeit das Weibchen brüter. Ihr Oberleib ist schwärzlich braun, der Unterleib aber gelblich-weiß.

Drossel (Schwarz-). S. Amsel.

Drossel (Sing-). (*Turdus musicus.*) Gleicht der Misteldrossel (welche siehe), nur daß sie etwas kleiner ist, und hat blaß orangefarbene Deckfedern. Nachst der Nachtigall übertrifft sie die meisten inländischen Vögel an Anmut und an Freude in Absicht ihres Gesangs.

Drossel (Wein-). Hat einen braunen Oberleib und einen gelbweissen dunkelbraungefleckten Unterleib. In Frankreich thut sie den Weinbergen großen Schaden.

Druſe. In Deutschland verſtehen die Bergleute zweierlei darunter, erſtlich zusammengewachſene oder spathartige Kriſtallisationen, zweitens, die ſchwammlichen und immittelhaltigen Adern. Sie find gemeiniglich eine üble Vorbedeutung, daß das Bergwerk bald keine Ausbeute mehr geben wird.

Drusenäſche. Ist die, zurückgebliebene ſalzartige Masse der ausgebrühten Weinhefen, welche man zu Kuchen bildet, und auf dem Felde verbrennt. Das darin enthaltene Salz ist weit ſchärfer als das Weinsteinsalz und kann mit mehrern Vortheil bei der Färberei gebraucht werden, weil es eine weit ſtarkere Weize giebt.

Drusenschwarz. Ist die von Weintretern und Weinhefen in der Gegend von Mainz bereitete schwarze Farbe, welche mit Rußol abgerieben, zur Kupferdruckerschwärze genommen wird.

Dryn. Eine in Konſtantinopel und Amerika ſich aufhalrende Schlange, welche man in den Hohlung und zwischen der Wurzeln der Eichen antrifft. Ihr Biß ist gefährlich; ſie ist fo lang und dick wie ein Sal und hat eine aſchgraue Farbe. Ihre Nahrung besteht mehrheitlich in Heuschrecken und kleinen Fröſchen. Sie fällt Menschen an und ſiecht ſie mehrheitlich in die Fersen. Die Wunde erhält einen außerordentlich heftigen Geſtank, worauf eine tödtliche Faulniß entſteht. Das ſüchtige Alkalii foll ein bewährtes Mittel dagegen ſein. Wenn man diese Schlange berührt, giebt ſie eine nach Lohe ſinkende Feuchtigkeit von ſich und nach dieser Ausleerung ist ihr Stich weniger gefährlich.

Dryiten. Sind Steine in Gestalt des Eichenholzes.

Dſchiggetai. (*Equus heimonius.*) Ein dem Zebra ähnliches Thier in der Mongolei. Es sieht oben isabellfarben, und unten weiß aus, und ist fo groß wie ein Maulthier.

Dub. Eine in Afrika und Lybien wohnende Eideche, der das Wasser so zuwider ist, daß sie darin stirbt. Sie vereinigt Stärke mit Behendigkeit, so daß, wenn sie mit dem halben Leibe in ein Loch kriecht, man sie nicht wieder zurückziehen kann, sondern das Loch erweitern muß, wenn man sie fangen will. Ihre Eier sehen wie Kröteneier aus, und ihr Fleisch, das von den Arabern gebraten gegessen wird, soll wie Froschfleisch schmecken.

Dudu. S. Dronte.

Dünnbau ch. (*Cyprinus cultratus*. Linn.) Eine Art Karpfen, welche sehr mager und dünne ist. Der Rücken ist dunkelgrau, der Bauch silberfarben, und scharf wie eine Schneide; sie erlangt die Länge einer halben Elle und darüber.

Dürwurz. (*Baccharis*) Ein Kräutergeschlecht mit zusammengefügten regulären weißrothen Blumen, die einen angenehmen Geruch haben. Sie hat eine anhaltende Kraft, und wird bei Fußsfebern gebraucht.

Dunekaja. Ein Staudengewächs auf der Insel Ceilon mit zwei finger breiten und sieben bis acht Schuh langen Blättern, welche in der Mitte und an beiden Rändern Stacheln haben, und woraus Matten gestochen werden. Die Staude trägt eine große zuckerhutförmige Knospe, die anfänglich in Blätter eingewickelt ist, wie eine Krautstaude; wenn sich diese goldfarbene wohlriechende Knospe öffnet, so kommen einige Büsche kleiner weißer Blumen zum Vorschein.

Dunen. S. Eiderdunen.

Durchwächs. Eine auf Kornfeldern und Wiesen wachsende Sommerylanze. Sie hat einen runden weißen Stengel und dicke spitzige Blätter. Die Blumen sind fünfsätrig.

irregular, riechen sehr angenehm, und stehen hessammen auf dem obersten Blatte des Stengels, man hält sie für ein Mittel wider alle Arten von Entzündung.

Duriaon. Eine Indianische Frucht, die in Java wächst. Der Baum derselben gleicht an Größe dem stärksten Apfelbaum, das Holz desselben ist hart und fest. Die Blüthe ist weißgelb, anderthalb Spannen lang und zwei bis drei Finger dick, am Rande etwas gespalten, auswendig schön grün, inwendig aber blässer. Die Frucht gleicht an Größe einer Melone, und hat eine dichte dornichte Schale, äußerlich sieht sie grün aus, inwendig sind vier Höhlungen, und in jeder derselben drei bis vier Kapseln, die eine weiße Frucht von der Größe eines Hühnereies einschließen. Der Geruch und Geschmack derselben hat, wenn man sie das erstemal genießt, etwas unangenehmes zwiebelartiges, sie ist aber eine der gesündesten Früchte in Indien, und wird, wenn man sich daran gewohnt, sehr essbar befunden. Die Indianer kauen zur bessern Verdauung derselben Betel vorher.

Durstschlange. Eine in Arabien und Asien einheimische Schlange. Ihr Biß ist einer der gefährlichsten. Das beste und am schnellsten wirkende Mittel wider die Schädlichkeit des Bisses, ist das Brennen der Wunde mit einem glühenden Eisen.

Dutroa. S. *Datura*.

Duy. Ein Baum im südlichen Theile von Asien, der eine Art Apfel trägt, die von den Negern sehr geschätzt werden.

Dylle. (*Aneithum*) Wächst an sandichten an der Sonne liegenden Orten, treibt runde Stengel mit vielen langen Zweigen, und hat schmale Blättergen, die sehr stark riechen. Die Blüthen stehen kronenförmig, sind gelb und haben einen

aromatischen Geruch. Die Wurzel ist hart und zäserig. Die Blätter, Blumen und Wurzeln sind schmerzstillend, befördern den Schlaf, treiben den Urin, widerstehen dem Gifft, und zertheilen die Blähungen. Der Same befördert den Säugenden die Milch, und eine Bähung davon stillt die Mutterkrämpfe. Das Öl vertreibt, an die Stirne und an die Schläfe gestrichen, die Kopfschmerzen.

E.

Ebenholz. Ein schwarzes, schweres, sehr feines und festes Holz wie Ebenholz, welches im Feuer einen angenehmen Geruch giebt. Das schönste kommt aus Afrika, das Ostindische hat keine so vollkommen schwarze Farbe. Die Rinde des Baums soll weiß, das Blatt breit und dick, oben dunkelgrün und unten weiß sein. Die Blüthe soll einen Nelkengeruch und die Frucht einen den Rispen ähnlichen Geschmack haben. Nur der Kern des Baums ist schwarz und wird meistentheils zum Fournir gebracht. Das braungrüne gleichfalls harte und feine Holz des Aspalath in Westindien nennt man falsches Ebenholz.

Eber. S. wildes Schwein.

Eberraute. (*Artemisia abrotanum*. Linn.) Ist im Orient und in Südeuropa einheimisch, treibt fünf bis sechs Fuß hohe Stengel, die mit der Zeit holzig werden. Die Blätter haben einige Ähnlichkeit mit den Kamillenblättern, sind aber breiter. Die goldgelben Blumen hängen wie Knöpfe an kleinen Stielen. Diese Pflanze hat einen angenehmen balsamischen Geruch, und hat die Eigenschaft, daß sie die Motten aus den Kleidern vertreibt.

Eberwurzel. (*Carlina acaulis*. Linn.) Eine Pflanze, die aus der Mitte ihrer Blätter ohne Stengel eine Art

stachlichten Aysel hervorbringt. Ihre hochrosenfarbnen Blüthen und ihre Wurzel werden für ein vortreffliches Wurmmittel und Gegengift gehalten.

Echiniten. Sind versteinerte Seefigeln.

Edelsteine. Sie werden in drei Hauptgeschlechter getheilt, nehmlich in Diamanten, orientalische und occidentalisca Steine, unter welche letztere der Bergkristall mit gehört. Sie sind größtentheils weiß, es giebt aber auch welche von andern Farben. Mit dem Stahle geben sie Feuer, sind mehr oder weniger hart, glänzend, durchsichtig, mehr oder weniger schmelzbar, und man kann ihnen durch die Politur einen lebhaften und schönen Glanz geben. Unter die Edelsteine gehören folgende: der (weiße oder gelbe) Diamant, der (rote) Rubin, der (blaue) Saphir, der (gelbe) Topas, der (grüne) Smaragd, der (gelb-grüne) Chrysolith, der (veilchenblaue oder purpurrothe) Amethyst, der (dunkelrothe) Grenat, der (röthliche gelb und veilchenblau spielende) Hyacinth, und der (meergraue) Aquamarin oder Bernyll. Der Grundstoff der Edelsteine scheint eine kristallische Materie zu sein. Ihre Varietäten scheinen aus den verschiedenen metallischen Feuchtigkeiten, welche ihnen ihre Farbe geben, zu entstehen. Man findet sie in Felsenrissen, Bergwerken, Strom- und Flussobertern und im Sande der Berge. Das Gewicht, die Härte, Reinheit und Helligkeit bestimmen ihren Werth. Um sie von falschen zu unterscheiden, bedient man sich der Feile, des Feuers, des Scheidewassers und der Wage. Sie werden nach dem Karat verkauft. Der Brillant, die Rosette oder die Naute, der Dickstein, der Tafelstein u. s. w. sind Bezeichnungen der verschiedenen Arten sie zu schleifen, und darnach wird der Preis derselben bestimmt.

Edolio. Ein dem Kukul ähnlicher Vogel auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Egyptischer Balsam. Ist ein flüssiges Harz von einem scharfen aromatischen Geschmack und einem Citronen-geruch. Der Balsambau, wovon dieses Harz gewonnen wird, wird in den Gärten des Grosssultans von den Janitscharen sehr sorgfältig bewacht. Die kostbarste Art davon erhält man durch Einschneide in den Baum, die zweite geringere Art durch eine gelinde Ablochung der Zweige und Blätter, und die dritte, durch eine zweite Ablochung, so auch unter dem Namen weiße Schminke bekannt ist.

Egyptisches Schilfrohr. (Papyrus.) Eine Wasserpflanze, die am meisten an den Ufern des Nils gefunden wird. Die Egyptier flechten Körbe, Schuhe, Kleider, kleine Barken, Segel und Papier daraus. Der Stamm besteht aus verschiedenen übereinander liegenden Häuten.

Ehrenpreis. (Veronica.) Man unterscheidet drei und vierzig Arten dieser Pflanze. So viel auch von dem außerordentlichen Nutzen derselben unter dem Namen der deutsche Tee gesprochen worden ist, so hat man dennoch gefunden, daß ihre Eigenschaften bloß in einer alterrenden einigermaßen stärkenden, magenstärkenden und schweißtreibenden Kraft bestehen. Ein Ausguß davon giebt warmen wässrigen Getränken einen angenehmen Geschmack.

Eibenbaum. S. Taxbaum.

Eibisch. S. Altheenstaude.

Eiche. (Quercus robur. Linn.) Kommt nur in gemäßigten Himmelsstrichen fort; sie trägt auf einem und dem nehmlichen Stämme weibliche und männliche Blüthen. Man zählt mehr als einige vierzig Arten derselben, worunter besonders zu bemerken sind: die süße Eiche (Quercus esculus) sie wächst in Italien und Spanien und die Früchte werden wie Kastanien geessen. Die Kermes-eiche (Quercus coccifera),

diese ist in Südeuropa und im Oriente einheimisch, wird nur einige Fuß hoch, und ist wegen der darauf sich aushaltenden Insekten, welche eine purpurrote Farbe liefern, bekannt. Die Kork-eiche (*Quercus suber*) behält die Blätter auch den Winter hindurch. Man findet sie gewöhnlich in den wärmeren Gegenden von Europa, sie kommt aber auch bei uns vor. Die Virginianische Eiche wächst auf feuchtem Boden sehr geschwind, und das Holz ist etwas weicher. Man hat einen dieser Bäume mit vier und fünfzig Fuß langen horizontalen Zweigen gesehen, worunter dreihundert Mann zu Pferde, oder vier tausend dreihundert Mann zu Fuße Raum hatten. Auch hat man noch andere gesehen, die fünf und dreißig Fuß im Durchschnitte, und neun und neunzig Fuß in der Höhe hatten. Die Eiche wird besonders wenn man sie schält über anderthalbhundert Jahr alt, außerdem stirbt sie aber im fünfzigsten oder sechzigsten Jahre ab. Ihr äußerst dauerhaftes Holz wird zu Schiffen, Flößen, Häusern u. s. w. verwendet, und hat außerdem noch die besondere Eigenschaft, daß es in der Erde zu Stein wird, daher es zu Mosten beim Gründen der Kirchen und anderer großer Gebäude, welche eine lange Dauer haben sollen, zum Grunde gelegt wird. Wird dieses Holz bei günstiger Witterung in einer trocknen Jahreszeit geschlagen, so dauert es, wenn es vornehmlich gehörig austrocknet, fünf bis sechshundert Jahre. Aus der Rinde der Eichen wird die Gerbersohe gemacht. Die Früchte der Eiche (die Eicheln) geben eine Art Brod, welches aber einen unangenehmen Geschmack hat, und tödtliche Verstopfungen veranlassen kann. Die gerösteten Eicheln geben eine Art von Kaffee, der von besondern medicinischen Nutzen ist. In die Blätter der Eichen legen eine Art kleiner schwarzer fliegenartiger Insekten mit gelblichen Füßen (Eichenblattbohrer genannt) ihre Eier, woraus denn die Galläpfel entstehen, welche so wie die Kelche der Eicheln zum Schwarzfärben gebraucht werden.

Eichenblatt, oder Kupferglöcke. (*Phalaena bombyx quercifolia*, Linn.) Hat lammähnliche Fühlhörner

und eine dunkelrothbraune Farbe, welche gegen die Mänder der Flügel mit etwas dunkelpurpurfarbenem Glanze gemischt ist. Er hat auf jedem Vorderflügel, welche ausgespannt drei Zoll breit sind; zwei dunklere schlängenförmige Streifen. An manchen Orten hat diese Raupe eine bald hellere, bald dunklere Rückenzeichnung, voru zwei blaue Einschritte, auf jedem Absatz zwei braune Knöpfe, und auf dem vorletzten einen kurzen runden Zapfen. Am Kopfe und auf den Seiten stehen haarichte Büschel auf Warzen. Die untere Seite ist rostbraun und schwarz gescheckt. Sie verbirgt sich am Tage in die Rinde der Bäume, ist sehr gefräsig, und wenn sie erwachsen ist, nicht gesellig. Sie spinnt sich an den Bäumen und Spalieren in ein weiches, dichtes und graues Gewebe ein, vervollkommen sich erst im Mai und Juni, und wird endlich eine röthlichbraune Puppe, woraus in zwei bis vier Wochen ein Schmetterling kommt, der seine Eier an die Bäume legt. Die jungen Raupen kommen im September aus. Nach der ersten Häutung gehen sie im Oktober an die Baumstämmen und Zweige in den Winterschlaf. Im März kommen sie wieder hervor, wo sie sich von den Knospen der Apfel- Birn- Aprilosen- und Pfirsichenbäume, und von den Blättern der Pappeln, der Rosen, des Weiß- und Schwarzdorns nähren.

Eichenblattbohrer. S. unter Eiche.

Eichhorn (fliegendes). Findet sich in Lappland, Finnland, Pohlen, Virginien, Neuspanien, Kanada und Louisiana. Es springt von einem Baume zu einem andern, der fünf und zwanzig bis dreißig Fuß vom erthern entfernt steht, lebt von Baumknospen, Früchten und allerlei Gesäme. Die Jungen werden oft, wenn sie während der Sonnenhitze schlafen, eine Beute der Marden und anderer Thiere, die auf die Bäume klettern und sich ihrer bemächtigen.

Eichhorn (gemeines). (*Sciurus vulgaris. L.*) Hat an den Spiken der Ohren einen Haarschweif und einen

langen sehr haargen auf den Rücken zurückgeschlagenen Schwanz. Die Farbe ist fuchsrot, bisweilen auch grau und schwarz. Es lebt in Europa, Asien und Amerika auf Bäumen von Knospen, Kornfrüchten und Samen der Bäume, bringt des Jahrs zweimal drei bis sieben Junge. Das inländische wird mehr zum Vergnügen als zum Nutzen gehegt.

Eider. S. unter Ente.

Eidere. Deren zählt Linneus auf acht und vierzig Arten. Sie gehören alle unter die Amphibien, haben einen dünnen spitzigen Kopf, einen unbedeckten vierfüßigen langgeschwanzten Körper, der aber länger ist als bei den Fröschen. Sie legen häutige Eier, woraus ansangs fischartige Thiere kommen, die sich aber nachher in vierfüßige Eideren verwandeln. Das Krokodill, als die größte Eidere, hat allein gleich Anfangs seine vollen Gestalt,

Eidere (breitschwänzige). (Lacerta laticeps. Linn.) Hat außer dem breiten Schwanz eine mit vielen Warzen und Zacken besetzte Haut.

Eidere (fliegende). Ein Amerikanisches Thier das auf den Bäumen herumsliegt, sich von Schmetterlingen, Fliegen und andern Insekten nährt. Es nistet und legt seine Eier, so wie die Vögel, in hohle Bäume.

Eidere (gangetische), oder das Krokodill aus dem Flusse Ganges. (Lacerta Gangetica. Linn.) Ist meistens dem Nilkrokodill ganz ähnlich. Die längern Kinnbäcken bilden eine lange runde Schnauze, die oben und unten mit mehr als fünfzig Zähnen versehen ist. Die Haut um die Augen bildet sich in mehrere Ringe, welches ihr ein sonderbares Aussehen giebt. Sie ist übrigens sehr regelmäßig gezeichnet. Der Schwanz hat eine doppelte Reihe schuppiger Zäcken.

Eideye (grüne). (*Lacerta agilis.* Linn.) Ist ein ganz unschädliches Thierchen, das sich in trocknen Gegenden und Mauerrithen aufhält, sich gern sonnt und von Insekten lebt. Der Schwanz bricht sehr leicht ab, wächst aber bald wieder. Einige Arten leben im Wasser. Sie legt eine Zeitlang ihre Eier im Finstern.

Eideye (schneckenähnliche). (*Lacerta muralis.*) Hat eine Decke, deren Schuppen mit den porzellanartigen Schneckengehäusen viel Ähnliches haben, und schwarz und weiß gezeichnet sind.

Eideye (Stein-). (*Lacerta monitor.* Linn.) Ist außerst sauber und regelmäsig schwarz und weiß gezeichnet. Sie wird nicht über eine Elle lang, und verräth die Gegenwart des Krokodils durch ein gewisses Pfeifen. Es lebt in Indien und naht sich von Fleisch und Eiern.

Eideye (Wasser-). Ein Indianischer Seefisch, welcher mit vieler Behendigkeit springen kann. Unter den Flossen hat er einen fleischigen Lappen, auf dem er sich nach Art einer Eideye, die auf ihre Beute lauert, herumdreht. Die stachlige Flossfeder, womit sein Rücken versehen ist, dient ihm zur Vertheidigung, und er kann dieselbe nach Gefallen auf und nieder richten. Er lebt von einer Art Krebsen, die nur eine Scheere haben. Sobald der Krebs dieselbe einzieht, um in sein Loch zu kriechen, wirft sich dieser Fisch über ihn und verzehrt ihn.

Eierwicker. Eine Gattung Spinnen, die ihre Eier mit dem Gespinnste in ein Blattwickelt, und darüber brütet. Sie wird häufig in Gärten, besonders auf weißen Rosensträuchern gefunden. Ihr Hinterleib ist kürbisförmig und grünlichgelb, oder blaßgrün, auch weiß und grau gesprengt.

Eisapfel (Sibirischer), - oder Glasapfel.
Die Haut und das Fleisch dieses Apfels wird zur Zeit der Reife
so durchsichtig, daß man die Kerne darin sehen kann. In Deutsch-
land verliert er nach und nach diese Durchsichtigkeit.

Eishär. S. unter Bär.

Eisen. (Ferrum.) Ein schwerflüssiges Metall von
weißgrauer Farbe und weißlichem Bruche. An Härte übertrifft
dieses Metall alle übrigen, und wenn es eine vorzügliche Gute
hat, ist es zäh. Unter allen Metallen ist es am aller elastisch-
sten und hat nach dem Zinn die geringste Schwere. Durch das
Scheidewasser läßt es sich leicht, aber ohne Kunst durch Quecksil-
ber auflösen. Seine innern Bestandtheile sind mehrentheils
säuerliches Salz, sicc Erde, spröder Schwefel und etwas Quek-
silber. Es läßt sich mit allen Metallen leicht vereinigen, außer
mit dem Blei; es wird vom Magnet angezogen und kann auch
in künstliche Magnete verwandelt werden. Man findet Spuren
von dem Eisen in allen drei Reichen der Natur. Es hält schwer
ehe es flüssig wird. Seine vorzügliche Härte, die sich durch die
Kunst verstärken läßt, macht es sehr gemeinhülig. Wegen sei-
ner Federhärte werden die stärksten Federn daraus gemacht, und
da es durch das Ausglühen geschmeidiger wird, so läßt es sich
auch zu Draht ausziehen. Wegen seiner vielen irdischen Theile,
verbrennt es im Feuer leicht zu Schlacken, und wird durch den
Höst im Wasser und in der freien Luft verzehrt. Man findet
es entweder gebiehen oder vererzt; das erstere trifft man
nur selten und gemeinhelig in Körnern oder stückweise, zuweilen
sieht es auch in Bergwerken von der Hitze des unterirdischen
Feuers wie Wasser, oder es wird auch durch die gewaltsame Hitze
des unterirdischen Feuers milken in den Steinen geschmolzen,
und stückweise an die Steine anhängend herausgetrieben. Das
vererzte Eisen hingegen besteht aus einem mit Quarz und Sand-
erde oder Kiese vermischten Erzstufen, diese sind meistens braun
oder schwarz von Farbe, rothgelb eingesprengt, und gleichsam

vom Noste hier und da überlaufen. Die Eisenerze werden durch Pochwerke zertrügeln, alsdann geschmolzen, und in große Gußarbeit verwandelt, oder in Stangen geschmiedet. Es hat, wenn es nur mit einem Magnet bestrichen wird, eine polarische Eigenschaft, welches aber nicht ursprünglich vom Eisen selbst, sondern von der magnetischen Ausdünstung der Erde, herrührt, welcher dasselbe wie die Luft durchstreicht, wenn es gearbeitet wird, oder lange an einem Orte liegt; eben diese magnetische Eigenschaft ist die Ursache, daß es bald rostet. Der innern Güte nach sind die Eisenarten sehr von einander verschieden. Das beste ist das Schwedische, doch findet man auch jetzt in Deutschland ein sehr gutes Eisen, besonders auf dem Harz. Man verarbeitet es entweder gegossen oder gehämmert, durch den Guß werden große Stücke, z. B. Kanonen, Feuermörser u. s. w. fertig, die aber den Fehler haben, daß sie spröde sind, und leicht springen. Durch den Hammer aber werden weit mehr große, mittlere und kleine Sachen fertig.

Eisenblume. Ein weißer, zackiger, in Gestalt der Korallenzinkenähnlichen gewachsener Stütter, der insbesondere in Neumark bei Stahlerz in Drusen wächst, aber keine Spur von Eisen an sich hat.

Eisenblüthe. Ist nach einigen mineralogischen Nachrichten von den Eisenblumen verschieden, und ein schneeweisestiges Eisenerz, das beim Schmelzen leicht reines Eisen ohne Schlacken gibt.

Eisenholz. Ein überaus schweres und hartes Holz des Eisenbaums (*Sideroxylon*, L.), der im südlichen Afrika, Malabar und Caroline wächst. Auch noch eine Art des Drachenbaums (*Dracaena ferrea* L.), welche in China einheimisch ist und spitzige lanzettförmige Blätter trägt, wird wahrscheinlich auch wegen ihres harten Holzes, Eisenbaum genannt.

Eisenhütlein, oder blauer Sturmhut. (*Aconitum napellus*. Linn.) Hat viele seiner Eigenschaften mit den andern Sturmhutarten gemein. Diese Pflanze treibt gegen vier Fuß hohe Stengel, haarige, in breite Lappen zertheilte Blätter und violettblaue Blüthchen, die sie von gelben und andern Sturmhutarten unterscheiden. In ihren Schoten trägt sie edliche Samen. Sie ist unter allen Arten die giftigste, besonders ist die Wurzel, welche die Gestalt einer Steckrübe hat, und wie Pfeffer schmeckt, äußerst gefährlich. Sie schwelt den Leib auf, macht die Farbe desselben bleich, und verursacht furchtbare Verzückungen und ein heftiges Brennen, worauf endlich der Tod erfolgt. Die abgestreiften Blätter dieser Pflanze werden in der Pest als ein blaßzeichnendes Mittel gebraucht, und der ausgeprepte Saft dieser Blätter ist eines der vorzüglichsten Mittel wider Gicht, Husten, Rheumatismen und alle Arten von Geschwüren. Es kann auch innerlich, aber nur mit der größten Behutsamkeit gebraucht werden. Um Panther, Tiger, Löwen, Wölfe u. s. w. zu tödten, vergiftet man das Fleisch, welches man ihnen vorwirft, mit dem Saft dieser Pflanze. Die Alten tauchten ihre Pfeile in diesen Saft, wenn sie sie vergiften wollten.

Eisenkraut. (*Verbena*.) Eine Pflanze, die an Zäunen und Wegen wild wächst und kleine blaßblaue Blumen trägt, sie hat eine anziehende Kraft, und wird als ein Wundöl gebraucht.

Eispflanze. (*Mesembryanthemum crystallinum*.) Stammt zwar aus Afrika, kommt aber auch bei uns im Freien fort. Ihre Blätter und weißen Blumen sind überall mit runden wäßrigen Blasen besetzt, die wie gefrorene Tropfen aussehen.

Eisvogel (Surinamischer). (*Alcedo Surinamensis*. Linn.) Eine Art Eisvogel, auch Schwalschwanz genannt, hält sich auf Surinam und Guiana auf; sie

ist eine der schönsten Gattung Vogel des westlichen Europa, nährt sich von kleinen Fischen, welche er, indem er auf der Oberfläche der Gewässer leichter hinweg schwimmt, mit vieler Geschicklichkeit fängt, und zu seiner einzigen Nahrung gebraucht. Wenn sein Magen das Fleisch gut verdauen soll, und er allen Nahrungsfaß heraus gezogen hat, so kommt diesem Vogel, wie allen Raubvögeln, dieses zu statten, daß er Schuppen, Stacheln, Gräten und Flöhsfedern wieder heraus zieht. Das Weibchen legt jährlich fünf bis sechs Eier in das Loch einer Wasserratte, oder in ein anderes an den Rand des Wassers, und brütet zwei bis dreimal des Jahrs. Wahrscheinlich werden diese Eier öfters gefressen, denn der Vogel ist demungeachtet selten. Sein Schnabel ist schwarz, auf dem Rücken laufen schwarze verlöschene Streifen herab, auf der Brust haben die Federn hellblaue Spizzen, der Kopf ist braunlich, und der Schwanz geheilt und lang,

E (kleines). Eine Pflanze im Canenne, womit die Indianer die Nasen der jungen Jagdhunde reiben, und den Geruch dadurch verstärken und die Spur befördern. Die Kreolen pflegen diese Pflanze als ein Mittel, sich beim andern Geschlechte beliebt zu machen, bei sich zu tragen.

Elektrische Fische. Deren gibt es fünf Gattungen, nehmlich: der Zitterwels, der Zitterrochen, der Zitteraal, der Zitterstachelpauß und der Zitteriemfisch.

Elementarstein. S. Opal.

Elemi. Ein gewisses grünliches, fettiges, durchsichtiges Gummi aus Ethiopia.

Elent. (*Cervus alces. Linn.*) Dieses vierfüßige Thier wird am häufigsten in den nördlichen Gegenden gefunden, doch gibt es auch einige in Africa, China und in der Gegend

von Guido. Dieses furchtsame Thier hält sich mehrentheils in den dichten Wäldern auf. Es hat einen sehr feinen Geruch. Seine Nahrung besteht in Blättern, Baumrinde und Moos. Es kann mit der größten Behendigkeit über Klippen und Eis hinweglaufen. Fühlt es sich vom Schuß getroffen, so geht es auf den Jäger los, wirft ihn mit einem Fußschlag zu Boden, und bringt ihn bisweilen um. Nur das Männchen hat Geweih, welche es alle Jahre zu Ende des Winters abwirft. Das Weibchen bringt gegen die Mitte des Frühlings ein oder zwei Junge zur Welt, und behält dieselben zwei bis drei Jahre bei sich. Jung gefangen, kann man es mit Kuhmilch aufziehen. Man fängt es in Schlingen oder Nezzen, und es kann leicht zähm gemacht werden. Es hat eine außerordentlich dicke Haut, so daß man eine Art Panzer daraus verfertigen kann. Die in Oel eingeweichten Häute werden bisweilen als Ochsenhäute verkauft. Mit den Haaren, welche sehr elastisch sind, füttert man Sättel, Stühle u. s. w. Das Fleisch wird gegessen. Aus den Knochen, die ihrer Güte nach dem Elsenbein gleich kommen und doch nicht gelb werden, versiertigt man allerlei Kunstsachen. Die Klauen angehängt, oder als Pulver eingegeben, werden als ein Mittel wider die fallende Sucht gerühmt.

E leomeli. Ein sehr bliger Balsam, der noch dicker als Honig und von süßem Geschmack ist. Er wird aus den Einschnitten eines Baums in Palmira erhalten.

E lephant. (*Elephas maximus.*) Das Vaterland dieser Thiere ist das mittlere Afrika und das südliche Asien. Auf der Insel Ceilon findet man die schönsten. Unter den Landthieren ist der Elephant das größte. Durch seinen wunderbaren Körperbau, seine Stärke, seine Gelehrigkeit, seine Klugheit und durch sein langes Leben, das über hundert Jahre dauern soll, zeichnet er sich von allen andern Thieren aus. Die Höhe eines erwachsenen Elephanten ist vierzehn bis sechzehn Fuß, und die Länge funfzehn bis siebzehn Fuß. Seine Beine haben oben

und unten eine gleiche Dicke, sie sind fünf bis sechs Fuß hoch und haben funfzehn bis achtzehn Zoll im Durchschnitt; so plump und unbehülflich er auch scheint, so kann er sich doch sehr leicht bewegen. Seine gewöhnliche Farbe ist grau, selten weißlich oder röthlich. Die weißen werden an einigen Orten in Indien fast göttlich verehrt. In Städten bewohnen sie prächtige Paläste mit vergoldeten Zimmern, und ihre Nahrung bekommen sie in goldenen und silbernen Gefäßen; wird er ausgeführt, so tragen einige Bedienten einen Thronhimmel über ihn. Ob er schon auf dem Rücken eine Daumen dicke Haut hat, so empfindet er doch den Stich der Insekten und andre leichten Berührungen. Oft bekommt er eine Art von trockenem Aussatz (elephantiasis), wovon auch Menschen in den heißern Erdstrichen besessen werden. Der Schwanz ist zwei bis drei Fuß lang, am Ende zugespißt und mit einem Büschel glänzender schwarzer Haare besetzt, die so dicke sind, wie ein mäßiger Windfaden; er wird von den vornehmsten Indianischen Damen als eine Zierrath getragen. Die Ohren sind fast rund und gleichen einer großen flachen Schüssel; er bewegt sie mit vieler Leichtigkeit, fächelt sich damit und vertreibt die Insekten damit hinweg. Die Augen sind klein, sein Blick ist sanft und geistvoll; an den Augenlidern stehen Borsten über einen halben Fuß lang. Aus der obern Kinnlade ragen zwei Eckzähne und zwar auf jeder Seite einer, die sieben bis acht Fuß lang sind, und bisweilen hundert und sechzig Pfund wiegen. Die Länge des Rüssels beträgt bei dem größten Elephanten sechs bis acht Fuß, sein Umfang am Mause drei bis vier Fuß, und am Ende über einen halben Fuß. Die äußerste Spitze schließt sich mit einem Rande, der sich überwärts in der Gestalt einer Fingerspitze verlängert, am Ende desselben befinden sich die Nasenlöcher. Inwendig ist er durch eine Scheidewand, wie unsre Nasen, in zwei Höhlen getheilt. Diesen Rüssel, der ganz Nerve zu sein scheint, kann er nach Gefallen ausstrecken und bis auf eine Elle lang einziehen, und ihn noch besser als einen Arm gebrauchen. Ohne sonderliche Anstrengung hebt er einen erwachsenen Menschen in die Höhe, und schlendert ihn von sich, er kann

aber auch mit der Spize desselben Blumen pflücken, Knoten aufknüpfen, Schlüssel im Schlosse herumdrehen, die kleinsten Stückchen Geld von der Erde aufheben, einen Pferopf aus einer Bouette ziehen, mit einer Feder schreiben u. d. g. m. Uebrigens aber braucht er ihn, seine Nahrungsmittel damit zu fassen, und sie in das Maul, das fast ganz durch die Stoßzähne und den Untertheil des Rüssels verborgen ist, zu stecken, desgleichen zum Wasserschöpfen (er läßt nehmlich das mit demselben eingesogene Wasser ins Maul laufen), und endlich zum Atthemholen und zum Niechen. Sein Geschrei hat einen furchterlichen und widrigen Klang. Sein Begattungsgeschäfte verrichtet er nur im Zustande einer völligen Freiheit, und so verborgen, daß man es außerst selten beobachten kann. Das Weibchen trägt, den mehresien glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, ein und ein halbes Jahr, und wirft nur ein Junges von der Größe eines wilden Schweines. Die Brüste der Weibchen sitzen zwischen den Vorderbeinen. Wenn das Junge saugen will, legt es den Rüssel auf die Schulter der Mutter, und fasst die Warzen mit dem Manle. Im vierten Jahre kommen bei beiden Geschlechtern die zwei Eckzähne hervor. Im dreißigsten Jahre ist der Elephant völlig ausgewachsen. Sie gehen mehrentheils Truppweise, und fallen, wenn sie nicht gereizt werden, keinen Menschen an, einzeln aber sind sie gefährlich. Er hält sich am liebsten in kühlen Waldungen und sumpfigen Gegenden auf, und kann auch mit aufgehobenem Rüssel sehr gut schwimmen. Fleisch frisht er gar nicht, seine gewöhnlichen Nahrungsmittel sind Baumblätter, besonders vom Pisang- und Cocosbaum, Datteln, Gras und am liebsten Reis, auch Tabak fressen sie gerne, und zwar in solcher Menge, daß sie, ganz davon besaust, fest einschlafen, und sich dann leicht überwältigen lassen. Nach hizigen Getränken sind sie sehr begierig. Sie riechen gerne Blumen und andere wohlriechende Sachen. In Afrika werden sie mehrentheils um der Zähne willen, aber mit noch härtern als den gewöhnlichen Bleikugeln, erschossen. In Indien nähren sich gewisse Leute vom Fange derselben. Einzel sängt man sie in Schlingen von starkem ungegerbten Hirsch.

leder, welche ihnen unvermerkt um ein Hinterbein geworfen und mit dem andern Ende zugleich an einen großen Baum befestigt werden, indessen einige andere ihn von vorne necken. Zuweilen stellt man eine Art von Treibjagen an, wo mehrere auf einmal gefangen werden, sie lassen sich dann leicht zähm machen und abrichten. Für einen Elephanten werden oft hundert bis tausend Thaler bezahlt. Man rechnet auf einen täglich hundert Pfund Reis oder hundert und funfzig Pfund Gras ohne die Baumblätter. Man braucht sie übrigens zum Tragen, zum ziehen und zum Neiten, sie tragen eine Last von zwei bis dreitausend Pfund. Sein gewöhnlicher Gang ist ein kurzer trab, womit er in einem Tage zehn bis funfzehn Meilen zurücklegen kann. Er wird von einem Führer regiert, der ihm auf dem Nacken sitzt, und ihn mit einem eisernen Haken antreibt und lenkt. Er lässt sich aber auch durch das bloße Wort seines Führers lenken. Wenn ihn derselbe zu einer beschwerlichen Arbeit ermuntern will, so hält er ihm eine Flasche Wein oder Brandewein vor, erklärt ihm sein Vorhaben und verspricht ihm das Getränke nach vollendeter Arbeit zu geben. Er scheint ihm sehr aufmerksam zuzuhören, hält er aber sein Versprechen nicht, so misshandelt und tödtet er ihn. Das Fleisch wird von einigen Völkern gegessen, und soll wie Büffelfleisch schmecken.

E l e p h a n t e n l ä u f e. Dieser Baum wächst in Indien auf den Antillischen Inseln und an vielen Orten des festen Landes in Amerika, besonders aber in Brasilien. Sein Holz ist fest, ziemlich leicht, bald weiß bald röthlich, und wird, weil es vor dem Wurmstich sicher ist, sehr gesucht, um Hansgeräthe und aus seinem Stämme Kähne aus einem Stücke zu machen, die vierzig Fuß lang, und gegen fünf bis sechs Fuß breit sind. Die Rinde ist fast wie bei der Eiche. Die wohlriechende Art, die man Ceder von St. Domingo nennt, heißt der Leinwand und dem darin aufbewahrten Geräthe einem angenehmen Geruch mit, sie macht aber auch Eisenstede, die sich nicht eher wieder herausbringen lassen, bis der Baum von neuen blüht.

Man zieht diesen Baum auch in geheizten Zimmern und Gewächshäusern. Aus der gequetschten und gegohrnen Frucht, die in etwas einem länglichen Apfel gleicht und gelbrothlich aussieht, auch mit einer zarten Haut überzogen ist, deren Fleisch sehr schwammig und flebrig ist, zieht man eine weinsäuerliche Flüssigkeit und einen berauschenenden Beingeist. Die Frucht hat das Besondere, daß ihr Kern von der Größe einer Kastanie, länglich, hart und glänzend an der äußern Schale, an dem auswendigen Theile in der Gestalt einer Schöpsniere liegt. Dieser Kern ist die eigentliche Elephantenans oder Acajounuß, sie dient den Papageien zur Nahrung, und gibt ihrem Fleische einen Knoblauchgeschmack. Die Brasilianer legen jedes Jahr eine da von bei Seite, um ihr Alter dadurch zu berechnen. Das innere schwammiche Wesen der Schale dieser Nuß hat ein schwarzes, scharfes und ätzendes Oel, das durch viele kleine Löcher hindurchschwitzt, vornehmlich, wenn die Frucht reif ist und man sie etwas erwärmt. Man bedient sich dieses Oels die Hüneraugen zu vertreiben, es muß aber mit Vorsicht gebraucht werden. Aus der Mandel dieser Früchte zieht man ein anderes Oel, das zur Erhaltung des Holzes von großem Nutzen ist, und zum Schwarzfärben gebraucht wird. Das den Sommer hindurch von diesem Baume herabträufselnde durchsichtige und wohlriechende Harz, ist ein vortrefflicher Vogelleim, und gleicht dem Dintengummi.

Erlie, oder Ellering. (*Cyprinus phoxinus*, Linn.) Ein dem Gründlinge ähnlicher Flussfisch, er gehört unter das Karpfen geschlecht, ist noch kleiner und schöner gefleckt als der Gründling, und hat einen silberfarbenen Bauch, röthliche Seiten und einen gelben Rücken. Er schwimmt mehr an der Oberfläche des Wassers. Man findet ihn in kleinen mit Eltern besetzten Flüssen zwischen den Wurzeln dieser Bäume.

Elster. S. Aelster.

Elzenbaum. Eine Art Sperberbaum, dessen Blätter denen des Weinstocks ähnlich sind. Seine Frucht ist herbe und hat eine längliche Gestalt.

Em beguaka. Ein Brasilianisches Kraut, dessen gequetschte Frucht ein blutstillendes Mittel ist. Auch werden Schiffssreifen davon gemacht.

Emgalo. Eine Art wilder Schweine in Unterethiopien.

Emmerling. S. Goldammer.

Empakasse. Eine Art wilder Kuh in Congo und Angola. Sie ist sehr sanftmütig, fällt keinen Menschen an, fühlt sie sich aber von einem Jäger verwundet, so fällt sie über ihn her, und tritt ihn so lange mit Füßen, bis er todt ist. Die Neger versetzen aus den Hörnern allerhand Geräthe und musikalische Instrumente. Aus ihrer sehr dicke und harten Haut werden Brustharnische gemacht.

Empalanga. Ein vierfüßiges Thier in Benguela mit großen kurvigen Hörnern.

Endivien. (*Cichorium endivia*. Linn.) Diese Pflanze gehört zum Geschlechte der Eichorie, dauert aber nur ein Jahr. Ihr Waterland ist nicht recht bekannt. Man zieht davon die Endivien mit glatten, breiten Blättern und mit krausen Blättern. Von der letztern Art giebt es eine grössere und kleinere Sorte. Man sieht an dieser Pflanze die weissgelben Blätter, die man nach Art der Cardonen bleicht. Es giebt aber auch noch eine Art, welche von selbst gelbe Blätter treibt, dieses ist die Türkische oder Englische Endivie, deren Blätter übrigens den gemeinen grosskrausen Endivien ähnlich sind. Man braucht die Endivie eben so wie die Lactule roh zum Salat, und gekocht als Gemüse.

E ndrachen drach. Ein großer Baum auf der Insel Madagaskar, dessen Holz gelb, sehr dauerhaft ist, und wie Sandelholz riecht.

Engelsfuß. (*Dryopteris*.) Eine ätzende, beißende Pflanze, welche dem Farrenkraute gleicht, wovon sie eine Gattung zu sein scheint. Sie wächst gewöhnlich am untern Theile der Eichen in Moos.

Engelwurz. (*Angelica*.) Eine Pflanze von vorzüglichen Eigenschaften, sie hat einen aromatischen Geruch und Geschmack. Sie wird als ein Gegengift gebraucht, hat große zackige Blätter und eine gelbe Blüthe. Die Angelika imperialis, die wilde und arkadische sind verschiedene Gattungen derselben, denen man auch verschiedene Eigenschaften zuschreibt.

Engry. Eine Art Afrikanischer Tiger, welche die Negro anfallen, vor den Weisen sich aber fürchten. Das Haar von ihrem Bart hält man für eines der feinsten Güste.

Enguamba. Ein Amerikanischer Baum, der besonders in der Provinz Machoaram wächst. Seine grünlichen Blüthen wachsen büschelweise. Die Frucht liefert ein Öl, das ein sehr gutes Bündmittel ist.

Enfa de. Eine Art Feigenbaum in Niederethiopien, der keine Frucht trägt; seine Zweige biegen sich zur Erde nieder, schlagen Wurzeln, welche wieder andere Stämme treiben, woraus denn ganze Wälder entstehen. Aus seiner Rinde werden verschiedene Zeuge gemacht. Man findet ihn auch in einigen Gegenden von Ostindien. Er scheint der Indianische Feigenbaum zu sein, und heißt auch Enrenda, auch Ensandra.

Ente (gewöhnliche). (*Anas boschas*. Linn.) Es gibt mehrere Arten von Enten als von Gänsen; auch gibt es

mehrere Gattungen derselben. Die wilden Enten sind von verschiedner Farbe und Größe, und weichen auch zum Theil in der Bildung von einander ab. Die Löffelente (*Anas clypeata*) hat einen breiten Schnabel, der am Ende wie ein Löffel gebogen ist; sie schillert mit sehr schönen Farben. Die Quakerente oder Quackente (*Anas clangula*) ist kleiner als die gemeine, weiß und schwarz gestreift, und nährt sich größtentheils von Muscheln. Die kleinste ist die Kriechente (*Anas crecca*), die man in nördlichen Gegenden häufig auf sumpfigen Wiesen findet. Sie wird für die schmackhafteste unter allen gehalten. Die Bisamente, auch Türkische oder Indianische Ente genannt, s. Bisamente. Die wilden Enten verschlingen in den Fischteichen die junge Brut und den Fischlaich, geben jedoch diesen bisweilen unversehrt wieder von sich, und besetzen dadurch Teiche mit ganz fremden Fischarten. In Slavonien erlegt man jährlich wohl eine Million wilder Enten. Die Enten können noch weniger ohne Wasser leben als die Gänse. Außer Körnern und andern Futter aus dem Pflanzenreiche fressen sie auch allerlei Insekten und Gewürme, desgleichen Frösche, Kröten und Mäuse. Der Zucker ist ihnen tödtlich, man hat eine an fünf Quentchen sterben sehen. In Island giebt es auch eine Entenart, deren Flammenfedern besonders geschätzt, und deshalb von den Einwohnern sehr sorgfältig gezogen werden, weil sie wie der Eiderdun sehr leichte sind und warm halten.

Ente (Lappländische wilde). Hat einen rothen Schnabel und rothe Füße. Rücken, Kopf, und ein Theil der Flügel sind schwarz. Der Bauch ist weiß. Wegen ihres spitzigen Schnabels hält man sie eher für einen Specht als für eine Ente.

Ente (Schwarze). (*Anas nigra*, Linn.) Eine zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Zoll lange Entenart, welche die mitternächtigen Amerikanischen, Asiatischen und Europäischen Meere, von Frankreich bis in das Indische Weltmeer, aber auch die Englischen Küsten und die Nordsee bewohnt, und auch in Lapp-

land angetroffen wird. Sie lebt von Schalthieren, deren Schalen sie zermalmt in kurzer Zeit wieder von sich giebt. Das Männchen ist völlig schwarz, das Weibchen hingegen braun, der Hörer auf dem Schnabel roth. Ihre kurzen Flügel gebraucht die Ente in gewisser Rücksicht als wie Nader, und es scheint mehr als diese sie auf dem Wasser; sie taucht sehr gut unter; Ihr Fleisch ist ranzig und nicht sehr schmackhaft, allein die Kunst der Köche sucht den Geschmack derselben zu verbessern und zu erhöhen, und die Gewürze machen es weniger unverdaulich.

Entenmuschel. Man glaubte ehedem, daß aus diesen Muscheln kleine Enten entstünden, weshalb sie diesen Namen erhalten haben. Die Veranlassung zu dieser Meinung ist folgende: Die Seevögel legen bisweilen ihre Eier auf Meerestanzen, picken dieselben, so daß der Fisch herauszugehen gezwungen wird, fressen ihn alsdann und legen Eier an ihrer Stelle. Die ausgebrütenen Jungen gehen nun aus ihrem Käfer. Die Entenmuschel hängt sich wie eine Schmarotzertanze an Seegewächse. Der Kopf des Thiers, das diese Muscheln bewohnt, ist mit einer Menge kleiner franzensförmigen Federn besetzt. Ihre kurvigen unregelmäßigen Bewegungen ziehen dann die kleinen Insekten, wovon sich dieses Thier nährt, gleichsam in einen Abgrund hinein.

Entian, oder Enzian, S. Bitterwurz.

Entiengie. Ein Afrikanischer Vogel, der besonders im Königreich Congo gefunden wird. Man sieht ihn nur auf Bäumen, weil er, wie man vorgiebt, nie die Erde berühren kann ohne zu sterben. Er wird stets von kleinen schwarzen Vogeln begleitet, die ihn beschützen. Seine Haut ist schwarz gesleckt, und wird für eine Art Schmuck gehalten.

Entomositen. Sind versteinerte oder inkrustierte Insekten.

Epheu, Eppich, Wintergrün. (*Hedera helix.*)
 Schlingt sich an die Bäume hinauf und erhält einen Theil seiner Nahrung davon. Die Rinde ist rauh, borstig und aschfarbig. Die wurzelartigen Säsern an den Ranken wurzeln so fest in die Rinde des Baums ein, daß man ihn unten am Stämme abhauen kann, ohne daß er verrottet, weil er immer noch Saft genug aus denselben an sich zieht. Gegen Ende des Herbstes treibt er moosichte, bleichgelbe oder gelbgrüne Zwitterblumen; gegen den Winter zeigen sich kleine runde schwarze Beeren mit drei bis fünf Samenkörnern. Er wird vornehmlich zur Bekleidung der Gartenhäuser, Portale, Wände und Mauern gebraucht. Die Blätter werden, in Wein gekocht, gegen Geschwüre und Brandschäden geräumt; frisch in Weine eingeweicht, sollen sie die Hühneraugen vertreiben. Durch Einschnitte in den Baum davon erhält man das Hedergummi, das eine zerhellende Kraft haben, und ein Mittel wider Verschleimung der Säfte sein soll.

Erbse. (*Pisum sativum. Linn.*) Ist die einträglichste Hülsenfrucht, und wird als Küchengewächse theils im freien Felde, theils in Gärten gebaut, kommt auf jedem Boden fort, wenn er nur nicht zu zähe und sandig ist. In stark gedüngtem Erdreich wachsen sie sehr ins Kraut ohne viel Schwere anzusehen. Die Felderbsen müssen so früh als möglich gesät werden, und zwar zu Ende des Märzess oder zu Anfang des Aprils. Von den Gartenerbsen giebt es verschiedene Sorten, als: die Früh erbse, die Büschelerbsen (Kronen- oder Traubenerbsen), die Klunker- oder Fontanellerbsen, die grüne Erbse, die Zuckererbse, und die Englische Zwergzuckererbse, die aus Indien herstammt und in unsern Ggenden nicht kommt. Eine ganz andere Gattung ist noch die Rüchererbse (*Cicer arietinum*); sie wächst wild im Orient und in Südeuropa. In Frankreich und Italien besät man ganze Felder damit, doch mehr zum Futter für das Vieh, als zur Nahrung für den Menschen. Als Kaffeebohnen gebraucht, geben sie dem Kaffee einen angenehmen Geschmack. Außer diesen ist

noch zu bemerken die Lauseerbse in Amerika, welche sich bis auf den Gipfel der höchsten Bäume hinaufwindet. Die Schoten derselben haben kleine kurze Haare, welche, wenn man sie berührt, ein heftiges Jucken in der Haut verursachen.

Erbsebaum. (*Rob. caragana.*) Stammt aus Sibirien. Er wächst theils strauchartig, theils als ein Baum von der Höhe einer mittelmäßigen Birke. Die Blätter, aus denen man eine dem Indigo ähnliche Farbe zieht, bestehen aus fünf bis sechs Paar kleinen dunkelgrünen Blättchen und endigen sich mit einem Stachel. Die goldgelben schönen Blumen kommen im Mai in kurzen Büscheln hervor. Der Same in den Schoten ähnelt kleinen Erbsen, und kann für Menschen und Vieh zur Nahrung dienen, und man kann auch ein Öl daraus ziehen. Er kommt in den magersten Böden fort, verträgt die strengste Kälte und giebt brauchbares Holz. Aus dem Splint der jungen Zweige soll man schönes Flachs erhalten können.

Erbenskäfer. (*Bruchus pisi.*) Unter den Käfern, die in den Samen verschiedener Gemäuse leben, und deshalb Samenkäfer heißen, ist der Erbsenkäfer wegen seiner Schädlichkeit am bekanntesten. Er ist ungefähr so groß wie eine Bettwanze. Die Flügeldecken sehen schwarzbraun aus und sind weiß-grau gestreift. Man bemerkte diese Käfer um die Zeit der Felderbsenblüthe auf allerlei Blumen. Sie begatten sich dann, und die Weibchen legen ihre Eier in die jungen Schoten, wenn sie sich zu bilden anfangen, und zwar an jede Erbe ein Ei. Nach einigen Tagen kommt die Larve aus dem Ei, frisst sich in die Erbe hinein und bleibt darin bis zur vollen Verwandlung. Gegen den Winter verbreitern sie sich und erstarren; im nächsten Jahre pflanzen sie ihr Geschlecht fort.

Erdapfels. (*Helianthus tuberosus.*) Eine von den Kartoffeln ganz verschiedene Pflanzengattung, deren Vaterland Brasilien sein soll. Er gehört zum Geschlechte der Sonnenblumen, und hat einen acht bis neun Fuß hohen Stengel mit gezäh-

nelten, großen, rauhen Blättern ohne Nebenstengel. Die Blüte gleicht ebenfalls unserer Sonnenblume, ist aber viel kleiner. Der Same wird hier nicht reif. In der Erde treibt diese Pflanze zäsurichte Wurzeln mit hohlen, auswendig blaßröhlichen und glänzenden, innwendig weißen Knollen. Diese sind gewöhnlich so groß als eine wälsche Nuss, bisweilen auch drei bis viermal so groß. Sie haben einen wäsrigen weichlichen Geschmack, und werden nicht sonderlich geachtet, man hält sie auch für ungesehner als die Kartoffeln. Übrigens können sie meistens eben so wie die letztern benutzt werden.

Erdbeere. (*Fragaria vesca*. Linn.) Sie wird in allen vier Erdtheilen in Wäldern und auf Trüsten wild gefunden. Die Abänderungen sind der Farbe, Gestalt, Größe und dem Geschmacke nach verschieden, denn man hat sie mit rothen, weißen und grünlichen Früchten; einige sind etwa noch einmal so groß als Erbsen, andere erreichen die Größe einer Walnuss; eine Sorte schmeckt wäsrig, die andere gewürhaft u. s. w. Außer der rothen und weißen Walderdbeere bemerken wir hier noch die stets blühende, oder die Monatserdbeere, welche bis im späten Herbst blüht und reife Früchte bringt; die gemeine Gartenerdbeere mit blaßgrünen haarigen Blättern und Früchten, die auf der einen Seite grünlich bleiben, auf der andern aber dunkelrot werden; die Virginische oder Scharlacherdbeere, deren Früchte hellrot, eisförmig, und von weinsäuerlichem Geschmacke sind, sie reifen früher als die der gemeinen Gartenerdbeere; die Niesenerdbeere, der Vermuthung nach in Chilli einheimisch, erzeugt Früchte von der Größe eines kleinen Apfels, wiewohl nur wenige derselben, auch haben sie keinen so angenehmen Geschmack wie die andern Sorten; die Ananaserdbeere trägt ihre Früchte, wie die Ananas, aufrecht in die Höhe. Sie reifen spät, behalten immer eine weißgrüne Farbe, röthen sich jedoch an der einen Seite etwas. Ihr Geruch und Geschmack ist kräftig. Zuweilen werden sie so groß als das oberste Glied eines Maunsbaumes.

Erdbeerbaum. Ein Baum, der in Languedoc, in der Provence, in Spanien und Italien wächst. Die Ziegen sind sehr lustig nach seinen Blättern, die Bienen nach seinen Blüthen, die Kinder und einige Vogelgattungen nach seinen Früchten, die einer großen Erdbeere ähnlich sind. Aus seinem weißen Holze werden verschiedene Holzarbeiten gemacht; und das Holz giebt auch eine gute Art Kohlen.

Erbirne. S. Kartoffel.

Erdepheu, oder **Gundermann,** Gundelreben. (*Glecoma hederacea.* Linn.) Findet sich an Hegen, Zäunen und in Gebüschen an schattigen Orten. Man schreibt ihm eröffnende, reinigende, harntreibende Eigenschaften zu. Der ausgeprägte Saft mit Molen oder Milch vermischt, soll schon mehrmals in der Schwindsucht mit dem besten Erfolge gebraucht worden sein.

Erdfloß. (*Chrysomela oleracea.*) Ein kleines schwarzgrün, auch braunglänzendes Insekt, das zum Geschlecht der Blattkäfer gehört. Außer diesem werden auch noch zwei andere ähnliche Insekten mit diesem Namen belegt, die aber nicht so häufig gefunden werden, und auch den Küchengewächsen nicht so schädlich sind als wie jenes. Die Erdlöcher kommen bei warmer Witterung schon im April aus der Erde hervor und ziehen besonders den jungen Kohlpflanzen nach. Sie begatten sich bald, worauf die Weibchen ihre Eier an die untere Seite der Pflanzenblätter legen. In kurzer Zeit kriechen sechsfüßige Larven aus, welche ebenfalls die Blätter zernagen, sich innerhalb vierzehn Tagen etlichemal häuten, mit etlichen Fäden an die Blätter anspinnen, sich verpuppen und in einigen Wochen als Käfer erscheinen. Diese verkrüppeln sich theils in die Erde, theils zwischen Baumrinden und kommen im nächsten Frühjahr wieder hervor. Sie vermehren sich besonders bei trockenem und heißem Wetter außerordentlich stark.

Erdgans, Fuchsganz. (*Vulpenser.*) Dieser Vogel, der sich besonders in den nördlichen Gegenden aufhält, hat

fast ganz die Stimme der Enten. Er häst sich mehrtheils auf dem Wasser auf. Sein Nest baut er, so wie die Füchse, in die Löcher unter der Erde, daher er auch den Namen Fuchsgans erhalten hat.

Erdgrille, Maulwurfsgrille, Erdkrebs, Neitwurm, Erdwolf. (Gr. gryllotalpa.) Sie lebt bloß unter der Erde, und wühlt mit den breiten gefingerten Vorderfüßen Gänge nach Art der Maulwürfe. Sie wird wohl zwei Zoll lang, wie ein kleiner Finger dick, und sieht meistens kaffeebraun, bisweilen auch lichter aus. Das Bruststück ist mit einer harten Schale bedeckt, der Hinterleib ist weich, die Flügel sind fast noch einmal so breit als lang, aber zusammengefaltet; die Flügeldecken reichen kaum zur Hälfte darüber. Das Fliegen wird ihr beschwerlich, und sie magt es nur im äußersten Nothfalle. Die Männchen machen Abends und Morgens ein Geschwirre. Diese Insekten halten sich in Gartenbeeten, auf Gersten- und Leinäckern am liebsten auf, fressen die Wurzeln der Blumen, der jungen Saat und der Küchenkräuter, und vermehren sich sehr stark. Die Weibchen legen nach der Begattung im Frühjahr etliche hundert Eier in ein Klümpchen fest zusammengefütterter Erde, woraus in einigen Wochen vollkommen ausgebildete Jungs, jedoch ohne Flügel, etwas größer als Ameisen herauskommen, die sich bis zum Herbst viermal häuten, und dann Flügel, Farbe und Größe mit den Eltern gemein haben. Da sie dem Geruche des Pferdemists nachgehen, so ist das einfachste Mittel sie zu vermindern, daß man im Herbst hin und wieder auf den Äckern zwei bis drei Fuß tiefe Gruben macht, sie mit Pferdemist anfüllt, und oben wieder mit Erde bedeckt. Theils die Wärme, theils der Geruch lockt sie aus einer ziemlichen Entfernung herbei, sie ziehen in die Gruben ein, und nisten daselbst, so daß man im Februar und März ganze Familien beisammen findet. Vor dem Schweineniste hingegen sollen sie fliehen. Sie werden besonders vom Wiedehopf aufgesucht und gefressen.

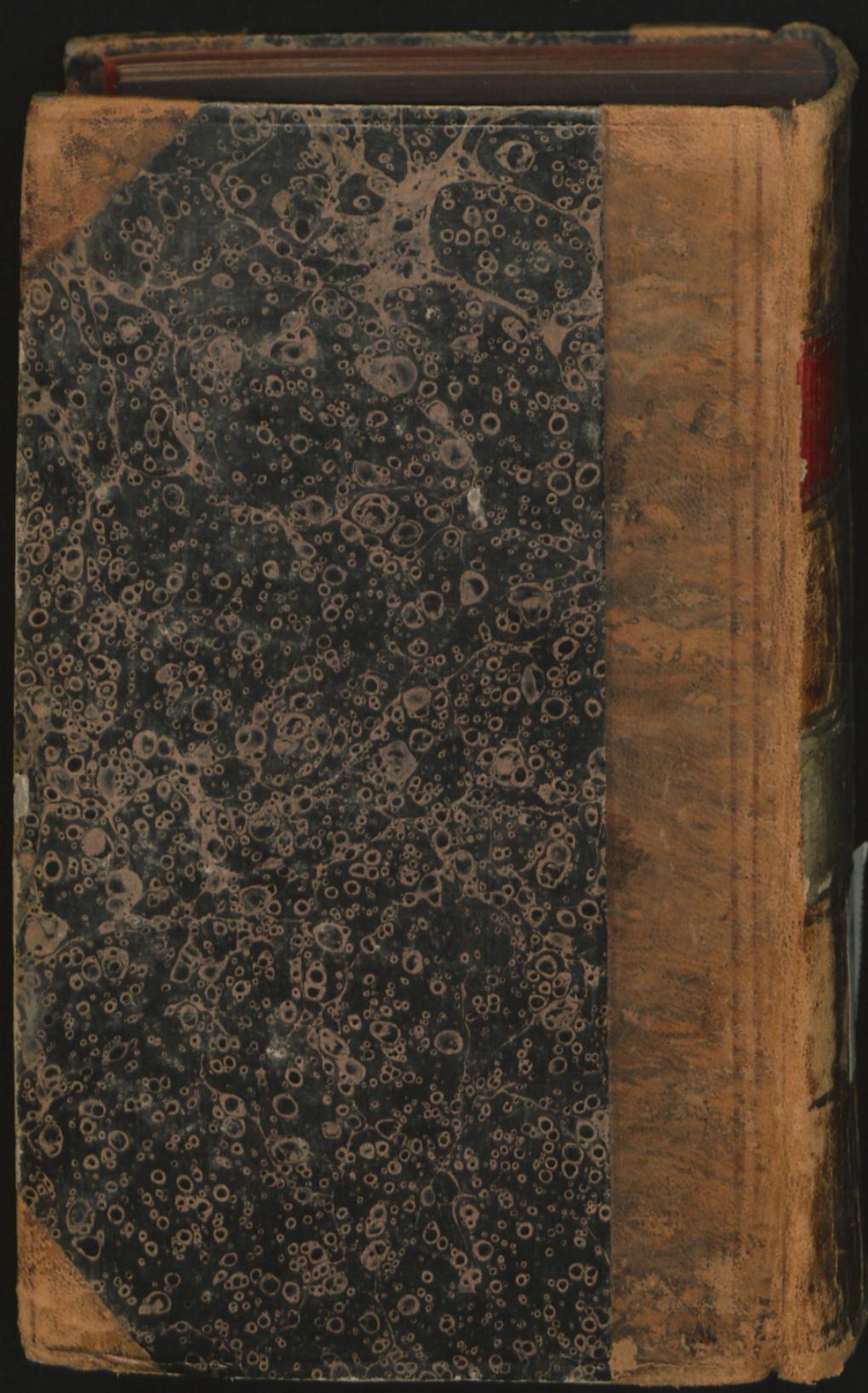
Ende des ersten Theils.

Ha

das

AB 168058

Pa 1009



Farbkarte #13

B.I.G.

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

Inches

Centimetres

8
7
6
5
4
3
2
1
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19

iedlein

terbuch

h i c h t e

r Natur.

i bearbeitet.

Heil.

g,

n Buchhandlung.